

Das
Hochgebirge
der
Schweiz.



[57156]

C9

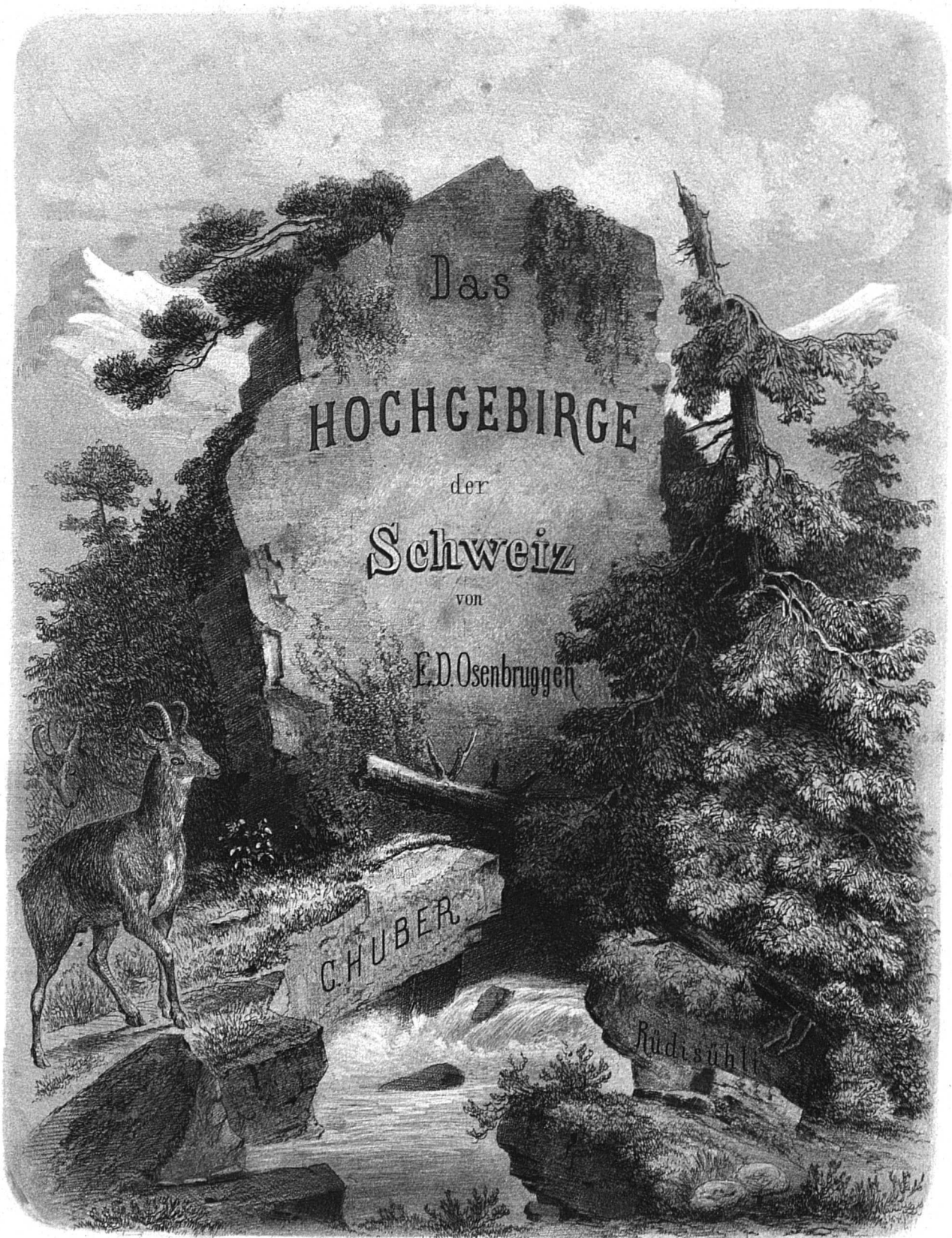
1. Aufl. 1868. Birkinger. Lokale Wälder 48 Stücke, hier sind 53 . ; VIII + 304 S.
(2. Aufl. mit 64 Platten, 376 S.; 1875).

Das Hochgebirge

der

Schweiz.





Verlag von Chr. Krüsi in Basel.



Das
Hochgebirge der Schweiz.

Prachtwerk mit 52 der interessantesten Ansichten aus dem
Alpen-, Gletscher- und Felsengebiete.

Nach Photographien und getreu nach der Natur bearbeitet und in Stahl gestochen

von

J. F. Kündisühl, C. Huber u. A. m.

Mit topographischem Text

von

Professor Ed. Osenbrüggen.



B a s e l,

Druck und Verlag von Chr. Krüsi.

London.

WILLIAMS & NORGATE,
14, Henrietta-Street, Covent-Garden.

Paris.

A. FRANK,
67, rue Richelieu, 67.

New-York.

BERNHARD WESTERMANN & Cie
440, Broadway.

[1868]

Rh 480

Inhaltsverzeichnis des Textes.

| | Seite. | | Seite. |
|--|--------|--|--------|
| Das Hochgebirge (Einleitung) | 1 | Interlaken | 151 |
| Der Albula-Paß | 17 | Der Staubbach | 163 |
| Der Morteratschgletscher | 27 | Die Jungfrau | 169 |
| St. Maria | 35 | Mürren | 185 |
| Der Fergletscher | 37 | Eiger und Mönch | 189 |
| Der Maloja-Paß | 39 | Grindelwaldgletscher | 193 |
| Silvaplana | 45 | Wetterhorn | 199 |
| Eine Bergmühle | 47 | Der Reichenbach | 203 |
| Via mala | 49 | Well- und Wetterhorn | 205 |
| Wildkirchlein | 51 | Finsteraarhorn | 209 |
| Seealpsee | 63 | Schreck- und Wetterhorn | 215 |
| Laminafchlucht | 73 | Altsch-Gletschermeer | 217 |
| Die Pantenbrücke und die Linthfchlucht | 79 | Altsch-Gletschersee | 221 |
| Schächenbach | 85 | Nernen | 223 |
| Basen | 91 | Lawinensturz, Parthie am Simplon | 227 |
| Die Gotthardstraße | 93 | Zermatt | 239 |
| Die Teufelsbrücke | 97 | Gornergletscher | 255 |
| Hospenthal | 103 | Pierre-à-Voir | 257 |
| Gen Realp | 105 | Gorge de Trient | 265 |
| Der Rhonegletscher | 109 | Tête noire | 267 |
| Die Grimsel | 117 | Monte Moro | 269 |
| Der Todtensee | 127 | Der Bergsturz von Goldbau | 275 |
| Die Engstlenalp | 141 | Der Pilatus | 289 |



Verzeichniss der Stahlstiche.


* Reihenfolge, wie sie gebunden werden sollen.

| | Seite. | | Seite. |
|--|--------|--|--------|
| 1. Titelblatt (Stahlstich) | | 27. Engstlenalp | 141 |
| 2. Der Albula-Paß | 17 | 28. Interlaken und Unterseen | 151 |
| 3. Der Morteratschgletscher, unterer | 27 | 29. Staubbach | 163 |
| 4. Der Morteratschgletscher, oberer | 31 | 30. Die Jungfrau | 169 |
| 5. St. Maria | 35 | 31. Jungfrau-Kette | 177 |
| 6. Der Fex-Gletscher | 37 | 32. Mürren | 185 |
| 7. Der Maloja-Paß | 39 | 33. Eiger und Mönch | 189 |
| 8. Silvaplana | 45 | 34. Grindelwald-Gletscher | 193 |
| 9. Eine Bergmühle am Tiefenkasten | 47 | 35. Gletschergrotte bei Grindelwald | 195 |
| 10. Via mala (Brücke) | 49 | 36. Wetterhorn, Mönch und Eiger | 199 |
| 11. Via mala (gegen Thufis) | 51 | 37. Reichenbach | 203 |
| 12. Wildkirchlein | 53 | 38. Well- und Wetterhorn | 205 |
| 13. Seealpee | 63 | 39. Finsteraarhorn | 209 |
| 14. Laminaschlucht | 73 | 40. Schreck- und Wetterhorn | 215 |
| 15. Pantenbrücke | 79 | 41. Aletsch-Gletschermeer | 217 |
| 16. Die Linthschlucht | 83 | 42. Aletsch-Gletschersee | 221 |
| 17. Schächenbach | 85 | 43. Nernen | 223 |
| 18. Wasen | 91 | 44. Lawinensturz, Parthie am Simplon | 227 |
| 19. Die Gotthardstraße | 93 | 45. Zermatt | 239 |
| 20. Die Teufelsbrücke | 97 | 46. Gornergletscher | 255 |
| 21. Hospenthal | 103 | 47. Pierre-à-Voir | 257 |
| 22. Gen Realp | 105 | 48. Gorge de Trient | 265 |
| 23. Parthie am Rhonegletscher | 109 | 49. Tête noire | 267 |
| 24. Hotel am Rhonegletscher | 113 | 50. Monte Moro | 269 |
| 25. Die Grimsel | 117 | 51. Der Bergsturz von Golbau | 275 |
| 26. Der Todtensee | 127 | 52. Der Pilatus | 289 |

Berg
LAREN

* Zur Beachtung für den Buchbinder.

V o r w o r t.

 Das „Hochgebirge der Schweiz“ soll durch Bild und Wort einführen in eine Welt, deren erhabene Pracht von Jahr zu Jahr größere Anziehungskraft ausübt, deren Erkenntniß eine eigene Wissenschaft geworden ist. Wie das Reisen überhaupt jetzt einen bedeutenden Factor ausmacht in der Culturentwicklung, so ist es in unserer hastenden aufregenden Zeit ein Bedürfniß und eine Wohlthat die Einsamkeit des Gebirges aufzusuchen, Geist und Körper zu erfrischen und zu kräftigen für den neuen Kampf des Lebens, der da unten nicht ausbleibt. Die schweizerische Hochwelt steht unvergleichlich da mit ihren Eisdomen und ihren Felsenburgen, ihren waldbekränzten Bergwänden, ihren tiefgrünen Seen, ihren lieblichen Alptribten. In der höchsten Region umkreist der Adler und der Geier die Felszacken und die flinke Antilope des Gebirges „auf der Felsen nackte Rippen klettert sie mit leichtem Schwung, durch den Riß geborstner Klippen trägt sie der gewagte Sprung.“ Der Mensch hat dort keine bleibende Stätte, aber in den Hochthälern hat er seine Hütten aufgeschlagen und diese Bergdörfer und Weiler sind dem Wanderer anheimelnde Mastorte, oft auch segnet er das rettende Dach, wenn er dem wilden Wetter entrinnt, und in der Erinnerung haftet die Einkehr in dem Thal bei armen Hirten wie ein Idyll, das er erlebt hat.

Das vorliegende Werk bringt Blätter der Erinnerung für diejenigen, welche Hochgebirgsscenen geschaut haben, Becker der Sehnsucht denen, die nur noch eine Ahnung hatten von dem Schönen,

seinen Wolkensteg; das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg; in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut; es stürzt der Fels und über ihn die Fluth." Da mag der Pilgrim mit dem Stabe, der Handelsmann mit dem Kauffschake manches Kreuz geschlagen haben, wenn er zu diesen unwirthlichen Höhen aufsteigen mußte, und ein Dankgebet schickten sie zum Himmel, wenn sie jenseits mit dem leiblichen oder doch mit dem geistigen Auge die Gärten der Hesperiden erschauten. Freude an dem Hochgebirge hatte niemand als wer es von unten sich ansah, aber es sollte anders werden, als der Natursinn sich steigerte und gar bald auch in Naturschwärmerei ausschlug. Diese Zeit kam erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und auf die Stimmung der Menschheit zum Hochgenuß im Hochgebirge hat besonders Rousseau eingewirkt, theils durch directen Hinweis auf den Einfluß der Bergluft auf Körper und Geist, wobei er seine Verwunderung ausdrückt, daß man ein solches Luftbad nicht unter die Heilmittel der Medicin und Moral aufnehmen, theils und im Großen dadurch, daß er die Menschen mahnte, aus dem verkünstelten Leben herauszutreten und mit frischem Sinn die Natur zu erfassen.

Die erste große That im Hochgebirge der Schweiz war die Eroberung des Montblancs. Dazu mußte aber erst die Bahn geöffnet werden durch die Entdeckung von Chamouni, welches den Reisenden so gut wie unbekannt war. Wenn man sieht, wie jetzt alljährlich Tausende von Touristen und Touristinnen aller Nationen dahin strömen und wie ihnen die geringen Beschwerden der Reise nur dazu dienen als pikante Würze den Comfort des Lebens zu erhöhen, der ihnen in den vornehmen Gasthöfen dort im höchsten Grade für ihr überflüssiges Gold dargeboten wird, so ist es interessant zu erfahren, wie man es im J. 1741 anfang, die Existenz Chamounis für die Reisewelt zu ermitteln. Sehr hübsch ist dieß von B. Stuber in seiner Geschichte der physischen Geographie der Schweiz geschildert: „Ein Engländer, Windham, der seit einigen Jahren in Genf wohnte, faßte zuerst den Entschluß, diese Gebirge (Montblanc u. s. w.) in der Nähe zu besuchen und als der berühmte Reisende Pococke auf seiner Rückkehr aus Egypten 1741 durch Genf kam, war es nicht schwer, ihn zu bewegen, sich dieser abenteuerlichen Unternehmung anzuschließen. Sechs andere Engländer kamen dazu. Man rüstete sich aus wie auf eine Reise in ein von Wilden bewohntes Land,

und die friedlichen Bewohner von Chamouni waren nicht wenig erstaunt, eine Karawane von acht Herren und fünf oder sechs Dienern einziehen zu sehen, alle bewaffnet bis an die Zähne, mit einem Zelt, Küchengeräthschaften und Provisionen aller Art. Die Reise dahin hatte über eine halbe Woche gedauert. In der Nähe von Sallanche war das Zelt aufgeschlagen worden, Pococke hatte sich als arabischer Emir gekleidet und man ließ die in Menge zufließenden Bürger von Sallanche glauben, ein orientalischer Fürst komme, ihr Thal zu besuchen. In Chamouni wurde, nach vielem Hin- und Herreden mit den Landleuten über die Gefahren eines so gewagten Unternehmens, der Montanvert erstiegen; man zeichnete auch eine Ansicht der Gebirge, die später in London als Kupferstich erschienen sein soll. Andere Resultate als das bisher der äußeren Welt unbekannt gebliebene Chamouni den Touristen eröffnet zu haben, hatte die Reise nicht.“

In Chamouni war für alle Zeit ein Zielpunkt der Touristenwelt gefunden, aber es dauerte noch mehrere Decennien bis man von dort auf den Montblanc kam. In diesen Jahren wurden für diesen Zweck Vorstudien gemacht, theils von kräftigen Männern, welche später als Führer dienten, theils von wissenschaftlichen Pionieren, welche den Bergriesen spähend umkreisten und sich immer höher hinanwagten. In wissenschaftlicher Beziehung war es ungemein wichtig und folgerich, daß in diesem Gebiete der Genfer De Luc die Methode der barometrischen Höhenmessung reformirte und das Beispiel gab, wie ein Physiker in der Welt des Eises und des Schnees seine Studien zu machen habe.

Im Jahre 1786 kam der Doctor Paccard von Chamouni aus auf den Gipfel des Montblanc. Es war eine kühne That, für welche unter den Führern dem Jacques Balmat ein besonderes Verdienst zuzuschreiben ist, daher er auch den Beinamen Montblanc erhielt. Die theils bezweifelte, theils geglaubte Möglichkeit war zur Wirklichkeit geworden und das hatte rasch die Folge, daß eine zweite Expedition der Art von einem Manne unternommen wurde, der wie kein anderer im Stande war die Entdeckung weiter zu führen und zu verwerthen. Paccard konnte von sich sagen: „Ich bin da gewesen!“ der Genfer Horace Bénédict de Saussure hat den Montblanc wissenschaftlich entdeckt. Mit 18 Führern und Trägern und seinem Diener stieg er am ersten August 1787 hinauf und es war dies nicht bloß ein Kraftstück, sondern eine

hervorragende Leistung im Kreise seiner mit der größten Energie und den beschwerlichsten Anstrengungen durchgeführten Bergstudien, welche B. Studer nach ihrer Bedeutung gewürdigt hat, wenn er sagt: „De Saussure ist der Begründer der Physik des alpinischen Hochgebirges, der Kenntniß seiner geologischen Struktur, seiner Steinarten, seiner Wärmeverhältnisse und atmosphärischen Zustände.“

Nachdem dieser höchste Gipfel Europa's erstiegen war, hätte man erwarten dürfen, daß die Eroberung anderer Bergriesen in rascher Folge vor sich gehen werde. Das war aber noch nicht, oder doch nur im geringen Maße der Fall. Zwar bewegten sich die Naturforscher nicht mehr wie in früherer Zeit nur auf den gebahnten Wegen, sondern drangen in die Eiszwelt vor; unter den Naturwissenschaften dominirten nicht mehr bloß die Botanik und die Mineralogie, für welche schon in den Hochthälern eine reiche Beute zu erlangen war, sondern die Geologie und Physik steckten höhere Ziele, aber es war eine Zeit in die Welt gekommen, welche das Leben der europäischen Menschheit in seinen Grundfesten erschütterte und nicht geeignet war Werke des Friedens zu fördern; auch über der Schweiz hing ein schweres Gewitter und schwarzes Gewölk, das die Lust zu Hochwanderungen nicht aufkommen ließ. Erst im Jahre 1811 finden wir wieder eine Gebirgshut im größeren Styl. Die Jungfrau, deren Name schon ein Bannwort war, wurde am 3. August des genannten Jahres von den Gebrüdern Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau erstiegen und im September 1812 nochmals von denselben Brüdern in Begleitung anderer Männer. Während spätere Erstiegen der Jungfrau über die Hochterrassen des Aletschgletschers ausgeführt wurden und nur auf diesem Wege möglich schienen, mag von den Gebrüdern Meyer eine andere seitdem unwegsam gewordene Richtung eingeschlagen worden sein, aber daß sie den höchsten Gipfel der Jungfraugruppe erreichten, ist nicht zu bezweifeln, obgleich es anfangs bezweifelt wurde, nicht weil ihre Wahrheitsliebe fraglich war, sondern weil ein derartiger Irrthum gutgläubiger Bergsteiger nicht selten vorkommt und weil man an der Vorstellung festhielt, die hehre Jungfrau sei unbezwingbar.

Als nach langen Kriegsjahren der Frieden wieder in Europa eingezogen war, da erwachte auch der in seinen Lebensäußerungen zurückgebrängte Naturflinn von Neuem und in voller Kraft, nicht mehr als weiche, traumselige Naturschwärmerci, die mit Schäfergedichten

sich in einer arkadischen Welt bewegte, welche eben so wenig der Vergangenheit, als der Gegenwart und Zukunft angehörte, sondern als Erfassen der realen Welt, wo sie am großartigsten ist und den Menschen, die einen frischen Luftzug ertragen können, Körper und Geist erfrischt. Vor Allem war es das kräftige Volk Alt-Englands, das in die Bergregionen der Schweiz und Tyrols vordrang und seine Pfadfinder haben in kühnen Bergfahrten Unglaubliches geleistet. Sie mögen es verantworten, wo sie als Giganten gefrevelt haben, aber unbestritten sind ihre Verdienste um die Erforschung des Hochgebirges. Es brauchen nur die Namen Forbes und Tyndall genannt zu werden, um daran zu erinnern, was die Wissenschaft englischen Bergsteigern verdankt, aber wenn auch sehr viele derselben nicht in die Kategorie der Wissenschaftsmänner gehören, kann man sich doch freuen über diese Kraftmenschen. Der im Jahre 1857 gegründete englische Alpenclub hat begreiflicherweise besonders in der Schweiz seine Thätigkeit entwickelt und ist auch Anregung zur Stiftung des schweizerischen Alpenclubs geworden. In der Schweiz waren zwar schon lange die Naturforscher und andere Montanisten mit den bedeutendsten Erfolgen in den heimathlichen Bergen gewandert, aber durch den schweizerischen Alpenclub ist seit 1863 nicht nur in weiten Kreisen die Theilnahme an diesen Bestrebungen angeregt, sondern sind die Unternehmungen systematisch geworden.

Erst 1828 folgte die dritte Erstiegen der Jungfrau, die seitdem oft heimgesucht ist und es vergeht kein Jahr, daß nicht der Gipfel des Montblancs erklimmen wird. In rastloser Thätigkeit wird ein Bergrieße nach dem andern überwunden und sogar Frauen theilhaben sich in mannhafter Weise an den größten Kraftstücken, besonders Engländerinnen, von denen Miß Walker aus Liverpool, die 1864 sogar auf den schwierigen Eiger kam, in einem rothen Buche als die „verwegene Finsteraarhorn-, Montblanc- und Montrosaersteigerin“ eingeführt wird. Als erste Ersteigerin des Mönchs (im Jahre 1855) nennt man wohl eine vornehme schöne Dame, die Fürstin Kolzow-Massalsky (Gräfin Dora d'Jstria), aber sie soll nicht, wie sie es glaubte, auf den höchsten Gipfel gelangt sein. Auch Schweizerinnen, obwohl von ihnen weniger geredet ist, sind nicht von solchen Unternehmungen zurückgeblieben. Fräulein Zeller aus Zürich hat den Biz Tschieroa im Engadin und wie Fräulein Brunner aus Bern die über 11000 Fuß hohen Altelts erklettert und diese Ber-

nerin mit ihrem Bruder auch das Finsteraarhorn, so daß die Berner Section des Alpenclubs sich veranlaßt sah, der Dame durch Ueberreichung eines Ehrendiploms die „Anerkennung für ungewöhnliche clubistische Leistungen im Alpengebirge“ auszusprechen.

Was suchen wir im Hochgebirge und was finden wir? Die Frage ist deshalb schwer zu beantworten, weil „wir“ sehr verschieden sind, so sehr, daß es schon eine mißliche Aufgabe ist, die Besucher der Gebirgswelt in bestimmte Classen zu bringen. Wollte man sich begnügen, einfach Naturforscher und Nichtnaturforscher oder Laien zu unterscheiden, so würde man doch vielen der Letzteren Unrecht thun, da sie, weit zwar entfernt sich Naturforscher von Fach nennen zu wollen und zu können, doch, bei der weiten Ausdehnung des Gebiets der Naturwissenschaft und der Fülle ihrer Untersuchungsobjecte, auf den Bergwanderungen unwillkürlich zur Naturforschung in einer oder der andern Richtung hingezogen werden. Wenn ich nicht irre, so äußerte einst Seume, er befeißige sich nur in soweit der Botanik, daß er das Eßbare von dem Nichtessbaren zu unterscheiden wisse. Schwerlich würde er, wenn man ihn auf die Probe gestellt hätte, auch nur dieser Aufgabe genügt haben; wer es aber liebt im Gebirge zu wandern, muß sich zur Betrachtung der lieblichen Alpenflora wenden und gar mancher wird auf diesem Wege ein recht guter Botaniker. Der fortwährende Anblick der braunen und grauen Felsen umher zieht zur Geognosie hin und ganz unmöglich ist es, wenn man Gletscher in der Nähe gesehen und sie bestiegen hat, sich nicht zu interessieren für die Gletschertheorien der Naturforscher.

Immerhin stehen aber die Naturforscher von Fach unter den Bergwanderern obenan und verfolgen ihre festbestimmten Aufgaben im Bereich der Geologie, Geognosie, Mineralogie, Botanik, Physik u. s. w. Die Resultate ihrer Entdeckungen im schweizerischen Hochgebirge sind ein großes Stück Errungenschaft für die Naturwissenschaft überhaupt und wie sehr die Methode ihrer Forschung sich vervollkommenet, ihr wissenschaftlicher Eifer sich gesteigert hat, zeigt sich darin, daß drei Männer, die zu den Heroen der Naturforscher längst gehören, Desor, Escher von der Linth, Ch. Martins, vor einigen Jahren zur Wüste Sahara gereist sind um Probleme der schweizerischen Gebirgskunde zu lösen. Daß der Föhn seiner Herkunft nach ein afrikanischer Wind sei, war nicht unbekannt, aber noch tiefer einzubringen in die Genesis

dieses für die Schweiz so wichtigen Windes, das war eine Hauptaufgabe jener Männer, die sich auch die Frage stellten, welchen Einfluß es auf die Schweiz haben würde, wenn die Sahara vom Meere in Besitz genommen würde, sich in ein Binnenmeer umwandelte. Die Antwort lautet, daß dann an die Stelle des trockenen Föhns ein feuchter Wind treten würde; dieser müßte zwar als Tropenwind ebenfalls warm sein, würde aber zugleich eine bedeutende Menge von Feuchtigkeit mit sich führen, die sich beim Anprallen an die kalten Zinnen der Alpen niederschlagen und auf diese Weise die Schneemasse vermehren würde. Hoffentlich ist diese Zeit noch recht fern!

Gneis und Hornblendschiefer, dickkörniger und feinkörniger Granit, Juramergel und Schrättentalk sind nicht grade poetische Namen, aber die Sprache der Naturforscher wird auch poetisch, wenn sie schildern, wie vor vielen Jahrtausenden die Erde und auch die Schweiz ganz anders aussah als jetzt, wie Europa noch aus einem Complex von Inseln bestand, aber durch einen breiten Landstreifen mit Amerika verbunden war. Damals existirte das Hochgebirge der Schweiz noch gar nicht, folglich kein Firn und keine Gletscher; ein warmer vom indischen Ocean herstreichender Wind spielte mit schlanken Palmen und die bunten Sängerkauten ihre Nester im immergrünen Lorbeer, eine Flora, wie sie jetzt im Süden der vereinigten Staaten Amerikas und in Japan sich findet, bedeckte die Fluren. Leider erfreuten sich noch keine Helvetier dieser schönen Zeit, denn der Mensch war noch gar nicht erschaffen. Aber dann kam die große Umwälzung der Erde, die atlantische Länderbrücke versank, die Berge erhoben sich, Gletscher reichten von den Gebirgen herab bis an das Meer, das Klima war grönländisch.

Indem die Naturforscher uns die Bilder dieser beiden Epochen vorführen, reichen sie in poetischer Brüderlichkeit den Sagenforschern die Hand. Auch die Gebirgssage der Schweiz meldet von einem verlorenen goldenen Zeitalter, aber dieses ging durch die Schuld der Menschen verloren. Eine sehr gewöhnliche Form der Erzählung ist, daß ein übermüthiger junger Senn seine Mutter hungern ließ, aber seine Geliebte schweizerisch bewirthete, auch für diese und für seine Lieblingskuh den Weg zur Sennhütte mit Käsen pflasterte. Da verwünschte ihn die Mutter und den ganzen Berg, Hütte und Alp verschwanden, die Höhen wurden mit Eis und Schnee bedeckt. In dieser und ähnlichen Formen hat sich die Sage an die Klariden,

an Breneli's Garten (am Glärnisch) und an manche Blümlisalp geheftet. Eine andere ungemein interessante Tradition bringt die Veränderungen von Boden und Klima mit dem „ewigen Juden“ in Verbindung. Ahasver, der ewige Jude, der laufende Jud, ist oft, auf verschiedenen Bergpfaden, durch die Schweiz gekommen. Im Entlibuch sah er noch bei Flüeli einen Weinberg, wo jetzt kein Wein gedeihen kann und wo dort die Schratten, Kalkfelsen in den schroffsten Formen, emporstarren, fand er noch die schöne große Alp, welche deshalb in einer Nacht verschwand, weil zwei Brüder ihren blinden Bruder bei der Erbtheilung der Alp betrogen hatten. Eine schreckliche Prophezeiung soll er einst bei Basel ausgesprochen haben. Als er das erste Mal hier an den Rhein gekommen, habe er einen großen schwarzen Tannenwald gefunden, das zweite Mal nur Dornengestrüpp, das dritte Mal eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt; wenn er zum letzten Mal dieses Weges komme, werde man stundenweit gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammenzufinden. Glücklicher Weise ist es Regel, daß der ewige Jude dreimal an einen Ort kommt und seit er das vom Erdbeben in Trümmer geworfene Basel sah, sind mehr als fünf Jahrhunderte vergangen. Drei Mal kam er über das Matterjoch, drei Mal überschritt er die Grimsel. Als er zuerst an das Matterjoch kam, fand er dort eine große Stadt und da sagte er: Wenn ich zum zweiten Mal hier durchwandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen, und wenn mich zum dritten Mal der Weg daher führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis. Seit unvordenklicher Zeit schon ist die Prophezeiung erfüllt, denn dieser höchste Gebirgspaz führt stundenlang über Gletscher und Firn. Sehr schön hat Karl Vogt in seinem jugendlich-frischen Büchlein „Im Gebirg und auf den Gletschern“ (1842) Ahasvers Besuche auf der Grimsel bedichtet. Als Ahasver auf seiner ewigen Wanderung zum ersten Mal die Alpen überschritt, es war kurze Zeit nach der Verfluchung, wählte er die Grimsel zum Uebergang. Entfesselt bis zu ihren Quellen, welche aus dem Schooße der Berge hervorbrachen, rauschten Rhone und Aare, und wie jetzt an dem fröhlichen Rheinströme, lebte ein munteres Geschlecht an ihren Ufern. Die sonnigen Berge waren umkränzt mit Nebel, Eichen und Buchen wiegten ihre grünen Häupter in lauen Winden und Schaaren von Singvögeln belebten die dichten Waldungen. Hinter Obstbäumen versteckt

ragten stattliche Dörfer in Mitten des fruchtbaren Geländes. Wo der Wanderer anpochte, trat man ihm entgegen und lud ihn gastfreundlich ein, sich zu erquicken an dem edeln Weine, den die Halben in überschwänglicher Menge lieferten. Aus den hellen Wohnungen, den frischen Gesichtern der Kinder wie der Alten, glänzte das Wohlbehagen. Aber nicht weilen durfte der Unselige im Lande des Glückes; sein irrer Fuß trug ihn weiter nach dem Norden.

Mancher Jahreswechsel war über des nimmer Ruhenden Haupt dahin gerauscht und er fand sich wieder in der Nähe der Alpen. Er gedachte des glücklichen Volkes, das er damals getroffen, der gewinnenden Herzlichkeit, womit er empfangen und erquickt worden war, des schönen Landes, das er damals durchstreift hatte. Er beschloß, sein Herz noch einmal zu laben. Aber düstere Ahnungen beklemmten seine Brust als er die Maienwand hinaufschritt. Dicker Nebel verbarg ihm das umliegende Land. Droben angelangt, sah er ihn zerfliegen vor einem gewaltigen Windstoße, der aus dem Haslithal hervorbrach. Er glaubte verirrt zu sein. Dunkle Fichtenwälder bedeckten die steilen Flanken des Gebirges, die hohen Stämme knarnten unter der Wucht des Sturmes, der ihre Wipfel schüttelte, und heisere Raben nur und lichtscheue Eulen begleiteten mit mißtönendem Krächzen und wimmerndem Klage-ton das Geheul des Windes in den finsternen Klüften. Er suchte, lange vergebens, menschliche Wohnungen; endlich fand er ein Paar Hütten, dann wieder etliche. Die Köhler, welche sie bewohnten, ein gutmüthiger, aber ernster und schweigsamer Stamm, theilten mit ihm was sie hatten, schwarzes Brot und Bier, aus den jungen Sprossen der Tanne gebraut.

Übermals, nach vielen Jahren, betrat der ewige Jude das bekannte Gebirg. Der Pfad, den er früher gewandelt, war verschüttet. Kein Vogelgefang und auch kein Rabengekrächz schallte ihm entgegen. Ueber kahle, nackte Felsen straukelte sein Fuß, hie und da nur grünte ein spärlicher Grashalm. Todeschweigen herrschte, nur manchmal pfliff in durchdringendem Tone das scheue Murmelthier. Und an den Bergeshalben, wo früher Nebel gegrünt und Eichen das lockige Haupt gewiegt hatten, an denselben Halben, die später Fichten getragen, da hingen jetzt mächtige Eismassen herab und die wilden Schluchten waren erfüllt von gigantischen Gletschern. Aus dem Schnee aber ragten zerrissene Felsnadeln in finsterner Majestät,

wo seine Heimath liegt und den Kampf des Lebens wieder beginnen, aber gekräftigt tritt er von Neuem an das Leben heran und so oft er am heimathlichen Heerde das Bild der Hochwelt, welches er geschaut hat, sich reproducirt, ist ihm das eine Erfrischung.

Es ist schon eine alte Sage, daß, wenn man von der glarner oberen Sandalp weiter aufsteige ins Tödtgebiet, von Zeit zu Zeit eine himmlische Sphärenmusik, tiefergreifende Töne wie von einer großen Aeolsharfe, die Luft durchzittere und daß dann die Aelpler in Andacht gebannt im Felsendom ihr Gebet zum Himmel senden, dessen Nähe sie fühlen. Lange hat man dies für ein poetisches Sennenmärchen gehalten, bis die Sache als interessantes Phänomen der Gebirgswelt sich aufgeklärt hat. Vor einigen Decennien stieg Oberst Weiß aus Zürich von der Sandalp zum Zutreibestock hinan und vernahm solche Töne. Die nähere Untersuchung ergab ihm, daß der Wind, der stark in die lose auf einander geschichteten Schieferplatten blies, die wunderbaren Klänge hervorbrachte. So ist denn das Märchen geschwunden, aber auch in der erklärten Naturerscheinung darf man noch ein Stück Poesie des Hochgebirges sehen.

Einen herrlichen Ausdruck hat diese Poesie in der Malerei gefunden. Wie der gesteigerte Natursinn auf die Höhen führte, so hat er auch die Landschaftsmalerei aus den Thälern auf die Berge gelockt und mit den Bergsteigern ist sie immer höher gestiegen. Dieser deutlich erkennbare Parallelismus ist auch von B. Studer in seiner Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815 in werthvollen Detailangaben verfolgt worden.

Wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bisweilen der Schönheitsfuss hochgebildeter Männer beschaffen war, zeigt sich an J. Caspar Füßli von Zürich, der in seiner schweizerischen Staats- und Erdbeschreibung seine Verwunderung ausspricht, daß ein Freund das Thal von Engelberg schön nenne. „Was findet man da? Nichts als scheußliche Berge, zwischen denselbigen ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf, hin und wieder zerstreute Häuser, und eine kahle Almet. Keine Gärten, keine Fruchtbäume, keine das Aug belustigenden Felder sind da.“ Füßli war zwar nicht Maler, aber die Forderung, welche er an ein schönes Landschaftsbild stellt, war früher ziemlich allgemein; nur das Liebliche, Anmuthige zog an. Wie hat sich seitdem das Urtheil über Engelberg und die „scheußlichen“ Berge umher geändert! Felix Mendels-

sohn-Bartholdy, der durch und durch Künstler, nicht bloß Musiker war, kam 1831 dahin und ist voll des Lobes von Engelberg, das er auch in sein Skizzenbuch zeichnete, und wie viele Hunderte haben in dem schönen Hochthal mit dem schönklingenden Namen einen längern Aufenthalt genommen, wie viele Tausende haben es besucht und die majestätischen Berge bewundert! Für Künstler wurde das Engelbergerthal und der Titlis ein Lieblingsgegenstand ihrer Kunst, wie die Besteigung des Titlis fast zur Leidenschaft der Montanisten. In der Nacht vom Christabend auf den Christtag 1866 brachen drei dem Gelehrtenstande angehörige junge Männer aus Zürich von Engelberg auf, als der Mond aufging, überstiegen den Titlis, und kamen über den Surenenpaß vor Sonnenuntergang am Christtage glücklich in Attinghausen bei Altorf an.

Zur Zeit des genannten Füßli und bald nach ihm gab es aber schon Männer, welche die Hochthäler mit ihrer Einfassung als Gegenstände für die bildende Kunst zu würdigen wußten. Nach Studer ist es Caspar Wolf von Muri, der zuerst die Scenerie der Hochalpen, ihre Felspartien, Wasserfälle, Gletscher und Schneegehänge in ihrer ganzen Großartigkeit und mit gewissenhafter Treue kräftig darzustellen verstand. Seine Ansichten aus dem Lauterbrunnerthal in Abraham Wagner's merkwürdigen Prospektten aus den Schweizergebirgen (Bern 1776), wozu der große Albrecht von Haller die Vorrede schrieb, haben damals den Zug der Touristen in dieses Thal und an den Staubbach angeregt. Auch Salomon Geßner darf hier nicht unerwähnt bleiben. Wie die Naturpoesie in diesem Dichter einen Jünger und Vertreter fand, so lieferte er als Landschaftszeichner feine, naturgetreue Arbeiten, naturgetreuer, als die Menschen es sind in seinen arkadischen Idyllen und mehr als seine einst viel gelesenen Dichtungen werden seine radirten Blätter noch jetzt gesucht.

Die höher strebende Bergmalerei fand allmählig Vertreter in dem kunstsinigen Zürich wie in andern Theilen der deutschen und auch der französischen Schweiz, aber auf manchen Landschaftsbildern ist nur die Thal-landschaft naturgetreu und enthalten die den Hintergrund bildenden Gebirgsformen Wahrheit und Dichtung. Sie scheinen nur bestimmt zu sein, um als Zugaben in ihrem Contrast den Eindruck des Thalbildes zu erhöhen und sind wohl nicht selten auf dem Zimmer aus dem Gedächtniß und unter Mitwirkung der künstlerischen Phantasie beigelegt. Wären nicht die Namen der



Zeichnung u. Stahlstich v. C. Huber.

Druck von Rüschli.

PASSAGE D'ALBULA.

DER ALBULA-PASS.

PASSAGE OF ALBULA.

Verlag v Chr. Krusi in Basel.

Schneegebirge hinzugesetzt, so würde man manche derselben gar nicht erkennen. So wie jetzt der Landschaftsmaler ein Recht hat, den Vordergrund mit einiger Freiheit zu behandeln, war es früher nicht selten der Hintergrund, der mit mindestens eben so großer Freiheit gestaltet wurde.

Eine neue Entwicklung der schweizerischen Landschaftsmalerei begann in der genfer Schule von Dibay, Calame und ihren Nachfolgern. Calame überflügelte seinen Meister durch eine vollendete Technik wie durch eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Diese Fruchtbarkeit mag gesteigert sein durch „praktische Motive“, sie wurzelte aber in dem univiersellen Künstlergeiste, welcher nicht bloß das Harteste in der Natur zu erfassen verstand, sondern auch das Erhabene und die Schauer der Gebirgswelt. In der letzteren Beziehung ist er uns hier, wo wir das Hochgebirge im Auge haben, von großer Bedeutung und sind zu nennen sein Souvenir aus dem Berner Oberlande, der Handeckfall, der Reichenbach, das Schreckhorn, das Wetterhorn, der Monte Rosa.

Schon im vorigen Jahrhundert kamen Kunst und Industrie den Wünschen der Touristen entgegen, welche es liebten, Erinnerungsblätter an die Schweiz heimzubringen. Es wurde gemalt und radirt und colorirt

und Aquatinta war besonders beliebt. Mit dem Reizwuchs dieser Industriezweig und auch das Hochgebirge wurde immer mehr in diese Kunsthalle hineingezogen, in welcher sich denn freilich neben wirklichen Kunstwerken vieles findet, das unter der Mittelmäßigkeit geblieben ist. Mit welchem Erfolge man in den letzten Jahren die Photographie auch für die Hochgebirgslandschaft verwendet hat, ist bekannt, aber daß diese Kunst noch Größeres leisten werde ist zu schließen aus den raschen Fortschritten, welche sie gemacht hat.

Mit dem wirklichen Studium des Hochgebirges, mit der Drogographie, selbst mit der Geologie, wie mit der Landschaftsmalerei, stehen in Verbindung die Panoramen, deren Geschichte auch schon in das vorige Jahrhundert zurückführt. Als der Erste, welcher topographische Rundansichten anregte, wird de Saussure genannt, dem sein treuer Genosse Bourrit die Hand bot. Was in dieser Richtung jetzt geleistet wird, davon gibt das Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs alljährlich das beste Zeugniß und treuer ist das ganze große Hochgebirge der Schweiz noch nicht im Umriß nachgebildet worden als in H. Keller's (von Zürich) Panorama der Schweizer-Alpen nach der Natur gezeichnet in Höhengschwand bei St. Blasien im Schwarzwald.

Der Albula-Paß.

Dem großen Fremdenzuge nach dem berühmten Curhause St. Moritz und weiter in's Ober-Engadin dient zwar meistens der Julier, ungleich interessanter ist aber der auch in das obere Engadin führende Albula-Paß. Bis vor wenigen Jahren konnte dieser Paß seiner ganzen Länge nach kaum anders als von Fußgängern benutzt werden, jetzt hat er eine schöne Post-Fahrstraße. Das frühere Stück der etwa zehn Fuß breiten fahrbaren Straße war nur als Verbindung von Bergün und Filisur anzusehen und wo der wirkliche Albulapaß von andern Leuten als von rüstigen Fußgängern gewählt wurde, war es mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft.

Wenn man von Chur herkommt, so kann man bis Tiefenlaxen auf dem Wege bleiben, der auch zum Julier führt, der Fußgänger kann aber schon von Lenz aus

sich dem Dorfe Brienz zuwenden. Auf steilem Felsenvorsprung sieht man eine der schönsten Ruinen des einst so burgenreichen Bündnerlandes. Es sind die immer noch beträchtlichen Trümmer der Feste Belfort, welche einst den mächtigen Freiherrn von Vaz gehörte. Die Feste wurde im Schwabekriege gebrochen. Bald verrieth eine geschwefelte Luft die Nähe des Bades Alveneu, das sich mit seinen freundlichen Häusern am Ufer der Albula gut ausnimmt und dessen Nähe durch einen von hoher Felswand herabschießenden Wasserfall geziert ist. Das Dorf Alveneu liegt entfernt vom Bade auf einer Terrasse über der Albula. Hohe Bergwände in der Nähe, mancher Schneegipfel dahinten zeigen an, daß man in ein rechtes Gebirgsland eingeht. Mit der Albula vereinigt sich das davoser Landwasser, über welches auf unserem Wege eine Brücke führt. In der Nähe

des Landwassers ist ein Weiler Solas, bei welchem auf dem Wiesengrunde Donat von Vaz, der gewaltigste und letzte eines berühmten Dynastengeschlechts, der schon auf Seite der jungen Eidgenossenschaft gegen Oesterreich stand, im Jahre 1323 die von Rudolf von Montfort geführten Heerhaufen des österreichisch gesinnten Bischofs von Chur aufs Haupt schlug. Das bald erreichte reformirte Pfarrdorf Filisur, in welchem die romanische Sprache herrschend ist, liegt im tiefen Thalgrunde am Fuße des Fallainerberges und anderer walbiger Höhen. Hochromantisch wird das Landschaftsbild durch die eine halbe Stunde oberhalb Filisur auf einem Felsenvorsprunge sichtbare Ruine Oreisenstein, die zwar nicht mehr groß ist, denn zum Bau eines neuen Schulhauses in Filisur nahm man im Jahre 1840 Steine der alten Burg. Filisur macht einen recht wohlhabigen Eindruck durch manche nette Häuser und der Wohlstand rührt theils von einer guten Landwirthschaft auf einem noch fruchtbaren Boden, theils von den bedeutenden Waldungen her, aber die Filisurer haben es auch nicht unterlassen, nach der sehr allgemeinen Sitte der Graubündner, auswärtz zu erwerben und dann in die alte Heimath zurückzukehren. Aber gar zu großartig ist doch die Herleitung des Namens Filisur von dem lateinischen Vallis aurea (das goldene Thal). Das kühne Wortspiel steht in Verbindung mit der Volksfage, daß jenseits der Albula an einem Bache in der heiligen Nacht (Weihnacht) eine Goldquelle fließt. Zwar nicht an Gold, wohl aber an Eisen und Kupfer ist der Boden bei Filisur reich und eine halbe Stunde südlich aufwärts soll einst das Silberbergwerk Bonacessa einträglich gewesen sein. Alte Urkunden und Chroniken sprechen überhaupt von manchen Erzgruben um Filisur, die früher benützt worden seien. Erst in neuester Zeit ist das Eisenwerk Bellaluna zwischen Filisur und Bergün wieder aufgegeben worden und inmitten so vielen schönen Bildern auf dem Wege längs der Albula macht eine solche Industriearuine einen trübseligen Eindruck. Mit Recht sagt Theobald, daß, während man bei den Ruinen einer alten Burg mit historischen Erinnerungen verweile, oft mit der tragischen Empfindung, welche verschwundene Größe erwecke, die Trümmer eines industriellen Gebäudes uns an die modernen prosaischen Thatsachen von Falliment und Schwindel erinnern. Dazu hat Bellaluna, wenn man es als einen lateinischen Namen nimmt, einen so hübschen Klang. Eine romanische Ableitung lautet freilich anders. Bellaluna soll eigentlich sein: Ball all' una d. h. Tanz um ein

Uhr Mitternachts, weil hier um diese Zeit Herentänze stattgefunden hätten.

Sobald man aus dem Bereiche von Bellaluna ist, vergift man es auch bald, denn die in der Thalschlucht raschströmende und schäumende Albula wirkt belebend und erfrischend auf den Wanderer, der sich einem Schauplatz nähert, wo die Urkraft des Wassers gegen gigantische Felsen kämpft. Es ist der Stein von Bergün. Viele Tausend Jahre mögen vergangen sein, seit die Albula sich durch die Felsen Bahn machte; es bedurfte auch noch der Kraft und Kunst der Menschen, um daneben einen Weg zu öffnen. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde die den Weg versperrende Felsenmauer gesprengt, so daß erst von daher der Albulapafz vollständig ist. Das für die damalige Zeit großartige Werk kostete 3333 Gulden. Es hat schon mancher gefragt, ob nicht der Stein von Bergün mit der Via mala und mit der Taminaschlucht verglichen werden könne? Allerdings fehlt es nicht an Ähnlichkeiten, aber jedes dieser Locale hat seine Eigenthümlichkeit und seine besondere Schönheit. Es erinnert an die Via mala, wenn die Albula in dunkler Tiefe durch die hohen senkrechten Felsen sich durchwindet, hie und da dem Auge sich entzieht und das Ohr kaum ihr Rauschen vernimmt; aber eigenthümlich ist es dem Stein von Bergün und etwas an die Taminaschlucht erinnernd, daß in nächster Nähe über uns und uns gegenüber die riesigen Felswände sich aufthürmen; das imposante Ganze am Stein von Bergün ist mehr concentrirt als an der Via mala.

Es war ein seltsamer poetischer Zug früherer Zeit, daß man in Graubünden, wo man wegen der Zerspitterung des Landes in viele Hochgerichte viele Galgen gebrauchte, für diese regelmäßig landschaftlich schöne Punkte auswählte, an denen sie dem Vorübergehenden warnend und Respekt einflößend vor der Gerichtsherrlichkeit in die Augen fallen mußten. Einen schöneren Platz hatte aber wohl kein rhätischer Galgen als der am Stein von Bergün, auf einem Vorsprunge über der tosenden Albula, unmittelbar am Wege. Er war zuletzt nur noch ein Symbol der Justitia früherer Zeit und ist mit dem Bau der neuen Straße entfernt worden, so daß jetzt niemand in seiner Betrachtung der Herrlichkeit umher gestört wird und sich auch in ungetrübter Stimmung dem neuen Eindruck hingeben kann, der seiner wartet. Sobald man auf der Höhe der Straße angelangt ist und aus der Felsengasse heraustrittend um die Ecke sich wendet, hat man einen im Verhältniß zu

der Enge, in welcher man sich befunden, weiten Thaleskessel mit Wiefengrün vor sich, einen lieblichen Contrast zum Stein von Bergün. Es ist eine Ueberraschung ähnlich dem Anblick des Urserenthals am Ende des Urnerlochs. Mitten in dem Albulathal liegt das freundliche Dorf Bergün, an welchem die Albula nicht träge, aber doch in ruhigerem Tempo vorbeischießt, bevor sie den großen Kampf beginnt. Auf nördlicher Höhe erblickt man das Kirchlein von Latsch. Wenn sich das Auge an dem friedlichen Bilde geweidet hat, wird es sich bald auf die Einfassung des Thales richten, die dann wieder einen Contrast zu der wiefengrünen Fläche und den sanft ansteigenden Halben bildet. Westlich ist ein Stück Hochgebirge, wo die kühnsten Formen grauer Felsenthürme und die riesigen Dolomitspitzen des Piz Ragnuz, des Piz d'Uela etc. mit den Gletschern und Firnmassen zu einem gewaltigen Reüief sich verbinden.

Bergün, mit romanischer und reformirter Bevölkerung, hat eine sehr alte, im romanischen Styl erbaute Kirche. Im Chor steht die Jahreszahl 1188. Das hohe Alter und die lange Amtsdauer vieler Prediger, die dort gewirkt haben, spricht dafür, daß die Luft des Thales kräftig und gesund ist.

Die beiden Endpunkte des Albulapasses sind Bergün und Ponte; unsere Wanderung bis Bergün war nur eine Einleitung. Von dem kleinen, aber kräftigen Flusse hat vielleicht der Berg, den wir zu überschreiten haben, den gleichen Namen erhalten; wir dürfen uns aber freuen, daß wir nicht die höchste Spitze des Gebirges Albula, den Piz Albula oder Piz Uerisch (3274 M.) zu erklimmen brauchen, um unser nächstes Ziel im Engadin zu erreichen. Nach Theobald's Ansicht haben Fluß und Paß und die beiden Seen ihren Namen erhalten von einer hinter dem (bisherigen) obern Albulasee sich erhebenden weißen, aus Gyps und Anhydrit bestehenden Felsenmasse.

Wenn man von Bergün aufbricht, trifft man auf der ersten Wegestrecke noch einige Menschenwohnungen, wie das kleine Alpendorf oder den Weiler Naz, und einige Wasserfälle beleben wie die Albula die Landschaft, welche später sehr ernst wird. Freundlich winkt aber noch von der Höhe das Wirthshaus Weissenstein und die Einkehr macht sich fast als Naturnothwendigkeit geltend, denn nicht nur ist man von Bergün 2 bis drei Stunden gewandert und weiß, daß man bis Ponte eine unwirthliche Gegend vor sich hat, sondern Weissenstein hat schon lange, auch als es noch einfaches Bergwirthshaus war, eine gewisse Berühmtheit, besonders

durch seine Forellen. Diese Delicatesse kann man dort auch jetzt noch für sein gutes Geld haben, obgleich der kleine See bei dem Hause, der früher fischreich war, verschwunden ist. Er war eine Zierde des Passes, man hat ihn aber austrocknen lassen und in die Prosa eines Torfstiches übersezt. Die Fische wurden in den untern See übergesiedelt.

Unser Bild zeigt Weissenstein mit seiner Umgebung und seinem Hintergrunde, in welchem Bergkolosse sich aufthürmen. Es ist unstreitig das freundlichste Landschaftstück des ganzen sehr ernstesten Passes, der in seiner Fortsetzung alsbald Bilder graufiger Zertrümmerung und Verwüstung vorführt. Diese Eindrücke sind übrigens stärker von der alten, mir von einer früheren Wanderung vor 12 Jahren wohlbekannten Straße als von der neuen Kunststraße. Diese geht von Weissenstein rechts ab, bildet eine große Curve und führt unter dem Piz Dschimels zur Paßhöhe zwischen dem Piz Albula und dem Grat der Cresta mora und sodann in manchen kühnen Windungen hinab nach Ponte. Auf dem alten Wege kommt man oft über große Trümmermassen oder hat diese unmittelbar neben sich. Es ist als ob die Berggeister der Granitberge zur Rechten und der Kalkberge zur Linken im langen, immer erneuerten Kampfe sich die Felsstücke zuschleudern. Wenn aber so der Eindruck der Verwüstung und der Dede mächtig ist, so fesseln doch auch, und im hohen Grade die erhabenen Bergformen und besonders reich ist der Albulapaß an Windungen, welche plötzlich neue Landschaftsbilder vor das Auge bringen.

Auf dem Wege von Bergün bis Ponte ist ein großer Wechsel der Vegetation. Bergün hat noch einigen Getreidebau und herrliche Matten umher, auch das Laubholz fehlt nicht. Bald bleiben nur noch die Tannen, Prachtexemplare von Wettertannen am Albulasee, wenig von der Mutter Erde begehrend, wo sie weiter oben noch hie und da in Zwergformen aus den oft schön bemoosten Steintrümmern sich erheben. Dann hören auch die treuen Tannen und Fichten auf, aber wenn man die Paßhöhe überschritten hat und dem Engadin sich zuwendet, erfreut man sich der dem Flachlandsbewohner ganz unbekanntem Arven, die mit ihren eigenthümlich gezackten Nestern und herabhängenden Nadelbüscheln um so malerischer sind, da sie hier meistens in Gruppen vorkommen. Die Arve ist aber nicht bloß dem Auge schön, sondern liefert eine süße Frucht, die kleine dreikantige Zirbelnuß. Wie in anderen Gebirgen die jungen Burschen im Minnedienst

die höchsten Felsen erklimmen, um das in der Liebespoesie berühmte Edelweiß herabzuholen, so ist es die Aufgabe des jungen Engadiners seinem Mädchen Arvenzapfen zu bringen. Er ist des süßen Dankes für die süße Gabe gewiß, aber die schönen Bäume werden durch das ungestüme Abreißen der Zweige und Nadelbüschel sehr geschädigt. Die würzigen Zirbelnüsse werden nicht bloß im Engadin genossen, sondern gehen auch nach Italien und sollen einen Hauptbestandtheil des von Genua als besonderer Leckerbissen weit versendeter Pan dolce bilden.

Einen starken Contrast zu den düstern Arven bilden an der Südseite des Albulapasses die schlanken Lärchen mit dem lichtgrünen Gefieder; es ist der Contrast des Starken und des Zarten, aber doch nur für das Auge durch den verschiedenen Farbenton, denn auch die Lärche ist ein kräftiger fester Baum der Berg- und Alpenregion.

Wenn man die Dede der Albulapashöhe vor sich hat und noch weiter nach unten große Flächen mit Felsstrümmern bedeckt sieht, so ahnet man kaum, daß in der Felsregion unter den vereisten Firsten noch nutzbare Weiden sich finden, nicht etwa bloß saftiges Gras und Alpenkräuter an den Klippen, wo es die Kletterkundigen Ziegen aussuchen, sondern Weideplätze für die Schafe, welche dahin gelangen, wohin man die Kinder nicht mehr bringen kann. Bekanntlich kommen seit Jahrhunderten schon aus Italien große Schafherden allsommerlich nach Graubünden um diese Weiden zu benutzen, wofür ein mäßiges Weidgeld an die Gemeinden Graubündens gezahlt wird. Die kräftigen Schafe von einer und derselben großen Race gehen unter dem Namen bergamascher Schafe, weil sie vornehmlich aus einigen Thälern Bergamo's kommen und ihre Hirten sind die bergamascher Schäfer, früher auch „Lamparter“ genannt, ein eigenthümlicher Menschenschlag, der oft, wie ihre ganze Lebensweise, geschildert worden ist, und Hirten und Schafe dieses Namens und dieser Art sind manchem Künstler willkommene Figuren gewesen. Als ich vor Jahren mit lieben Freunden von Samaden und Ponte her den Albulapass hinanstieg, hatten wir nicht berechnet, daß Weissenstein so entfernt sei und die Sehnsucht nach einem zweiten, wenn auch sehr bescheidenen Frühstück kam bei uns allen a tempo als wir zur Seite eine Hütte erblickten, die wir für eine Schäferhütte zu halten berechtigt waren. Darin täuschten wir uns denn auch nicht, aber das Frühstück war eine Chimäre. Wir

finden in der geräumigen, aber unendlich einfach möblirten Hütte einen schwarzhaarigen jungen Burschen, welcher auf der langen Bank ausgestreckt war und wenig Neigung zeigte uns willkommen zu heißen. Kaum erhob er ein wenig sein schwarzes Haupt, um zu forschen, was denn die fremden Menschenkinder bei ihm wollten und mehr durch unser Erscheinen an sich als durch unser in einem mangelhaften Schrift-Italienisch gesprochenes Anliegen erhielt er eine deutliche Ahnung unserer Wünsche, wie wir unsererseits aus dem Wenigen, was er in seinem Patois zu sprechen für gut fand, und das uns nur kurze Variation über das kleine no und niente zu sein schien, erkennen mußten, daß wir hier nichts oder wenig zu hoffen hatten. Aber doch vielleicht wenig; so schien es, als er endlich aufstand und aus einem Winkel der Hütte etwas hervorlangte. Es war ein Stück steinhartes braunes Brot und wir wußten wieder nicht, ob er uns zeigen oder glauben machen wollte, daß er weiter nichts habe von Dingen, die noch sehr entfernt zum Eßbaren gerechnet werden könnten, oder ob er uns zum Hohn aufforderte, an dem Mineral unsere Zähne zu versuchen. Dabei sah er freilich sehr ernst aus, aber wir schieden doch mit dem Glauben, daß diese Italiener sehr ungasstlich seien gegen Fremde, denn wir hatten in den schweizerischen Sennhütten überall wenigstens Milch gefunden. Ich muß aber dem Giacomo oder Coppo, oder wie er heißen mag, nach Jahren Abbitte thun für diesen Glauben, denn ich habe seitdem erfahren, wie entschuldig genügsam diese Menschen leben, und wahrscheinlich diente diese Hütte, welche so nahe an der großen Straße stand, gar nicht wie eine Sennhütte zur Käsebereitung, sondern war ein Obdach für andere Zwecke. Sie sind nicht ungasstlich diese finsterblickenden Nomaden, wie wenig sie auch zu geben vermögen. Dafür bürgt die Erzählung eines Mannes, die zugleich ein ernstes Lebensbild aufrollt, das gar sehr absteht gegen die poetische Vorstellung vom idyllischen Hirtenleben auf hoher Alp. Da die bergamascher Hirten zur Physiognomie des Hochlandes gehören, in das wir jetzt über den Albulapass eintreten und ihnen im Gebirge noch oft begegnen werden, so erlaube ich mir einen Theil jener Erzählung in meine Darstellung zu verflechten und bin davon überzeugt, daß der Erzähler mich deshalb keines Plagiats beschuldigen wird. Es war im schönen Sommer 1859, als Herr Weilenmann von St. Gallen, einer der ersten schweizerischen Bergsteiger und zwar vorzugsweise Solosteiger, nachdem er den Piz

Corvatsch besucht hatte, sich anschickte von den Silber-Alpen den Viz Tremoggia zu besteigen. Um für den folgenden Tag Zeit zu gewinnen, entschloß er sich noch am Abend aufwärts zu gehen und für die Nacht ein Unterkommen zu suchen bei den Bergamaskern, welche man da oben mit ihren Heerden hatte herumklettern gesehen und welche dort ein kleines Hüttlein hatten. Im Aufsteigen bemerkt er, wie die Hirten ihre Schafe zusammentreiben und weiter bergan gehen, daher be- eilt er sich ihnen nachzukommen. Als ihm dies ge- lungen ist, wird er von den beiden Hirten mit apa- thischem Staunen empfangen und erhält auf seine Anfrage die Antwort, wenn er mit einem elenden Lager und Polenta vorlieb nehmen wolle, so möge er bei ihnen bleiben. Es ging nun nicht, wie W. er- wartet hatte, auf die Hütte zu, sondern dem Gletscher- absturz entgegen. W. hat jetzt Muße, seine beiden Führer zu mustern und ist erstaunt über den Contrast ihrer Erscheinung; es sind Typen des Germanenthums und Romanenthums. In dem Einen ist die nord- deutsche Heimath der Langobarden noch erkennbar, dem Andern scheint Saracenenblut durch einen Ahnherrn in die Adern geflossen zu sein. Ein prächtiger Kopf sitzt auf dem schlanken Leibe des Aelteren, der etwa 25 Jahre zählen mochte. Der stolze Nacken, die edle Stirn sind von hellbraunem, fast ins Blonde überge- hendem Haar umlockt; die Gesichtsfarbe, sonst klar, ist von Sonne und Gletscherluft schwach gebräunt und um die Wangen etwas geröthet. Ein nicht ohne Co- quetterie gedrehter Schnurrbart deckt die Oberlippe; voller, üppig sich kräuselnder Bart umhüllt das Kinn. Aus dem gelassenen blauen Auge aber spricht Trost- losigkeit, bodenloser Gram. In der Bergeseinsamkeit hatte er selten Gelegenheit sein Herz zu öffnen und der Fremde hat ihm Vertrauen eingeflößt, daher be- ginnt er eine Erzählung, deren Zusammenhang freilich nicht ganz verstanden wird, aber die ausdrucksvolle, bitteren Ernst und Entrüstung verrathende Sprache lassen eine Leidensgeschichte erkennen, welche denn auch deutlich als solche schließt: *La nostra vita è una vita di miserie!* Ohne Zweifel war dieß der Mann, von dem die Hirten im Thal erzählt hatten, er habe ein junges bildschönes Weib gehabt, das von einem öster- reichischen Offizier verführt worden sei; um sich zu rächen, habe er dem Verführer nach dem Leben getrach- tet, sei aber, bevor sich Gelegenheit geboten, die That auszuführen, festgenommen und für längere Zeit ge- fangen gesetzt worden.

Der zweite Hirt, ein Bursche von etwa 20 Jahren, hat Teint, Haare und Augen der Italiener, aber von dem Ebenmaaß und dem Adel der Züge, die oft den bergamasker Schäfer auszeichnen, ist nichts an ihm. Der Kopf ist comprimirt, das Kinn weit hervorstehend, der Mund eben so weit zurücktretend, eine unschöne Höckernase vollendet die Physiognomie. Das heiße, stechende Auge, der gierige Mund, das hastige Be- nehmen verrathen heftige Affecte. Der Mensch stößt ab. Unter seinem Hutband steckt etwas, das keine Blume ist, aber ein Blumenstengel sein könnte, in Wahr- heit sind es aber Froschschenkel, trocken und schwarz, als ein Extra zum Nachtmahl aufgespart.

Während der ältere Schäfer noch mit den Schafen zu thun hat, steigt W. mit dem jüngeren hinan und endlich stehen sie am Fuße einer vorragenden, ver- witterten Felswand. *Ecco la cucina!* sagt der Schäfer. Bauart und Einrichtung hätten ohne diese Behauptung freilich keine Küche verrathen. Statt der vier Wände hat diese Küche nur eine, den Felsen, und als Decke, davon ab sich wölbend bis auf den dunkelnden Ge- birgssaum, das weite Firmament, in Abendglut verklärt.

Es werden Anstalten zur Bereitung des Abend- essens gemacht. Ein kleiner Kessel wird aus einer Spalte hervorgehoben, am nahen Quell gereinigt, zum Theil mit Wasser gefüllt und an ein Stück Holz ge- hängt, das in einer Nische steckt. Aus einem Sack, der auf einem Gesimse der Wand liegt und den ganzen Lebensmittelvorrath der beiden Hirten enthält, wird Maismehl hineingeworfen und darunter mit Wachholder- reisig ein Feuer angemacht, das hell die Felswand auf- leuchten macht. Bald hat sich das von dem sehnigen Arm des Schäfers gerührte Mehl zu einem respektablen Klumpen formirt und nach einer Weile wird dem Gaste ein Stück davon in der Größe eines Kindskopfes ge- reicht. *Troppo! troppo!* Der andere Hirt ist unterdeß mit einer Ziege angerückt, die gemolken wird, aber kaum einen Schoppen Milch gibt. Die Milch ist be- stimmt, mit den Froschschenkeln das Dessert zu bilden; der Gast ist aber schon vollkommen gesättigt und bejahte freudig die Frage, ob er schlafen gehen wolle. Wo die Lagerstätte sein werde, davon hatte er keine Ahnung. Der schwarze Italiener erhebt sich um ihn zu führen. Sie kommen zu einer andern Felswand, in deren Ein- buchtung etwas über dem Boden eine horizontale Spalte sich öffnet, die mehrere Fuß breit und etwa anderthalb Fuß hoch ist. Der Italiener kriecht auf dem Bauch hinein und bedeutet dem Gaste zu folgen. Nach Innen

erweitert sich die Spalte etwas an Höhe und Breite, man muß jedoch selbst knieend noch sich ducken. Den Boden deckt ein weiches Polster des feinsten Bergheues, auf welches W. sich behaglich niederstreckt. Um ihn noch sicherer gegen die Nachtkluft zu schützen, obgleich der Raum gar nicht kalt ist, nimmt der Schäfer seinen schweren braunen Ledermantel ab und bedeckt damit den Schützling; dann verschwindet er mit einem Gute Nacht, welche denn auch dem Wanderer in hohem Grade zu Theil wird.

Durch mehrere Stunden köstlichen Schlafes erquickt, erwacht W. sehr früh, nach der Gewohnheit der Gletschermänner, die einen langen Tag gebrauchen. Die Sterne flimmern noch, geisterhaft blaß sind die Schneekuppen, farblos die Felsgipfel. W. sieht sich bei der Küche nach den Bergamaskern um, entdeckt sie aber erst nach einigem Suchen. Am jähen Nasenhang unterhalb der

Felswand, liegen sie in ihre weißwollenen Decken gehüllt. Für den Fremden haben sie ihr warmes Nachtlager aufgegeben und schlafen unter freiem Himmel, in einer Höhe von 8000 Fuß, nahe dem Gletscher. Aber sie schlafen wohl. Ungern mag W. sie wecken, aber er muß ihnen doch danken für ihre Gastfreundschaft. Als er den Blondem anrührt, blickt dieser erstaunt und verstört auf. Vielleicht war er so glücklich im Traum, wie unglücklich im wachen Leben. Er ist nicht zu bewegen, etwas von dem Gaste anzunehmen. Niente! Niente! — weder Geld, noch Dank, noch Entschuldigung; es habe ihn nur gefreut, dem Fremden dienen zu können. Der Schwarze ist weniger stolz, er nimmt das Geschenk, das ihm ja auch vollkommen gebührt. Als W. Abschied genommen hat, hüllten sie sich wieder in ihre Decken.

Der Morteratschgletscher.

Als vor zehn Jahren der Dr. Jacob Papon seine interessante Schilderung des Engadin herausgab, nannte er dieses auf dem Titel des Büchleins ein „unbekanntes Alpenland“ und im Verlauf seiner Darstellung sagt er: „Wasserreiche Gletscherströme rauschen von diesen Höhen hinab nach den rebenumkränzten Seen des nahen Italien, nach den Bergthälern Tyrols und des nördlichen Bünden und bringen auf ihren milchig schäumenden Fluthen weithin die Kunde von der Eismwelt, der sie entspringen. Und dennoch haben bisher weder Gelehrte, die sich mit Gletscherstudien befassen, noch haben sinnige Freunde der erhabenen Naturschönheiten, welche die Gletscherwelt bietet, unser Gebiet betreten.“ In diesem Schluß lag nun zwar schon im Jahre 1857 eine Uebertreibung, aber wahr ist es, daß in den letzten zehn Jahren die Entdeckung des Oberengadin in großartiger Progression zugenommen hat. Als ich vor zwölf Jahren über den Julier dahin kam, über den Albulapass zurückging, waren die Pässe noch engländefrei und nur das altberühmte Bad St. Moritz war von Schweizern, Deutschen und Italienern besucht; jetzt ist das Oberengadin, nicht

bloß jener Badeort, im Hochsommer von Touristen und Montanisten vieler Nationen und aller Art überströmt und ein Ritz nach dem andern in dieser großen Gebirgswelt, welche Leopold von Buch als die massigste Bodenerhebung Europa's bezeichnete, wird erobert.

Als Ausgangsstation für Berg- und Gletscherfahrten im oberen Engadin hat Pontresina vor Samaden den Vorrang gewonnen. Pontresina liegt schon 6000 Fuß über der Meeresfläche, hat also schon die rechte Bergluft. In Pontresina findet man die sichersten Führer, wie hoch man auch streben möge und an dem Büchlein „Riz Languard und die Bernina-Gruppe“ vom Pfarrer Lechner hat man den trefflichsten, gedruckten Führer durch das Oberengadin.

Die angegebene Bedeutung, welche Pontresina neuerdings erlangt hat, harmonirt vielleicht mit dem Buchstabeninn des Namens, den man freilich verschieden gedeutet hat. Man hat dem Klange folgend den Namen auf eine vormalige Anwesenheit der Saracenen bezogen und den großen Wachtthurm in der Nähe des Dorfes von diesen Saracenen, welche besonders bemüht gewesen sein sollen, die Alpenpässe in



Druck v. J. L. Rösch in Leipzig

C. Huber del. et grav.

GLACIER DU MORTERATSCH. — MORTERATSCH GLETSCHER.
GRISONS. (CN. GRAUBÜNDTEN.)

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

ihre Hand zu bekommen, erbauen lassen. Kürzlich hat aber ein Sprachforscher (Gatschet), da die Anwesenheit der Saracenen in dortiger Gegend nicht überliefert ist, vorgeschlagen, an das rhätische Wort *serras*, was Schanzmauer oder Thalsperre bedeutet, zu denken und den merkwürdigen Thurm darauf zu beziehen. Da man jetzt Pontresina recht wohl das Schloß oder den Riegel des engadiner Eispalastes nennen kann, so würde das wieder auf den alten Buchstabengehalt des Ortsnamens hindeuten. Aber vielleicht sind beide genannte Ableitungen nur als etymologische Spiele anzusehen.

Für Touristen beider Geschlechter ist die Erstigung des Piz Languard von Pontresina aus fast unvermeidlich geworden, wie sie auch im höchsten Grade lohnend ist. Die Montanisten oder Gletschermänner fassen die Eispyramiden und die daran hängenden Gletscherströme der Berninagruppe in's Auge und haben auch die meisten derselben bewandert. Die Gletscherströme, welche sich nördlich in die Seitenthäler des Engadin ergießen, südlich in die Nebenthäler des Beltskin hinabsteigen, sollen einen Flächenraum von 42,000 Jucharten besassen.

Wer von Pontresina hinauf- und hineinschaut in diese Eismwelt, dem fällt der größte der Gletscher, der Rossegletscher, dessen Ausdehnung auf 7996 Juchart angegeben wird, zuerst ins Auge und sei es, daß er im Frühmorgenspurpurschein erglänze oder die Sonne mit verschwebender Glut ihn vergolde, er übt eine wunderbare Anziehungskraft aus. Wer dann aber glaubt, ihn leicht besteigen zu können, der irrt sich, denn man braucht schon drei Stunden, um nur an den Rand zu gelangen, während der Morteratschgletscher, ein Ausläufer des großen Bernina-Eismeeres, leichter zu erreichen ist.

Die Fahrstraße über den Berninapass führt nahe an dem Fuße des Morteratschgletschers oder Badret Morteratsch vorbei. Bevor man den Gletscher betritt, wird man von einem schönen Wasserfall bewillkommenet, der zwar seines Gleichen in der Schweiz hat, aber darum nicht minder schön ist. Er hat eine beträchtliche Länge oder Höhe und springt wild über die Absätze der Felsen. Unten steht eine Säge. Gewaltiger ist der dann folgende Berninafall, dessen Brausen man schon in der Ferne vernimmt. Das Bild dieses Falles ist nicht nur groß durch die Wasserpracht und die kühn geformten und eigenthümlich gefärbten Felsen, sondern herrlich durch das dunkle Grün der alten

Arven, die ihn beschatten und in ihrer Farbe wie in ihrer Ruhe den Gegensatz bilden zu dem ruhelosen, schäumenden und stäubenden Wasser. Eine Brücke führt unter dem Fall über den Bach und ein anderer Steg über das Morteratschwasser, das sich mit dem ersteren verbindet. Bald steht man vor dem Gletscher, der hier nicht breit erscheint, wie er denn überhaupt mehr durch die Länge seines Stromes als durch die Breite sich auszeichnet. Für die Ansicht, daß Gletscher langsam sich bewegende Flüsse seien, scheint gerade dieser lange Gletscher zu sprechen, dessen Länge zu verschiedenen Zeiten recht bedeutend zu- und abgenommen hat. Alte Moränen in der Nähe von Pontresina machen glaubwürdig, daß seine Eismassen einst das ganze Berninathal erfüllt haben. Wenn dieses anzunehmen ist, so muß er später sehr weit zurückgetreten sein, um dann wieder vorzurücken. Für die neueste Zeit ist das Letztere gewiß; Theobald erzählt, daß er an Stellen Pflanzen gefunden habe, wo nach einigen Jahren nur Eis gewesen sei. Die Thalbewohner fürchten ihn daher, denn da er von allen Gletschern des Engadin der tiefste ist und in die Waldregion hinabreicht, so hat man zwar nicht zu besorgen, daß Pontresina in die Reihe der Orte kommen werde, von denen die Sage meldet, daß sie vom Eisstrom verdeckt seien, aber sein weiteres Vordringen würde dem hier sehr werthvollen Waldwuchs, den Arven und Tannen, Schaden bringen, da schon seine Nachbarschaft das Wachsen der jungen Bäume beeinträchtigt. Es ist auch eine ausgemachte Thatsache, daß kräftige Baumstämme der eisigen Umarmung eines vordringenden Gletschers nicht gewachsen sind und daß große Waldstrecken in der Schweiz unter dem Eise begraben liegen. Bei den Anwohnern des Morteratschgletschers hat sich begreiflicher Weise an das Thatsächlichste die Sage angelehnt und das Thatsächliche in eine Form gebracht, welche die Naturerscheinungen mit dem Menschenleben in die engste Verbindung setzt und das Wirken der Naturmächte den Menschen, je nach ihrem Verdienst, freundlich oder strafend sein läßt. Aus dem Volksmunde hat Lechner die Hauptsage mitgetheilt, welche zugleich eine Deutung des Namens Morteratsch liefert.

Nicht weit von dem erwähnten Wasserfall liegt eine liebliche Alp, die Alp nouwa. Die alte Alp war aber da, wo jetzt der Gletscher starrt. Auf dieser alten Alp war einst ein schöner junger Senn aus dem berner Oberlande im Dienst. Bei einem Alpfezte

machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens aus Pontresina, das einer der ersten dortigen Familien angehörte, und aus der Bekanntschaft wurde bald ein inniges reines Liebesverhältniß. Aber die Eltern des Mädchens wollten davon nichts wissen, denn der Bursche war arm, und um der Sache ein Ende zu machen, bewirkten die Eltern, daß der junge Mensch für den folgenden Sommer nicht wieder als Hirt gewählt wurde. Die Liebenden nahmen im Herbst traurig Abschied von einander, gelobten sich aber ewige Treue. Um den stolzen Eltern genehm zu werden, beschloß der junge Mann in fremden Kriegsdienst zu treten und sich dort auszuzeichnen. Das gelang ihm auch, aber die arme Maid grämte sich, da sie lange keine Nachricht von ihm erhielt, und als wieder ein Laubfall kam und der Tag wiederkehrte, an welchem die Liebenden von einander geschieden waren, da glaubte sie, der Geliebte sei gestorben und da schloß der Tod ihre müden Augen.

Als im nächsten Frühling der junge Mai die Alpen wieder grün machte, da kehrte der ehemalige Senn als Hauptmann in das Vaterland zurück und eilte nach Pontresina. Man zeigte ihm das Grab der Geliebten. Er kniete an dem Grabe und vergoß heiße Thränen

„Doch Thränen machen nicht maiengrün,
Und todte Liebe nicht wieder blüh'n!“

Er besuchte noch die Alp und die Orte, an welche sich liebe Erinnerungen knüpften; dann verschwand er und man hörte nie wieder etwas von ihm. Aratsch ist sein Name gewesen.

Die Maid erschien aber jeden Abend in der Sommerzeit auf der Alp. Der Senn und die Hirten hörten sie dann in den Milkeller gehen, wo sie eine Weile arbeitete und mit einem Löffel den Rahm kostete, um zu wissen, ob alles gut und reinlich besorgt sei. So oft sie kam, wurde der Seufzer gehört: mort Aratsch! Die Leute gewöhnten sich an ihre Erscheinung und sahen sie endlich sehr gern, da sie bemerkten, daß die Milch gleichsam gesegnet und der Ertrag der Alp auffallend reich geworden war.

Als ein neuer Senn an die Stelle des bisherigen kam, theilte dieser ihm das Geheimniß mit und ermahnte ihn die wunderbare Jungfrau nie zu stören. Mit Anbruch der ersten Nacht, welche der neue Senn auf der Alp zubrachte, nahte die Gestalt wie gewöhnlich. Der neugierige Senn ging ihr in den Milkeller nach und ließ sie anfangs ruhig gewähren.

Als sie aber einen Löffel von dem Gefimse herabnahm und in der Milch zu rühren begann, befahl er ihr mit rauher Stimme, das zu unterlassen; er dulde nicht, daß jemand in seiner Milch subese. Das Mädchen warf ihm einen mitleidigen Blick zu und verschwand unter dem Krachen eines starken Gewitters, das sich plötzlich über die Gegend entlud. Von da an wurden die Weiden immer magerer, die Kühe gaben weniger Milch, die Rasensicht wurde stets dünner. Der Segen fehlte. Nach kurzer Zeit mußte die Alp verlassen werden und sie wurde dann von dem rasch in's Thal hinabziehenden Gletscher bedeckt. Daher der Name Munt pers d. i. verlornen Berg. Noch jetzt erscheint bei trübem Wetter oder wenn ein Gewitter heranzieht die Jungfrau mit aufgelöstem Haar, als ob sie etwas sucht. Das ist die Sage von der Signura da Morteratsch.

Einen schönen Blick auf den Gletscher hat man auf der zweiten Brücke, eine größere Uebersicht auf der Alp Morteratsch: Anfang oder vielmehr Ende des Gletschers ist eine steile Eiswand mit einem prächtigen Gewölbe. In dieses Gletscherthor einzutreten wird freilich niemand versucht; aus dem Eisgewölbe strömt das trübe, milchartige Gletscherwasser des Morteratschbaches, der sich bald mit dem kristallklaren Berninawasser verbindet. Den Gletscher hier unten von der Seite zu betreten ist auch nicht rathsam, sondern um den vollen, längeren Genuß des Ueberblicks von veränderten Standpunkten zu haben, gehe man unter guter Führung bis zu dem „Boval“, wo eine Hütte Obdach giebt und die passendste Station ist für weitere Entdeckungsreisen. Die letzten Arven erinnern den Wanderer, daß jetzt eine Welt beginnt, in welche der Mensch wohl vordringen kann, in welcher ihm aber die Bedingungen des Lebensaufenthalts fehlen. Unser zweites Bild des Gletschers zeigt das starre Wellenmeer mit seinen Insaßen oder Anwohnern, die hier, weit von den Wohnungen der Menschen, ihre frische Lebenslust haben, aber auch hier vor der Verfolgung nicht sicher sind. Wenn die Genssen eine Sagen Geschichte haben, so wird darin Colani, der Tausende dieser edeln Thiere geschossen haben soll, als der Tod- und Verderbenbringende schwarze Höllenfürst verzeichnet sein; es wird darin auch ein goldenes Zeitalter, die Zeit des Paradieses, sich finden, als es noch keine großen ungeschlachten Menschen gab, sondern nur kleine Erdmännchen oder Waldmännli, die im Felsinnern wohnten, denen die Genssen Milch

Palü.

Zupo.

Bernina.



Zeich. Stich, u. Druck v. J. L. Ruidisühli in Lenzburg.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

MORTERATSCHGLETSCHER.
CANT. GRAUBÜNDEN.



spendeten zur Bereitung von kleinen Käsen. Sollten wohl auch die Gemsen einen Sündenfall verschuldet haben? Dann müssen sie lange büßen, auch wenn sie nicht das Schicksal des Steinbocks in Graubünden haben.

Es läßt sich der Morteratsch von mehreren Punkten leicht betreten, aber zu begehen ist er nicht so bequem wie einige Gletscher des berner Oberlandes, z. B. der untere Aargletscher und die Grindelwaldgletscher. Wie durch einen Zauberschlag sind die rollenden Wogen zu Eis geworden und überall ist das Eis zerklüftet. Eisgräte sind zu übersteigen und Spalten zu überspringen. Da wo der Gletscher ebene Flächen hat, bilden sich oft von dem Gletscher- und Schneewasser am Tage kleine Seen, welche dann am Abend gefrieren. An den bekannten Gletschertischen fehlt es nicht, aber der Gletscher ist an vielen Stellen noch besäet mit Steingeröll und Geschiebe aller Art. Frischer Schnee ist hier wie auf anderen Eismeerren sehr trügerisch und gefährlich, aber unter der Führung eines Jenny, Enderlin u. a. ist doch keine Gefahr und das Auge wird für die Anstrengung reichlich belohnt. Das herrliche Farbenspiel des Eises, die murmelnnden Bäche unter dem Eise, die zauberischen Eiszewölbe — man glaubt an die Kristallpaläste der Gnommen des Gebirges, träumt wieder in der Märchenwelt der Kindheit. Aber da kracht es, als ob der Gletscher auseinander gesprengt werde: das Eismeer hat nur eine uns ungefährliche neue Spalte bekommen; da poltert und rasselt es zur Seite: es hat sich nur ein Felsstück abgelöst und kleinere Steine klappern hinterher und vergrößern die Seitenmoräne. Aber all diese Dinge, Entzücken oder Schauer bringend, hat der Morteratschgletscher mit andern Gletschern gemein, so wie auch Schneeberge als Hintergrund. Aber diese Schneeberge verdienen unsere Aufmerksamkeit, nicht bloß weil sie zu unserem Gesamtbilde gehören, sondern auch als Individuen in fragwürdiger Gestalt erscheinen. Da stehen auf unserem Bilde am Firmament der Biz Palu (3912 M.), der P. Zupô (3999 M.), der P. Bernina (4052 M.) Zwischen den beiden letzteren ist noch sichtbar die Crasta giazza (3872 M.). Rechts vom P. Bernina erheben sich der P. Morteratsch (3754 M.) und der P. Roseg (3943 M.).

Berücksichtigen wir des Namens wegen zuerst den P. Morteratsch. Wenn der nicht gerade nervöse

Weilenmann in der Physiognomie dieses Riesen „grimme Wildheit“ findet, so ist er damit zur Genüge charakterisirt. Die erste nachweisbare Besteigung fand im September 1858 statt; im Jahre 1863 kam Professor M. Ulrich aus Zürich hinauf. Dieser gelehrte und geübte Bergforscher nennt die Besteigung eine ungemein leichte Partie, deren Genuß aber groß sei, denn, abgesehen von der weiten Fernsicht sei der Blick auf die nächste Umgebung großartig. Diese Umgebung schildert er wie folgt: „Unmittelbar vor uns gegen Süden ragte die Spitze des P. Bernina empor, 900 Fuß über unserem Standpunkte. Ein wildes Chaos von Gletscherschründen, Felsriffen, Schneehängen, alles in bunter Mischung über einander geworfen, trennte die beiden Gipfel von einander. Wendete man den Blick gegen Westen, so lagen in einer Tiefe von circa 5000 Fuß der Tschirva- und Roseggletscher ausgebreitet. Gegen Osten blickte man gleicher Weise auf den Rücken des Pers- und Morteratschgletschers hinunter. Die Firnkuppen des Zupô, Palü und Cambrena überragten dieselben. Westlich vom Berninagipfel erhob sich der noch unbezwungene Firnkegel des P. Roseg; auf den Tschirva, der 500 Fuß tiefer lag, und den Corvatsch, 900 Fuß tiefer, blickten wir mit Stolz hinunter. Von der Thalfläche des Oberengadins sahen wir nichts als Samaden und die nächste Umgebung.“ Im Sommer 1864 erstieg Tyndall, der berühmte englische Physiker und Gletschermann, den P. Morteratsch; aber als er mit seiner Gesellschaft nach dem Morteratsch-Gletscher hinabstieg, wären bald alle bei einer Rutschpartie, die sie mit einer Lawine machten, umgekommen. Nur der Geistesgegenwart und Kraft des Führers Jenny, der sie am Seil aufzuhalten vermochte, verdankten sie die Rettung. Tyndall's kostbare goldene Uhr war dabei verloren gegangen, wurde aber von ihm nach zwei Wochen wieder aufgefunden und gefunden.

Um noch dem höchsten Potentaten dieser Gebirgsgruppe, dem P. Bernina, seine Ehre anzuthun, erwähne ich, daß dessen Besucher seiner Majestät und seiner glänzenden Umgebung volle Anerkennung schenken, obwohl er sie kalt zu empfangen pflegt. Cantons-Forstinspektor Coaz in Chur war 1850 mit zwei Begleitern oben. Der beschwerliche Weg ging über den Morteratschgletscher in dessen ganzer Länge und an diese große Anstrengung schloß sich noch als Nachspiel, daß die drei Männer zuletzt über einen

scharfen Gletschergrat nur rittlings, einer hinter dem andern, vorwärts kamen. Als sie die Spitze erreicht hatten, war dort gerade so viel Platz, daß sie neben

einander stehen konnten. Seitdem ist der B. Bernina mehrere Male erstiegen.

St. Maria.

St. Maria, oder wie man im Ober-Engadin stets einfach sagt Maria, ist nicht zu verwechseln mit Santa Maria, dem Hauptorte des bündnerischen Münsterthals. Maria ist die Zwillingsschwester von Sils und um die aus zwei Theilen bestehende Ortschaft vollständig zu bezeichnen, schreibt man Sils-Maria. Maria ist einige Minuten von dem ganz dicht am See gelegenen Sils entfernt. Wenn auch Sils als Haupttheil der Gemeinde angesehen wird, so ist Maria freundlicher und obwohl so nahe doch besser gelegen. Im Sommer kann Sils an dem blinkenden See gefallen, aber auch im Sommer ist es meistens von einem kalten Winde durchzogen und der Sommer ist kurz, über drei bis vier Monate geht seine Dauer wohl nie hinaus. Sils gilt daher für den kältesten Ort des Engadin. Die volle Herrschaft des Winters reicht oft noch in den Mai hinein; am 4. Mai 1799 fuhr französische Artillerie über die Eisdecke des Silsersees. Maria ist weit weniger rauh; es liegt geschützt unter einem lärchenbewachsenen Hügel. Es ist rührend zu sehen, wie hier die kleinen Gärten gepflegt werden und mit welcher Freude ein Nachbar, der sich für besonders gesegnet hält, dem Nachbar seine Blumen zeigt, die wir im Flachlande nicht sonderlich achten. Einmal oder einige Male sollen hier sogar, was man als Merkwürdigkeit erzählt und auch als solche anzusehen berechtigt ist, Kirschen reif geworden sein. Man weiß, daß es in einer Höhe von fast 6000 Fuß nur sehr selten dazu kommen kann, dennoch pflanzt und pflegt man Kirschbäume und darin liegt Geschmack, man kann vielleicht sagen Poesie. Ist doch ein blühender Kirschbaum selbst ein Stück Frühlingspoesie und gar in der Nähe des ewigen Winters.

Auch die Häuser von Maria sind freundlicher als in Sils, nicht wenige derselben stattlich. Aus den blanken Fenstern schaut die Wohlhabenheit heraus; hübsche Balcone erinnern an die Nähe Italiens, dessen Klima freilich sehr fern liegt. Man ahnet, daß die

Leute in Maria sich ihr Leben gemüthlich zu machen verstehen.

Während das Oberengadin sonst, im Verhältniß zu anderen Theilen des Bündnerlandes, arm ist an Burgruinen, sieht man auf der Landzunge, welche sich bei Sils in den See streckt, Trümmer einer Burgruine. Das Volk nennt sie nur Chastè und Castelg. In Schriften findet man zwar den Namen Castelmur, aber die Geschichte schweigt über die Vergangenheit dieser Burg oder dieses Thurmes.

Der Silsersee ist der größte unter den Seen Engadins. Er hat die Länge von reichlich einer Stunde, eine Breite von 20 Minuten. Wie seine Farbe beschaffen sei, ob grün oder blau, habe ich nicht recht ermitteln können, da er nie ruhig ist, sondern bei dem unablässigen Winde stets Wellen wirft, die man wohl blaugrün nennen kann. Obgleich aber der größte, ist er doch nicht der schönste der Seen des Engadin und man könnte fragen, ob diese Seen, im Vergleich mit so vielen andern Seen der Schweiz, überhaupt schön zu nennen seien. Zwar freut man sich, wenn man nach der Dede des Julierpasses den Silvaplana-See erblickt, und wenn im See von St. Moritz die Berge sich spiegeln, aber die Wasserpracht des Engadin, die wahrhaft so genannt werden kann, liegt nicht in den Seen, sondern in den schäumenden Bergströmen, den tosenden Wasserfällen, den murmelnden Gletscherbächen. Aus dem einsamen rauhen Hochthal Fedoz kommt der junge Inn, anfangs nur ein Bergbach, welcher in der Zunge des Vadret da Fedoz seinen Ursprung hat. Gegenüber einer ältern Ansicht, nach welcher ein kleiner Bach, der am Ende des Silsersees gegen Maloja zu Torfwiesen im trägen Laufe durchrieselt, eine Innquelle sein soll, sagt der für seine Heimath begeisterte Papon: Das Eismeer des Bernina ist die Wiege des gewaltigen Stromes, welcher als ebenbürtiger Bruder der jungen Donau, wasserreicher und mächtiger als sie, bei Passau sich mit ihr vereinigt, um gemeinsam mit ihr die weite Pilgerfahrt

Monte della Margna.

Septimer.



Druck v. J. L. Pankovitch in Leoben.

C. Huber del. et grav.

ST MARIA.
GRISONS. (CTN GRAUBÜNDTEN.)

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

nach dem schwarzen Meere anzutreten. Als rauschender Gletscherbach stürzt hier der Strom, der die fruchtbare Tiefebene Ungarns in majestätischem Laufe durchwallt, wo sich flinke Dampfer auf ihm tummeln, der Strom, in dessen breiter Wasserfläche sich die Thürme und Schanzen von Belgrad, Rußland und Silistria spiegeln, aus den krystallinen Eisgewölben der Gletscherzunge von Fedoz und hält nach kurzer Wanderung seine erste Rast im tiefen Becken des blauen Alpensees von Sils.

Als großes nahes Stück des Hochgebirges zeigt unsfer Bild den Monte della Margna oder Piz Margna

(3158 M.) Er ist vom Fedozthal aus zu besteigen und soll eine schöne Rundschau bieten, doch gehört er nicht gerade zu den berühmtesten Bergspitzen des Engadin. Theobald kam 1859 von Maloja hinauf und zwar unter großer Anstrengung auf die höchste Spitze. Nach seiner Darstellung ist anzunehmen, daß manche, die ganz oben gewesen zu sein glaubten, doch nicht den Gipfel, sondern nur eine Platte erreicht haben, an welcher die Gneißwände der Margna noch in die Höhe steigen.

Der Fex-Gletscher.

Es ist sehr lohnend von Maria aus das höchste auch im Winter bewohnte Seitenthal des Engadin, das Fexthal (Fexthal, auch Fexthal und Fexthal) zu besuchen. Der Eingang ist eine wilde Thalschlucht. Ein Wasserfall begrüßt den Wanderer und verkündet ihm, daß er beim Aufsteigen die wohlthuende Nähe eines klaren Bergbaches haben werde. Pyramidale Felsen nehmen der Eingangscene einen Theil der Wildheit, sie geben dem Bilde die Füllung durch den Contrast der Ruhe zu dem Ungeflüm, des lieblichen Lichtgrün zu dem ernsten Graubraun der Felsmassen. Hier und da wendet sich der Blick noch zurück auf den See, der in der Ferne seine Unruhe verloren hat und dadurch freundlicher erscheint; dann sind es aber wieder die großartigen Gebirgsformen, welche das Auge fesseln. Wie der Weg sich aufwärts windet an dem muntern Bache, entwickelt sich der Hochthalscharakter. Auf üppigen Alpentriften stehen malerische Alphütten, aber auch größere Menschenwohnungen zeigen sich. Fast wie ein kleines Dorf erscheint der Hof Platta mit gemauerten Häusern, denen sogar die Gärten nicht fehlen. Gar lieblich winkt von einer Anhöhe das weiße Kirchlein des Weilers Chresta und freundlich ruft der Glockenton hinauf. Die Poesie einer katholischen Bergkapelle fehlt hier freilich, aber alles umher ist Bergpoesie. Im Tiefthal hat der Frühling längst dem Sommer Platz gemacht, hier hält er die Nachfeier der bräutlich sich schmückenden Erde. Das Grün der Matten ist noch das frische Lenzengrün und zierlich umflattern Schmetterlinge die Blümchen, an denen der Morgenthau hängt.

Und wie nahe ist den Frühlingsblumen und den Schmetterlingen die ernste Poesie des ewigen Winters, den bunten Farben der blendendweißen Gletscher. Wir wollen diesen später betreten, aber noch etwas im Thal und bei dessen Bewohnern verweilen.

Nach der Volksfage ist das Fexthal einst stärker bevölkert gewesen als jetzt und auch der Geschichtschreiber Ulrich Campell in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nennt für das Thal eine Nachbarschaft von circa 30 Häusern mit wohlhabenden Einwohnern, während gegenwärtig höchstens 15 Haushaltungen dort sich finden. Man setzt den Rückschritt der Bevölkerung in Verbindung mit dem Vorrücken des Gletschers und der dadurch eingetretenen Verschlechterung des Klimas. Nahe am Gletscher sollen Spuren einer vormaligen gepflasterten Straße sichtbar sein und in Platta findet sich ein großes Doppelhaus mit zwei Thoren, welches man als früheres Wirths- und Niederlagshaus deutet, weil man annimmt, es habe vor der Ausbreitung des Gletschers jene Straße in das zum Veltlin gehörige Malencothal geführt. Auch von Stallungen für Saumrosse ist die Rede. Später, als der Schmuggel, besonders mit Salz, im Schwunge war, mußten die Schmuggler ihren Weg über den Gletscher suchen und auch jetzt noch wissen die Leute ihn zu finden. Als Weilenmann im Jahre 1859 den P. Tremoggia ersteigen wollte, erblickte er eines Abends nicht einen, sondern mehrere Trupps Männer und Weiber aus dem Malencothal, welche vom Heuen im Engadin zurückkehrten und mit ihrem

wilden Gesang die Felswände des Fexthales wiederhallen machten. Ueber diesen Eispaß (3021 M.) flüchteten auch 1620 die Protestanten, welche dem Blutbade im Veltlin, dem gleich der Bartholomäusnacht fluchwürdigen Veltlinermorde, entgangen waren, ins Bündnerland.

In der kurzen Sommerzeit haben die Bewohner des Fexthales in ihrer Alpenwilde vollauf zu thun, im langen Winter haben sie volle Zeit, aber unthätig sind sie auch im Winter nicht. Sie überwintern viel Vieh, führen auch wohl Schieferplatten ins Engadin und führen Holz zurück, woran sie oben Mangel haben, denn ein früherer Nervenwald ist durch einen Bergsturz oder durch Lawinen verschüttet worden. Die Weiber spinnen und weben und erzählen, denn wenn auch das Leben der Fexer weder thatenreich, noch schicksalsreich ist, es läßt sich auch über wenig viel sagen und warum sollten nicht die Frauen von Fex thun was auch die Gelehrten verstehen?

Sehen wir vom Kirchlein Cresta unsere Wanderung nach oben fort, so gelangen wir zum Weiler Courtins. Die Silber-Alpen (2060 M.) zur Linken des Bergbaches sind noch gut bewirtschaftet und in einer geräumigen Sennhütte findet der Wanderer, wenn böses Wetter oder die Nacht ihn zur Einker zurück zwingt, ein dankwerthes Obdach. Noch weiter hinauf haben bergamaster Hirten ihr einsames Sommerleben. Das letzte im ganzen Jahr bewohnte Haus steht aber schon in einer Höhe von 1980 M., circa 6600 Fuß. Vor einem mit Wachholbergesträuch bewachsenen Hügel Muotselvas oder Mott Selvas, auf dem eine

kleine Hütte steht, hat man eine schöne Aussicht auf den Fergletscher, der sich auch von hier betreten läßt; aber daß es nicht leicht sei wegen des jähen Absturzes, räumen auch die erprobten Bergsteiger ein, die sonst manches bequem finden, was gewöhnlichen Touristen gar nicht so erscheint. Die zerklüfteten Eismassen, das Labyrinth der Spalten sind nicht einladend und im Hochsommer stürzen oft große Eisstücke krachend herab. Wer aber über die zerrissene Wand den Binngletscher gewonnen hat, der findet vorerst keine Schwierigkeit mehr und kann in Ruhe eine Rundschau halten. Weilenmann hat in wenigen kräftigen Zügen das Bild gezeichnet. „Ein schauerlich Gewirre dunkelgähnender Schründen umgab mich da. Endlose Zickzackgänge, mißliche Sprünge, viele vergebliche Schritte wurden gethan, mit Geduld aber der Gletscherabsturz endlich doch überwunden. Die Schründen nehmen ab, das Eis geht in Schnee über, bald liegt unübersehbar, das glatte und sanft ansteigende Firnfeld vor mir ausgebreitet. Man überschaut das ganze Gletscherrund des Fexthales, von den in starrer Wildheit es umthürmenden, firngekrönten Felsmauern, die es von Val Roseg trennen, bis zu den sonnbeleuchtenden Schneehängen des Piz Güz und Piz Lat. Stolz taucht, bisher verborgen, der Piz Tremoggia auf.“

Wer nicht nach Maria zurückkehren will, kann bei Cresta über ein Joch in das mit dem Fexthal parallel gehende Val Bedoz gelangen, das ebenfalls in einen mächtigen Gletscher ausläuft. Die Ausdehnung des Fergletschers wird auf 2651, die des Bedozgletschers auf 1765 Suchart angegeben.

Der Maloja-Pass.

Im genauen Ausdruck ist Maloja (Maloggia) kein Berg, sondern eine Gebirgsschwelle und im oberen Theil eine rauhe Hochebene. Der Maloja trennt, der darüber führende Paß verbindet das Engadin und das Bergell, welches letztere als Fortsetzung des Engadin angesehen werden kann. Der Maloja ist nicht bloß Wasserscheide, und zwar zwischen dem schwarzen und adriatischen Meer, sondern auch Sprachscheide,

denn im Bergell tritt an die Stelle des engadiner Idioms, des Romanischen, die italienische Sprache.

Vom Silber-See ist die Steigung der guten Fahrstraße bis zur Paßhöhe nicht bedeutend. Dagegen die Senkung nach der andern Seite, in das Bergell beträchtlich.

Bei dem Wirthshause auf der Höhe des Maloja (1811 M.) darf ein Fels nicht herunterstiegen bleiben,



Druck v. H. Ruckstuhl in Leoben.

G. Huber, des. et grav.

GLACIER DE FEEX. — FEEX GLETSCHER.
GRISONS (CTN. GRAUBÜNDTEN.)

Verlag v Chr. Krüsi in Basel.

auf welchem man herabschaut auf die kühnen Windungen der Kunststraße und schon die Mühle von Casaccia erblickt. Seltsam geformte Felsen umher, eine baumlose Gegend, aber zur rechten Sommerzeit finden sich kleine rothe Felber von Alpenrosen.

Ein Saumpfad, einst viel benutzt, biegt ab, um ins Malencothal zu führen. Der Weg geht über den Muretto (2557 M.), daher Murettopaß, zum Theil über den Gletscher, häufig über unbequeme Steintrümmer und ist jetzt wohl kaum noch ein Saumpfad zu nennen. In früherer Zeit sollen die Gletscher noch nicht so nahe gerückt gewesen sein, daher der durch das Murettothal und das Malencothal ins Veltlin leitende Paß weit besuchter. Aus den Gletschern ergießt sich die Ordegna durch das Murettothal, um unten hinter Casaccia mit der Maira sich zu verbinden.

Von der Seite des Maloja abwärts nimmt die Kunststraße erst recht diesen Charakter an und bildet ein Capriccio von achtzehn Lehren. Zur Seite macht die Ordegna einen hübschen stäubenden Wasserfall. Waldesschatten erfrischt bevor man nach Casaccia kommt und wen das Fahren schwindlich gemacht hat, kann sich wieder beruhigen. Eine kleine Ruine vor dem Dorfe ist wahrscheinlich nur ein Wachtthurm gewesen, wie auch ihr Name Turratsch andeutet. Sehenswerther und merkwürdiger sind die Ruinen der Kirche des H. Gaudentius, welche gothische Formen zeigen. Die Kirche war lange Zeit, durch Jahrhunderte, eine berühmte Wallfahrtskirche, am Auffahrtstage war es auch bei den Reformirten im Thal ein Cultus zu ihr hinaufzupilgern; im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde sie noch bei Verdigungen benutzt, weil neben ihr der Begräbnißplatz war, als man aber diesen zu der neuen Kirche im Dorfe verlegt hatte, überließ man die alte Kirche dem Wind und Wetter und sie wurde eine Ruine;

„vom Hochaltare stehet annoch das Grundgestein,
Der blaue Himmel schaut darüber nun herein;
Und wo gekniet der Priester, beblümt ein Rasen sich;
Wo sie gejungen, grüß t mit einem Lied das Vöglein mich,

So sang A. E. Fröhlich, der die Legende vom H. Gaudentius zum Gegenstand eines Gedichtes machte. Gaudentius war nach der Sage im vierten Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung Bischof von Novarra in der Lombardei. Von den Arianern verfolgt kam er in das schon bevölkerte Bergell und predigte den Christenglauben, ließ es sich besonders angelegen sein,

wenn er zu dem Volke sprach, gegen die Laster der Vornehmen zu eifern. Deshalb wurde er bei dem römischen Statthalter als Aufwiegler verdächtigt und zum Tode verurtheilt. Als er unter einem hohen Baume bei Vicosoprano enthauptet war, krönte er sein Märtyrertum damit, daß er das abgeschlagene Haupt in seine Hände nahm und es auf die Höhe ob Casaccia trug. Wo er dasselbe niederlegte, da erbaute man dem heiligen Manne eine schöne Kirche. Diese Legende erinnert an die bekanntere Tradition von Felix und Regula in Zürich, welche nach der Enthauptung an dem Platze, wo jetzt die Wasserkirche steht, ihre abgeschlagenen Häupter aufnahmen, mit den Händen an die Brust hielten und bis zum nächsten Hügel trugen. Ähnliches kommt auch sonst in Legenden, wohl nicht bloß der Schweiz, vor. Daß Gaudentius sein Haupt so hoch hinauf trug, um dort ein Heiligtum erbauen zu lassen, weist auf die schon in vorchristlicher Zeit herrschende und dort entstandene Vorstellung zurück, daß wie die Götter auf den Bergen thronen, auch ihre Verehrung hoch über dem Boden des täglichen Menschenlebens die feierliche Stätte haben müsse.

Casaccia kann schon als ein Ort des Thals, als dessen Schluß bezeichnet werden. Es liegt auf der obersten Thalsstufe (1460 M.). Da der Name ein großes, aber schlechtes Haus bedeutet, so ist zu vermuthen, daß in unvordenklicher Zeit hier nur eine sehr notwendige und willkommene Herberge und Station für diejenigen war, welche den Maloja zu passiren hatten. So ist auch Casaccia der Name für ein Wirthshaus und Hospiz auf dem Wege von Livone, im tessiner Bezirk Blegno, zum Pulmanier. Als dann der Paß über den Maloja frequenter wurde, entstand das Dorf Casaccia, dem die Bestimmung blieb den Reisenden überhaupt einen Ruhepunkt zu bieten, besonders aber den täglich über den Maloja und Septimer Waaren bringenden Saumthieren als Lager und Futterplatz zu dienen.

Daß Casaccia eine gefährliche Lage hat, zeigen zwei Ereignisse in älterer und neuester Zeit. 1673 ergoß sich wie ein Strom eine große Masse Schlamm von den nahen Bergen auf Casaccia und drang in die Häuser. Im August 1834, einem Unglücksjahr für Graubünden, schickte die wilde Ordegna ihre Gewässer ins Dorf; die Einwohner flüchteten sich auf die Anhöhen und als sie zurückkehren konnten, fand

mancher sein Haus nicht mehr und Wiesenflächen waren für immer in Sandwüsten verwandelt.

Unser Bild weist auch auf den Septimer-Paß hin, der mit dem Maloja-Paß in einer Zusammengehörigkeit steht. Von Casaccia kann man ins Bergell hinabsteigen oder über den Septimer nach Stalla oder Bivio gelangen. Der Septimer hat eine Vergangenheit, in welcher er eine größere Bedeutung hatte als jetzt, wo er fast außer Kurs gesetzt ist. Ein Fremdenzug geht jetzt nicht über den Septimer, aber einst war es anders. Man sagt wohl, daß alle Wege nach Rom führen; durch die Schweiz haben von Alters her mehrere Wege dahin gebracht und es sind auf dem Septimer noch Strecken und Spuren der alten Römerstraße zu sehen. Im Mittelalter war er sodann sehr begangen und lockte auch Räuber an, welche den Kaufleuten auflauerten. Das mag einen berühmten basler Professor im sechszehnten Jahrhundert zu einer seltsamen Notiz über die Engadiner veranlaßt haben. Sebastian Münster schreibt in seiner „Cosmographie“ über das Engadin: „Es wächst kein Frucht darin dann Summergersten und Höw, aber Vieh genug und gut Dörffer, gut streitbar Volk und großer Dieb dann die Zügner.“ Mehr als zehn Jahre nach dem Erscheinen des Buches kam ein Exemplar auch in's Engadin, und da war die Entrüstung über den Vergleich mit den Zigeunern so groß, daß die Engadiner zwei ihrer angesehensten Männer, Johann Travers und Balthasar Planta, nach Basel schickten, um exemplarische Bestrafung des vermessenen Autors zu erlangen. Dieser war aber schon gestorben (1552); um jedoch die erzürnten Engadiner zu besänftigen, stellte der Rath von Basel eine feierliche schriftliche Ehrenerklärung aus und in folgenden Ausgaben des berühmten Werkes wurde der Vergleich mit den Zigeunern weggelassen, welcher um so mehr geschmerzt hatte, da dieses braune Volk gerade in Graubünden sehr schlimm angeschrieben war und zu verschiedenen Zeiten deshalb harte Verfolgungen zu erdulden hatte. Im Jahr 1571 erschien dort eine Verordnung, nach welcher alle Zigeuner sollten gefangen genommen und auf die Galeeren verkauft werden. Wenn die Nachricht wahr ist, so war man später noch grausamer. Die Zigeuner wurden 1765 für vogelfrei erklärt und dem, der einen Bewaffneten erlegen würde, noch zehn Kronen versprochen.

In einer starken Stunde kann man von Casaccia nach Vicosoprano, dem Hauptorte des Bergell, hinabsteigen. Unter dem Dorfe vereinigen sich die Maira und die Albigna, was für das Landschaftsbild zwar eine Zierde ist, aber dem Orte wegen der zeitweiligen Wildheit der vereinten Bergströme oft Gefahr und Schaden bringt.

Ein „richtiger“ Bergsteiger wird sich versucht fühlen, von Vicosoprano aus den Piz Duân (3133 M.) zu besteigen, da dieser steile Felsenkegel, wohin man hier in der Ebene sich wendet, immer von Neuem provocirt. Weniger beschwerlich, aber ungemein lohnend ist der Besuch des Thals der Albigna, das zwar in der Touristenwelt nicht mehr unbekannt, aber doch noch nicht abgetreten ist. Man findet hier den Genuß, daß man in kurzer Zeit von der riesigen Bergwelt sich umfassen fühlt und ohne aus seiner Verfassung gebracht zu sein, darf man doch am Ende des Tages sich sagen, daß man etwas geleistet habe. Dazu hat dieses Thal seine Individualität, so daß die Wanderung keine Wiederholung bekannter Eindrücke ist. Man geht an dem meistens wohlbeschatteten Ufer der Albigna aufwärts bis das Felsenthal sich öffnet. Dann führt ein Steg über den Bergstrom, der schon hier seine schäumende Wildheit zeigt und in raschen Sprüngen der Ebene zueilt, aber weiter oben den Widerstand der Felsen gewaltiger überwindet. Als ob sie ihn besänftigen wollen, strecken die Tannen ihre immergrünen Nester zu ihm hernieder. Vor dem großen Fall, welcher mit seinen steilen Wänden das Landschaftsbild vorläufig schließt, übersieht man eine Reihe kleinerer Fälle und Stromschnellen, und wer auch nicht weiter vordringen will, wird mit Genuß sein Augen weilen lassen auf dieser Continuität der Cascaden. Wer aber den Albignagleischer sich zum Ziel nimmt, den wirklichen eisigen Beschluß des Thales, der hat durch groteske Felsenriffe und Klüfte sich durchzuarbeiten bis er die Höhe des Hauptfalles erreicht und von dort in eine grausige Tiefe hinabschauen kann. Im oberen Theil des Thales hat die Albigna durch Granitfelsen ihr Bett sich bereitet; man schließt aber aus der Form der Felsen, daß nicht bloß der Bergstrom hier thätig gewesen ist, sondern daß der Gletscher einst viel tiefer herabhing. Aus einem schönen Kristallthor des Gletschers springt die junge Albigna hervor.

Cassaccia.

Septimer-Pass.



Druck v. J. L. Fuchs in Linz

C. Huber, des. et grav.

MALOJA-PASS.
GRISONS. (CTN. GRAUBÜNDTEN)

Verlag v Chr Krüsi in Basel.



Silvaplana.

Ulrich Campell, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in lateinischer Sprache eine rhapsodische Topographie als Einleitung zu der Geschichte seiner Heimath schrieb, deutet den Namen Silvaplana buchstäblich als „ebener Wald“, von dem in ebener Lage am See sich hinziehenden Föhrenwalde. Von diesem Walde findet sich keine Spur mehr; nur der See, der Spiegel des freundlichen Dorfes, ist geblieben. Campell meldet weiter: „Wo der See sich zu einem schmalen Arm zusammengedrängt, führt eine Brücke auf die rechte Seite hinüber, in eine schöne Wiesenebene, wo das Dörflein Surlac, einige Häuser mit einem Kirchlein, liegt. Etwa 500 Schritte unterhalb Silvaplana auf der nemlichen Seite treffen wir ein anderes Dertchen Campfeer und grade ob demselben ein drittes: Albannas, welche sämmtliche drei von ihren Gütern umgeben, nach Silvaplana kirchhörig sind.“ Diese Beschreibung trifft jetzt auch nicht mehr ganz zu und schwerlich hat man vor 300 Jahren Surlac statt des jetzt üblichen Surlej oder Surleg gesagt. Dieses Dörflein hat kein Kirchlein mehr und die wenigen ämlichen Ditten sind kaum Häuser zu nennen. Wasser und Schutt, der von den Bergen herabgeschwemmt wurde, haben dem Ort arg zugeföhrt und die schöne Wiesenfläche verwüftet. Wenn aber ein Dorf dieses Namens vielleicht bald gar nicht mehr existiren wird, bleibt der Name in dem hohen aussichtsreichen Piz Surlej (3187 M.), welcher von Silvaplana in vier Stunden ohne große Beschwerde zu erreichen ist. Auch in der Fuorela da Surlej, dem Passe nach dem Rosegthal und nach Pontresina, ist der Name des Dorfes erhalten. Von der Paßhöhe hat man einen schönen Blick auf den Roseggletscher. Der von Campell als Dorf bezeichnete Ort Albannas ist jetzt nur ein Hof mit dem Namen Albana; eine hohe Zugabe ist der Piz d'Albana (3100 M.).

Silvaplana macht einen wohnlichen Eindruck, wenn man von einer Gebirgswanderung im Engadin herabkommt. Nicht minder ist dieß der Fall, wenn man nur den Julier passirt hat, der zwar manchen Schnee-

berg vor Augen bringt, aber sonst ohne landschaftlichen Reiz ist. Nachdem man eine Weile auf der Paßhöhe die berühmten Säulen betrachtet und sich entschlossen hat, die Lösung des Räthsels den gelehrten Antiquaren zu überlassen, geht es rasch hinab; man hat aber doch Zeit, sich zu freuen über den Contrast des stolzer Schönheit sich zeigenden engadiner Hochgebirges und des lieblichen Thalgrundes.

Bald schimmert der Doppelsee von Silvaplana und Campfeer durch das Tannengrün, bald ist er durch eine Wendung der Kunststraße dem Auge wieder entzogen; bald sieht man die weißen Häuser von Silvaplana, hie und da erglänzt ein Fenster im goldigen Abendsonnenschein und der blaue Rauch steigt zum Berge, bald muß das Auge zum Piz Surlej und anderen lichten Höhen der Schneeregion aufschauen.

Unsere Reisegefährten wollen zum babylonischen Bade St. Moritz, uns scheint Silvaplana eine Einkehr zu verdienen.

Die Paßeinsenkung des Julier, auf welcher Silvaplana liegt, theilt wie eine Erdzunge den See, welcher die Mitte einnimmt zwischen dem größeren Silsersee und dem kleineren See von St. Moritz, in zwei Theile, von welchen der größere speziell Silvaplannersee genannt wird, während man den kleineren, freilich nicht so regelmäßig, den See von Campfeer nennt. Aus ihm tritt der junge Inn, denn wir schon als kräftigen Gletscherbach kennen gelernt haben, heraus, um zunächst in den See von St. Moritz einzugehen. Als Verbindungsmitglied der beiden Seen trägt er hier den Namen Sela und erst nachdem er im Durchzug durch den letzteren See seine Selbstständigkeit bewiesen hat, macht ihm niemand mehr seinen Namen streitig.

Silvaplana soll ein besseres Klima haben als das mit ihm auf gleicher Höhe am Nachbarsee liegende Sils, wer aber in Silvaplana romanisch und italienisch sprechen hört und auf den See schaut, der mag sich hüten hier an eine Verwirklichung des geträumten ewigen Frühlings an italienischen Seen und italie-

nischer Mächte zu glauben. Silvaplana ist den kalten Winden sehr ausgesetzt und hat mehr ein nordisches als südliches Klima. Etwas geschützter liegt Campfeer. Der Name dieses kleinen Ortes wird verschieden gedeutet. Man führt ihn auf das lateinische *campus ferri* zurück, weil hier einst Eisen gegraben sein soll oder weil der Boden so hart sei wie Eisen, so daß man ihn nicht anbauen könne. So schlimm ist es nun freilich nicht. Culturversuche mit Kartoffeln, auch mit Gerste und Roggen sind nicht ganz erfolglos gewesen. Aber bei den Resultaten ihres Ackerbaus würden die Anwohner dieser Seen verhungern und die Zirbelnüsse ihrer Arden sind nur eine Delikatesse. Dennoch ist ihr Leben nicht kümmerlich. Zu dem Ertrage der Alpen kommt der Verdienst, den die günstige Lage vermittelt, indem bei Silvaplana mit der Julierstraße sich die Straßen ins Engadin und ins Bergell verbinden und die Zunahme des Fremdenverkehrs ist bekanntlich sehr bedeutend.

Als den Hochwächter des Thals zeigt unser Bild den P. Corvatsch (3458 M.), der mit seinem Panzer von Gletschern und Firnländern groß und gewaltig ins Auge fällt und eben deshalb auch mehrere Male zur Besteigung angelockt hat. Der dort oben empfangene Eindruck wird zwar von den verschiedenen Besteigern als reicher Lohn für die Mühe bezeichnet, ist aber nicht bei allen derselbe gewesen. Ein Engadiner sagte, der Corvatsch sei so geeignet, das unbeschreibliche Gefühl des Erhabenen zu erwecken und zu nähren, wie keine der von ihm erstiegenen Bergspitzen, während andere hervorheben, daß man zwar die großartigen Berninagipfel umher als Rundschau habe, aber als Eigenthümlichkeit dieses Standpunkts, den offenen Blick ins Oberengadin, das Gebiet seiner Seen mit herrlicher grüner Einfassung. Unter Mitwirkung der Phantasie hat man sogar von dem Grün der Matten das Lichtgrün der Lärchen und das Dunkelgrün der Arden unterschieden.

Eine Bergmühle.

„In einem kühlen Grunde, da steht ein Mühlenrad“ — wer kennt nicht dieses Lied vom zerbrochenen Ringelein, von der ungetreuen Müllerin? Die elegische Poesie hat gern an die Mühle angeknüpft, deren Rad wie ein Zeitmesser das verlorne Glück weiter in die Vergangenheit setzt. Eine solche Sprache redet unsere Bergmühle nicht, aber sie ist gar nicht ohne Poesie, denn das Pittoreske ist ja auch poetisch und das Prädicat pittoresk kommt ihr recht eigentlich zu. Wer im Hochsommer zu ihr herankommt, dem wird sie ein Räthsel sein. Mitten im Gebirge zwischen dem Gewirr durch einander gewürfelter Felsblöcke ein Wasserrad ohne Wasser, an die Bergwand gelehnt eine menschenleere Holzhütte, kein Ton als der Wind, der durch die Tannen rauscht. Aber eine kurze Zeit des Jahres herrscht volles Leben in dieser Berg einsamkeit. Wenn der starre Winter gemahnt wird vom warmen Föhn, daß seine Herrschaft dem Ende nahe, und das erste Frühlingsahnen in die Herzen der Bergbewohner einzieht, wenn unter der Schneedecke die Wasser zu rauschen beginnen, wenn bald der Bergstrom von Stunde zu Stunde an Kraft gewinnt und schäumend

durch die Felsblöcke eilt, dann darf auch das Mühlenrad nicht ruhen und nicht zum Spiel kommt es in Bewegung, sondern um eine Aufgabe zu erfüllen, die ihm zum großen Nutzen der Bergbewohner zugewiesen ist. Das Schmelzen des Schnees setzt diese Bewohner außer Verbindung mit dem Thal, aber vorsehend benutzen sie die noch haltbare Schneedecke, um auf kleinen Schlitten ihre übrigen Vorräthe von Getreide zur Mühle zu bringen, deren Rad dann Tag und Nacht klappert. Da beeilt sich jeder herabzuschleifen, denn wie überall gilt auch hier das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, malt zuerst.“ Dann entwickelt sich auch in und bei der Mühle ein fröhliches Leben wie bei einem Fest im Gebirge. Dem Ginen glückt es in Pfeilschnelle auf seinem Schlitten herab- und heranzukommen und er wird an der Mühle mit Jauchzen empfangen; aber ein Schlitten kann auch ohne Pferde durchgehen und seinen Fuhrmann mit dem Kornsaack in den Schnee schleudern, wobei dann zwar die Gefahr gering ist, aber wenn dieß einem jungen Burschen passiert, so wird er von den Berggenossen spöttisch begrüßt und bemitleidet. Ist in einem Vorfrühling der

Corwatsch.

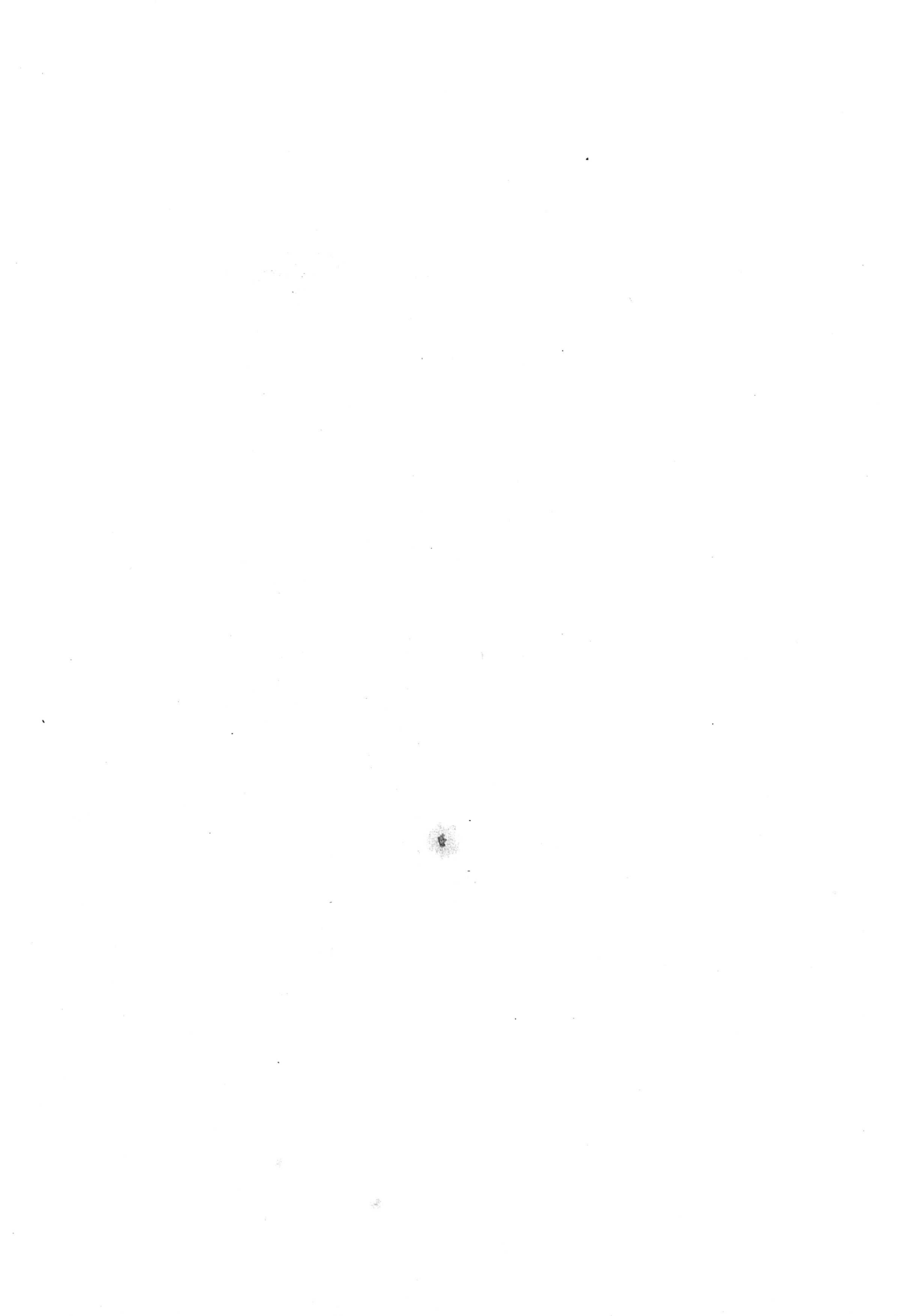


Druck v. H. Rüchschli in Lengnau

C. Huber, des. et grav.

SILVAPLANA.
GRISONS. (CTN. GRAUBÜNDTEN.)

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.



Föhn gar zu ungestüm und werden die wilden Wasser gar zu mächtig, so kommt es wohl auch, daß das

Mühlrad fortgerissen wird und selbst die ganze Mühle in der tobenden Fluth verschwindet.

Via mala.

Daß die via mala eigentlich eine via bona, keine böse, sondern eine gute Straße sei, ist ein zwar nicht mehr neues, aber darum doch nicht minder wahres Wort. Allein sie hat einst ihren Namen verdient und auch bei der jetzigen trefflichen Beschaffenheit der Straße an sich hat die ganze damit bezeichnete Localität des Schauerlichen genug. Es ist etwas Urveltliches darin, in bequemster Weise zur Anschauung gebracht und darum in der Touristenwelt so bekannt.

Die via mala ist zunächst Verbindung des Thals Domleschg und des Schamsferthals. Während hier in dem Straßenbau die Kunst und Kraft der Menschen so Großes geleistet haben, wurde es veräuht das schöne Domleschg gegen die verderbliche Gewalt der Wasser zu schützen und erst seit einigen Jahren ist man thätig in der Flußcorrection. Rhein und Nolla haben einen großen Theil der fruchtbaren Thalebene zu einer Wüste gemacht, aber landschaftliche Schönheit ist doch dem Domleschg geblieben und die Romantik, das Attribut des Rheinstromes und seiner Ufer, fehlt auch hier nicht. Während zur Rechten des Wassers Felsenterrassen mit Alpenweiden wechseln und über dem Grün der Matten in schroffen Formen schwarze graue Felsengipfel sich erheben, an welche noch hoch hinauf die genügsame treue Tanne sich anklammert, bietet dagegen der breite Heizenberg mit seinen runden Formen und grünen Gehängen ein liebliches, aber auch großes Bild. Ueber den Dörfern und Weilern, den Kirchen und Kirchlein erhoben sich einst „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen.“ Mehrere derselben sind noch jetzt bewohnt, aber ein neues Geschlecht ist eingezogen statt der Ritter im Eisengewand; andere Festen sind zu schönen Ruinen geworden, „ihre Dächer sind zerfallen, und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin.“ Auch wer die stolzen Burgen am Niederrhein gesehen hat, wird nicht gering achten die verwitternden Thürme von Hohenrhätien oder Hochrealt, die von einer 600 Fuß hohen Felsen-

warte träumerisch ins Thal hinabschauen, und wenn die Steine reden könnten, sie würden vielleicht nicht erzählen vom Erbauer Rhaetus, dem tuskischen Kriegsfürsten, wohl aber von einem edlen Geschlecht, welches vor acht Jahrhunderten hier hauste. Am Ende des 15ten Jahrhunderts wurde die feste Burg gebrochen und nach der Sage hat sich der letzte Burgvogt zu Pferde über die Felswand in den Rhein gestürzt. Wahrscheinlicher ist aber nicht Kriegsgewalt, sondern die Zeit, welche mächtiger ist als alle Kriegsgewalt, der Feind gewesen, welcher dem Ritterthum dort oben ein Ende gemacht hat.

Um aus der Vertiefung in mittelalterliche Romantik herauszubringen, dazu dient so recht der Anblick des am Fuße des Heizenbergs liegenden Thufis, das wie ein Kind der Gegenwart erscheint und in seinem jetzigen schmucken Gewande es auch wirklich ist. Thufis ist oft vom Feuer zerstört worden und wieder aus der Asche erstanden; nachweislich brannte es ab in den Jahren 1558, 1717, 1742 und zuletzt 1845. Für diejenigen, welche von Chur und Reichenau herankommen, um die via mala zu schauen, ist Thufis eine überaus freundliche Station, auf welcher auch verwöhnte Reisende sich befriedigt fühlen, welche nicht gerade zu den transcendentalen Reisenden gehören, die sich überall stolz und unzufrieden zeigen müssen, weil das ihren Reifegenuß erhöht.

Von Tausenden ist die via mala begangen und angestaunt worden; manche haben dieselbe sehr schauerlich, andere noch nicht schauerlich genug gefunden.

Bevor man in den Felsenpaß eintritt, hat man eine Brücke über die Nolla zu überschreiten. Die Nolla gönnt dem jungen Rhein seine Reinheit nicht; sie trübt mit ihrem schwärzlichen Wasser seine klare Fluth und er muß es eben leiden, wie er noch vieles zu leiden hat bis er der Vater Rhein wird und mehr noch „eh' das Meeresgrab ihn aufnimmt.“

Unser erstes Bild zeigt den Eingang in den Eng-

paß; zur Rechten ragt die schon erwähnte steile Felswand von Hohenrhäten, zur Linken windet sich die Straße durch Felswände, die einst aus Schiefer von Riesen Händen gemauert zu sein scheinen, so regelmäßig sind die Schichten und Abschnitte; aber dann ist wieder daneben das altersgraue Gemäuer zerrissen und gespalten und durch die Verwitterung seltsam geformt. Zierliche Tannen mildern den Eindruck der starren Debe. Während dieses Bild in die Vergangenheit zurückweist, in eine Vergangenheit von vielen Tausend Jahren, entfaltet das Rauschen und Tosen und Schäumen des Rheins in der Tiefe ein Zukunftsbild, die Kraftfülle jungen Lebens und Strebens.

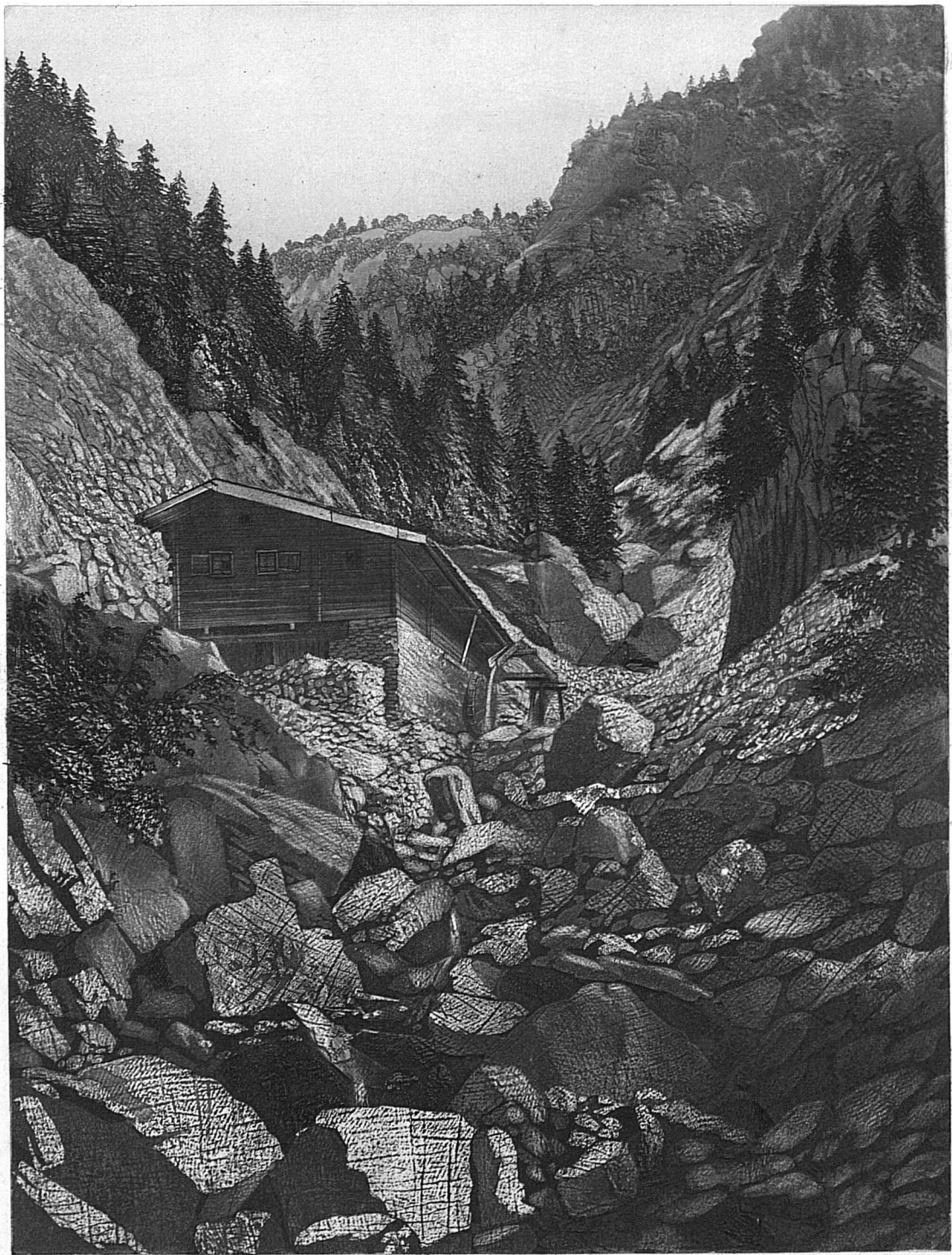
Plötzlich scheint die Straße versperrt zu sein durch quere Felsen, aber ein dunkles Gewölbe, das sich als ein 216 Fuß langer Tunnel erweist, öffnet sich zum bequemen Durchgang. Es ist das „verlorne Loch.“ Wo die Welt sich wieder öffnet, hat man halb, etwa 300 Fuß unter sich die Rheinschlucht, zur andern Seite erheben sich über 1000 Fuß neue Felswände von vielfach wechselnder Gestalt, wie Theobald in seinen „Naturbildern aus den rhätischen Alpen“ sagt, schön und erhaben zu jeder Zeit, mögen sie glänzen im Sonnenlicht, mögen Wolkenstreifen geisterhaft an ihnen hinstreifen oder im Winter Schneemassen und Eiszacken an ihnen hängen, wo jetzt in perlendem Thau die Felsenblume nickt. Sobald sich die Felsenenge erweitert,

erblickt man auf grüner Wiesenfläche das Bergdörfchen Rongella, einsam aber freundlich gelegen, und wenn das Auge nicht trügt, sogar mit Obstbäumen gesegnet. Diese kleine Abwechslung der Scenerie ist aber nur augenblicklich, das Groteske macht sich sogleich wieder geltend. Wir kommen zu der ersten Brücke, welche im kühnen Bogen den schauerlichen Schlund überwölbt, dessen schräge Wände es verhindern, daß je ein Sonnenstrahl hinabsteigt, um den in einer Tiefe von vielleicht 200 Fuß brausenden Strom zu besänftigen. Es wird aber nicht diese, sondern die zweite wieder auf die linke Stromseite führende Brücke als der Hauptpunkt der Via mala angesehen und mit dem vollen Eindruck einer großartigen Scenerie, vielleicht mit einer Betrachtung über das Einst und Jetzt, wie ehemals die Reisenden nur unter steter Gefahr von Felsstücken und Lawinen in den Abgrund geschmettert zu werden, auf den „bösen Weg“ sich wagen konnten, der jetzt so gut und so sicher ist, — mit dieser tröstlichen Vergleichung begeben sich die meisten Touristen nach Chusis zurück. Wer aber die ganze Via mala begehen will, der muß auch die dritte Brücke erreichen, welche nochmals auf die rechte Seite des brausenden, aber hier kaum sichtbaren Hinterrheins führt. Dann öffnet sich freundlich das Schamserthal und wenn das Reiseglück lächelt, der zieht fröhlich weiter gen Italien.

Wildherthlein.

Im frühen Mittelalter zogen fromme Männer von Schottland und Irland als Apostel in die Welt, um den Christenglauben zu verbreiten. Unter ihnen war der heilige Gallus, welcher eine Gegend am schwäbischen Meere, in welcher mit der finsternen Waldung das finstere Heidenthum harmonirte, zum Wirkungskreis sich auswählte. Als er in Arbon zum Priester Willimar gekommen war, der unter den Alamannen das Christenthum verkündete, fragte er dessen Diakonus, den der Gegend besonders kundigen Hiltibold, ob er ihm in der Einöde einen für eine Einsiedelei geeigneten Ort anzeigen könne. Hiltibold sagte: Nicht fern liegt eine Wüste, rauh und wasserreich, sie hat hohe Berge und enge Thäler, beherbergt aber auch viele

wilde Thiere, Bären, Wölfe und Eber, ich wage daher nicht dich dahin zu führen, denn die Thiere werden über dich herfallen. Aber Gallus sprach: Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär? Schon morgen ziehen wir hin. Und so geschah es. Bald wurde ein Platz für die neue Zelle gefunden, den Anfang der nachmals so berühmten Abtei St. Gallen und der erste vom heiligen Manne Bekehrte war ein Bär, der das an ihm gewirkte Wunder sogleich dadurch bethätigte, daß er wie ein Knecht auf Befehl des heiligen Gallus Holz aus dem Walde herbeiholte und in's Feuer warf, an welchem die Abendmahlzeit bereitet wurde. Die Legende meldet, daß Gallus dem Bären, als dieser diese Arbeit verrichtet hatte, befohlen habe, die Gegend



Zeich. Stich, u. Druck v. J. L. Rüdisühli in Lenzburg.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

EINE BERGMÜHLE.
BEI TIEFENKASTEN CANT. GRAUBÜNDEN.



für immer zu verlassen. Das war doch hart von dem heiligen Manne und Braun, damals noch der König im Thierreiche des Waldes, bevor die fremdländische Dynastie des Löwen auf den Thron kam, ging auch nicht weit, sondern begab sich in die wald- und honigreiche Gegend am Fuße des hohen Säntis, welche später das Appenzellerland genannt ist, weil der Abt von St. Gallen hier eine Zelle (Abbatis cella) errichtet hatte. Mancher Bärenschinken ist auch in der Folgezeit von dort auf die reichbesetzte Tafel der Abtei gekommen und erst im Jahre 1673 ist bei Urnäsch der letzte Bär geschossen worden.

Auch Schefel hat im Nachklang jener Legende in seinem schönen Roman „Eckhard“ dem Bären eine Rolle bei dem in die Einsamkeit des Wildkirchli geflüchteten Klosterbruders zugetheilt und dies ist keine größere poetische Lizenz, als daß der Dichter schon im zehnten Jahrhundert die Ebenalp und die Höhlen darunter bekannt sein und schon vor Eckhard einen Einsiedler dort den appenzeller Hirten das Christenthum predigen läßt. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts begegnen sich Sage und Geschichte bei der Höhle des seitdem so berühmt gewordenen Wildkirchleins. Im Jahre 1610 soll man in der Grotte einen kleinen verfallenen, hölzernen Altar mit verwitterten Kreuzen besetzt gefunden haben und daneben einige Menschenknochen, so daß man vermuthen konnte, es habe vor Menschengedenken ein büßender Eremit hier Ruhe gesucht und gefunden. Bei einer Alpensegnung im Sommer 1621 weihte der Kapuziner P. Philipp Tanner die Höhle zu einem Orte der Andacht und hielt auch dort mit bischöflicher Erlaubniß später mehrere Male Amt und Predigt. Als er aber von Appenzell nach Freiburg versetzt wurde, unterblieb solcher Gottesdienst und die primitiven kirchlichen Einrichtungen verschwanden. Nach fast 30 Jahren kam dieser Pater wieder in seine Heimat und erkundigte sich sogleich nach dem Wildkirchli. Die Nachricht von deren Verfall schmerzte ihn und er suchte verschiedene Personen für die Erneuerung zu interessieren, was zwar vorerst keinen Erfolg hatte, bis der im Jahre 1653 zum Pfarrer in Appenzell gewählte Dr. Paul Ulmann für die Sache gewonnen wurde. In dem zunächst zwischen Schwyz und Zürich im Jahre 1656 entstandenen Religionskriege rieth Pfarrer Ulmann bei annähernder Gefahr die Kostbarkeiten der Kirche und des Landes Appenzell-Innerrhoden in's Wildkirchli in sichern Schutz zu bringen. Dadurch wurde zwar die allgemeine Auf-

merksamkeit auf diesen stillen Ort gezogen, aber ohne die Energie und Opferbereitschaft des Pfarrers wäre die Sache nicht weiter gekommen. Aus seinen Mitteln wurde der Altar in der Felskapelle eingerichtet, die Sakristei mit den nöthigen Ornamenten versehen, ein Häuschen mit Stube und Kammer daneben gebaut und ein sicherer Zugang durch eine über die auseinander klaffenden Felsen gelegte Brücke ermöglicht. Am St. Michaelsfest, 29. September 1657 hielt er dort vor einer großen Volksmenge Hochamt und Predigt, aber er sollte noch in eine nähere Verbindung mit dem Felsendom kommen. Streitigkeiten mit der weltlichen Obrigkeit, welche das Einkommen der Pfarrpründe in Appenzell schmälerte, verleiteten ihm das Pfarramt und der Tod trauer Freunde befestigten in ihm den Wunsch sich von der Welt zurückzuziehen. Das liebe Wildkirchli durfte er gleichsam als seine Schöpfung betrachten und dahin eilte er von der Kanzel weg, als er in Appenzell seine Abschiedspredigt gehalten hatte. Noch war es Sommer und die Einsamkeit nicht groß, denn die Hirten von den nahen Alpen kamen fleißig herab und heran zum Gotteshause, das sie als ihr recht eigenes Heiligthum ansahen, auch an Wallfahrern fehlte es bald im Wildkirchli nicht und der zum Eremiten gewordene gelehrte und beredete Pfarrer hielt manche Bergpredigt und spendete manchem bekümmerten Herzen geistlichen Trost. Als aber die Herbststürme durch die Wälder brausten, als die Alpen leer wurden, der „biedere Mauerpecht“ und die Schwalben in ihre Winterquartiere gezogen waren, da war der Eremit mit seinem Diener vereinsamt und als der Winter mit seinen gewaltigen Schneemassen gekommen war, da stand oft für lange Zeit das Wildkirchli von der Menschenwelt ganz abgeschieden, dem Himmel näher als der Erde. Der fromme Mann hatte die Einsamkeit gesucht und gefunden, und es gelüstete ihn nicht wieder hinabzusteigen in das Gewirr des Menschenlebens, aber er mußte sich der Bestimmung seiner geistlichen Obern fügen und nachdem er zwei Sommer und zwei Winter, welche er in seinem Tagebuche, der Rechenschaft über sein inneres Sein, als die seligsten Tage seines Lebens verzeichnete, im Wildkirchli gewohnt hatte, nahm er die Probstverwaltung eines adelichen Fräuleinstifts in Lindau an. Nach neun Jahren dieser Wirksamkeit bewog ihn eine gefährliche Krankheit die reine Luft seiner appenzeller Heimat wieder aufzusuchen und sobald es seine Kräfte erlaubten, stieg er wieder hinauf zu seiner einstigen Einsiedelei. Zwar bleiben konnte er dort wegen

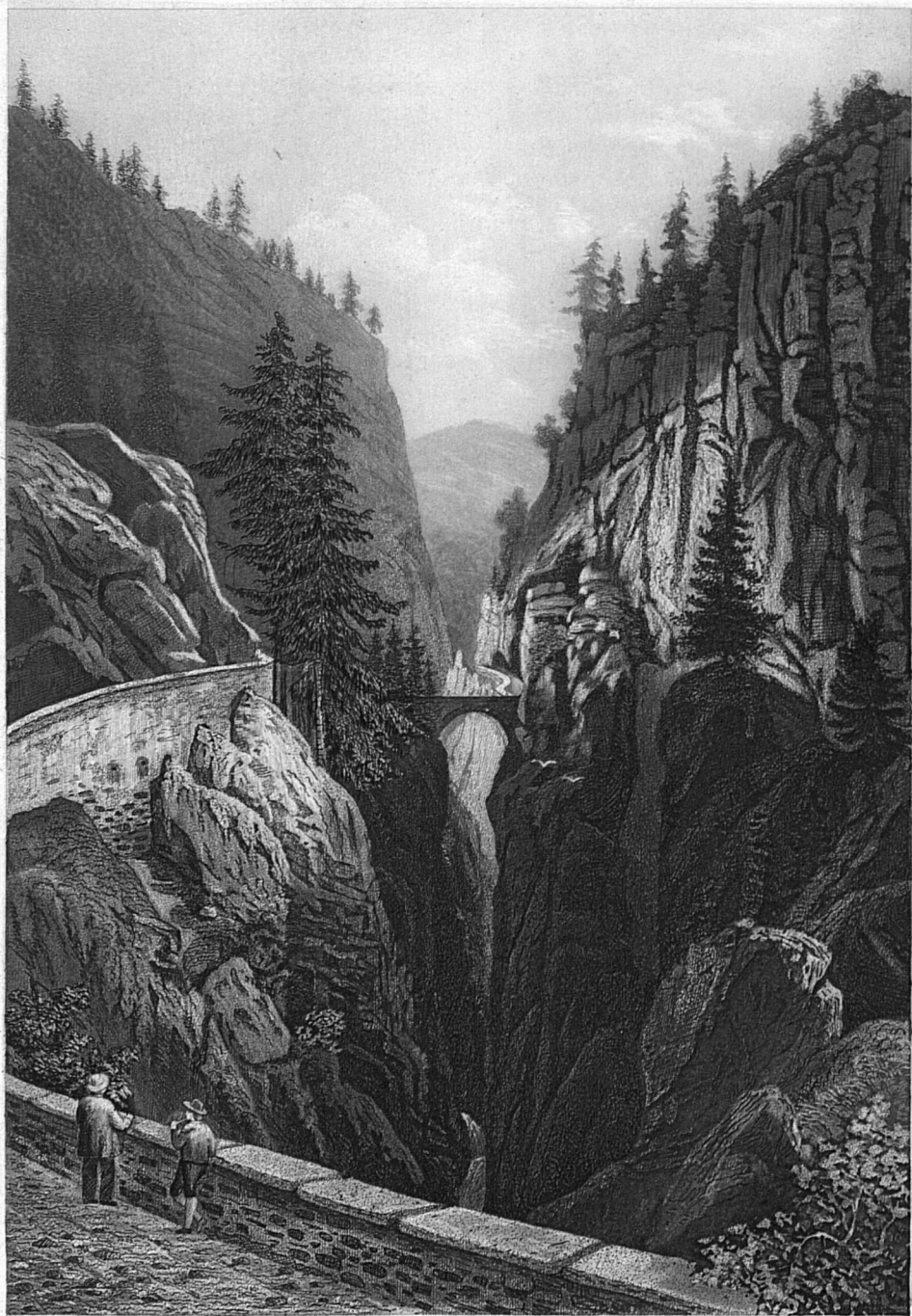
seiner geschwächten Gesundheit nicht, aber er stellte wieder her, was verfallen war, ordnete, was man vernachlässigt hatte und so lange es ihm noch beschieden war zu leben, hielt er gewöhnlich den feierlichen Gottesdienst an den beiden Festen der Felsenkirche, dem Schutzengelbeste im Juli und dem St. Michaels-Tage. Durch seinen letzten Willen sorgte er, daß seine Stiftung nicht unterging, indem er die nahe schöne Alp Ober-Bodmen dem Wildkirchli schenkte und bis auf den heutigen Tag ist dadurch die Unterhaltung der durch ihre Lage so merkwürdigen Einrichtung gesichert.

In der Folgezeit war gewöhnlich ein Kapuziner als Waldbruder da oben und die bekannte Tracht dieses Ordens harmonirte ganz besonders mit der Scenerie des Ortes. Außer der Wohnung und einigen Emolumenten erhielt der Waldbruder aus der Ulmann'schen Vergabung jährlich zwölf Gulden und als die Zeit kam, wo die Romantik des Wildkirchli immer mehr Fremdenbesuch anzog, wurde auch die Wirthschaft, die sich der Waldbruder angelegen sein ließ, einträglich. Unter den Eremiten, die denn freilich eine starke Beimischung von Weltlichkeit hatten, sind mehrere in Erinnerung geblieben. Am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts war der Bruder Antoni eine weitbekannte Persönlichkeit; ein Anderer berichtete über sich im Fremdenbuch: „Anno 1813 hab ich Bruder Simplicius Maria den Beruf genommen als Waldbruder in Appenzell zu Lob und Ehre Gottes und Mariä und der heiligen Schutzengel, gewesener Bruder ehemals in Rom in der strengsten Observanz des heiligen Franziskus von Assisi.“ Als ich im Sommer 1853 zum ersten Mal das Wildkirchli besuchte, war dort der Laienbruder Anton, welcher außer seinem braunhärenen Kapuzinergewande nicht viel Geistliches an sich trug, aber zu wirthen verstand. Im Herbst des Jahres stürzte der Arme beim Laubsammeln von einem Felsen in die Tiefe und man schrieb zu seinem Gedächtniß in das Fremdenbuch: „Den 4. November 1853 Mittags 11 Uhr ist der Eremit Anton Fäßler verunglückt und ist todt gefunden auf Pommen im Saal, R. I. P.“

In unserem Bilde hat der Künstler die Höhle „tief und still“ im geheimnißvollen Dunkel gelassen und daneben die Felswände und das Glockenthürmchen vor der Höhle zur Anschauung gebracht; zum Gesamtbilde gehört aber mehr und es ist vorweg zu bemerken, daß das Wildkirchli 1499 Met. über der Meeresfläche liegt. Wir haben aber nicht so viel zu steigen, wenn wir aus der Ebene des Appenzellerländli zum Wildkirchli hinauf

wollen, sondern das Weißbad, 3/4 Stunden südlich von Appenzell, von welchem aus wir passend die kleine Bergwanderung beginnen, liegt schon 820 Met. über dem Meere. Das Weißbad, wie sein Name anzeigt, ein Baderort, hat eine Heilquelle mit kohlensaurem Kalk und das Wasser wird zum Baden gebraucht, aber es ist in seiner herrlichen Lage vornemlich ein Lustbad. Für Touristen, welche in das appenzeller Gebirge hinauf streben, ist das Weißbad die letzte Station im Thale und einen Theil seiner Berühmtheit verdankt der Ort auch der Sitte, daß an den Sonntagnachmittagen im Sommer die Innerrhöbler, Männlein und Fräulein, in ihrer malerischen Volkstracht hier sich einfänden und den ihnen als Naturgabe verliehenen Witz nicht sparen. Auf diese Weise wird dem Fremden an solchen Tagen gewissermaßen Appenzell-Innerrhoden in seiner Eigenthümlichkeit im Weißbade vorgeführt und dem Fremden gefällt „des Landes ungezwungene Sitte,“ hinter welcher freilich bei den schlauen Innerrhöblern nicht selten eine richtige Berechnung steckt; sie lassen es sich wenigstens gern gefallen, wenn der über seinen Fund idyllischen Lebens und pastoraler Natürlichkeit entzückte Deutsche ihre Bewirthung übernimmt.

Die Entfernung vom Weißbade bis zum Wildkirchli ist für den Wanderer, der nicht mit Botenschritten, sondern beschaulich reist, auf reichlich zwei Stunden anzugeben. Der in neuester Zeit verbesserte Weg führt zuerst ohne bedeutende Steigung über grüne Matten und das Auge ist entzückt über dieses Grün, das überhaupt eine unvergleichliche Zierde Innerrhodens ist, während das Ländchen nicht das schöne Laubholz, wie etwa Unterwalden hat. Das herrliche Wiesengrün gewinnt noch durch den Ausblick zu den grauen Felswänden, denen man sich zuwendet. Die letztere Strecke des Aufgangs von der Alp Bodmen ist nicht so bequem denn der Weg ist steinig und wenn es geregnet hat auf den Steingeschieben glatt, aber man gebraucht keine Gletscherschuhe um an die Felswand heranzukommen. Oft erblickt man auf dem Kreuz- und Querwege hoch über sich das Glockenhäuschen und auch das Bruderhaus des Wildkirchleins; man hört auch schon den Glockenton, denn fünfmal am Tage zieht der Einsiedler das Glöcklein und gibt dadurch den Hirten umher das Zeichen zum Gebet. Kein Wanderer wird bei diesem hellen feierlichen Ton von dieser Höhe herab ungerührt bleiben. Wenn man genug gestiegen ist, um sich eine kleine Ruhe gönnen zu dürfen, noch bevor man ganz an das Ziel gelangt ist, so findet man ein freund-



Rudersköhle del et sculp.

VIA-MALA.

Verlag v Chr. Krüsi in Basel.



liches Willkommen und treffliche Bewirthung im Aescher, einem sonderbar an den Fels geklebten und vom Felsen bedachten Häuschen, das ursprünglich Sennhütte war. Hier weilte vor mehreren Jahren der Dichter des „Eckhard“, um das Landschaftsbild sich einzuprägen und mit der Alpenluft die Alpenpoesie treu zu erfassen und als es zum Scheiden ging, da schrieb er aus seinem Herzensgrunde in das Fremdenbuch:

Und kam' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Dualm
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.

Vom Aescher gelangt man auf einem in die Felswand eingehauenen Fußpfade, der mit einem sichern Geländer versehen ist, an die hölzerne, gedeckte und durch eine Thür verschließbare Brücke, welche über die jähe Kluft in dem gespaltenen Felsen führt und einen Abgrund von mehr als 100 Fuß unter sich hat. Wer dem Schwindel ausgesetzt ist, wird auf ihr nicht verweilen, aber ihr Ueberschreiten ist ohne alle Gefahr, da sie sehr sorgsam unterhalten wird, wie es auch der Dr. Ullmann in seiner Stiftung zur Pflicht gemacht hat. Als nur noch ein Seil statt des Geländers diente, mag der Uebergang über die Brücke manchem Menschen bedenklich vorgekommen sein. Als bald steht man an der ersten 18 Fuß langen und 15 Fuß breiten Höhle im grauen Kalksteine, welche den gewölbten Felsendom, das Hauptstück der kirchlichen Einrichtung, bildet. Die Wände und die Decke der von dem vorn einfallenden Licht genügend erhellten Grotte sind mit Mondmilch und Salpeter bedeckt. In ihr steht ein einfacher Altar mit Bildern einiger heiliger Eremiten geschmückt und mit der Inschrift versehen: Anno 1656 wurde diese Höhle zuerst angebaut von Herrn Paul Ullmann, S. S. Th. Dr. und die Kapelle dem heiligen Erzengel Michael gewidmet.“ Vor dem Altar liegen in ebenmäßiger Entfernung etwas erhöhte Balken, welche die Bänke oder Betstühle vertreten; in die Wände sind auch einige Steinfiguren eingehauen. So ist denn die ganze Einrichtung einfach und zweckdienlich, denn wer hier niederknien will, der hat den Prunk der Welt unter sich gelassen, und was die Kirchenbaukunst Schönes zu leisten vermag, das wird hier ersetzt durch den Felsenbau, der ein Alter von Jahrtausenden anzeigt und eine Umgebung, die nicht minder als der kleine Felsendom feierlich stimmt.

Hinter dem Kirchenraum befindet sich, durch eine Mauer davon getrennt, eine größere als Keller dienende Abtheilung der Höhle. Zwischen der besprochenen ersten

Höhle und der zweiten, da wo man zum Bruderhäuschen umbiegt, tritt zuerst das Glockenthürmlein hervor, welches auch unser Bild besonders in's Auge fallen läßt. Das Bruderhaus hatte seiner Bestimmung gemäß, einen Klausner zu beherbergen, früher nur ein heizbares Stübchen nebst Schlafgemach und eine kleine Küche, ist jetzt aber im Neubau (1861) vergrößert und nimmt wie der Aescher auch zur Nacht auf. Wer sich den Hochgenuß verschaffen kann, in einer der beiden Herbergen zu übernachten, um dort einen Abend und einen Morgen zu genießen, der wird nicht müde werden auf eine Berglandschaft zu schauen, die einzig in ihrer Art ist. Er steht unter himmelanstrebenden, zerrissenen Felsen, über finsternen Abgründen und waldbekränzten Schluchten; weiter schweift das Auge auf die grünen Hügel, welche den Uebergang bilden von der wildromantischen Berglandschaft zu dem lieblichen Thalgrunde. Es ist nicht der Schauer, der den Menschen in der Hochwelt der Gletscher und Firnen erfasst, sondern die stille Andacht in dem Naturtempel, dem das Wildkirchlein ein sinniges Gleichniß ist. Mancher hat in dem alten mit 1795 beginnenden Fremdenbuche, das leider nicht mehr da oben ist, sondern wahrscheinlich in Appenzell aufbewahrt wird, dieses Gefühl der Andacht, wenn auch oft in ungelentlicher Form, laut werden lassen, schöner niemand als Heinrich Schötte in seinen Schweizer-Skizzen, wo er sagt: „Ich stand in der Stille des Sommermorgens droben einsam. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Der Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in blauverdümmerten Fernen. Er findet keinen Halt-punkt, wo er ruhe. Die zahllosen Hütten, wie Maulwurfshäuslein, an den Hügeln Appenzell's verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur flachen in sich verschwommenen Landkarte geworden, zur Mosaik, worauf sich das himmlische Gewölbe lehnt. Die Seele lebt vor wollustvollem Grausen, als habe sie sich in der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, wie wenn er in einem unbegrenzten, lautlosen Meer von Duft und Duftfarben zu ertrinken scheint. Er rettet sich zu benachbarten Alpenfirnen, zu nähern, festern Gegenständen. Er senkt sich, wo der Seealpee aus dem nachbarlichen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändibaches aus schwarzer Waldschlucht, und der Strom der Sitter hinter Hügeln heraufglänzt. Das milbenhafte Geschlecht der Sterblichen bleibt dem Auge in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt, als müßten sie noch aus Hochastlen,

der Wiege des Menschengeschlechts, Bevölkerung erwarten.“

Mit dem Wildkirchli steht die Ebenalp in enger Verbindung. Man kann zu derselben über den schmalen Felsenrand hinaufklettern, aber dazu bedarf es eines schwindelfreien Kopfes. Es führt jedoch ein ungefährlicher Weg dahin, der so eigenthümlich ist, daß wohl wenige Besucher des Wildkirchli ihn unbenutzt lassen. Er geht links vom Bruderhause durch die zweite Höhle, welche nicht wie die genannte in der Wölbung abschließt, sondern durch das Berginnere hindurch geht. Sie hat eine Länge von 100 Schritten und besteht aus zwei Gewölben. Da wo sie am breitesten ist, mißt sie 80 Fuß mit einer Wölbung von 60 Fuß. Die Wände sind mit Mondmilch überzogen und der Boden ist mit Felsgeröll bedeckt. Darnach scheint die Passage nicht einladend zu sein, sie ist aber doch mit wenig Beschwerde verbunden. Als der Bruder Anton dort einriedelte, zündete er eine Kienfackel an und schritt uns rasch voran in die Finsterniß, die durch den rothen Fackelschein ein magisches Licht erhielt, in welchem der härtige Kapuziner im braunen Gewande, dann und wann die Fackel schwingend, wie der Berggeist erschien, der uns die Schätze der Bergwelt zeigen wollte. Vorsichtig hielt er an, wo die Höhle so niedrig war, daß man sich bücken mußte, dann ging es wieder rasch vorwärts. Endlich erblickt man das durch eine kleine Thür einfallende Licht und wie durch einen Zauber des Berggeistes ist man bald in eine andere Welt versetzt: ein glänzendes Wiesenrün und blauer Himmel entzückt das Auge, bunte Schmetterlinge flattern vom duftigen Alpenthymian zum zierlichen Alpenglöcklein, neugierig blickende Kinder schütteln ihre Glocken, von ferne tönt das Zauren (Zauchzen) des Hirten. Wir sind auf der Ebenalp, der schönsten der innerrhodischen Alpen, 1614 Meter über dem Meere. Eine senkrechte 200 Fuß hohe Felswand trennt an der südlichen Seite diese Alp von der Alp Bodmen.

Die Aussicht von der Ebenalp ist groß und schön. Unwillkürlich schweift der Blick zuerst in die Ferne, über einen großen Theil der östlichen Schweiz auf die weite Fläche des Bodensees und jenseits in die Gauen des Schwabenlandes, östlich Vorarlberg und die tyroler Alpen. Nahe ist das liebliche Rheinthal, am jungen Rhein wie von einem Silberstreifen durchzogen. Seitwärts ragen amphitheatralisch die Berge des appenzeller Alpstocks empor, Kalksteinformationen, oft sonderbar gezackt und zerrissen. Das Haupt des Alpstocks ist der hohe Säntis (2504 Met.), dem der ewige Schnee

nicht fehlt und darin nur in dem nicht 100 Meter niedrigeren Altmann (Alte Ma, vielleicht aus altus mons entstanden) einen Nebenbuhler hat. Senkt sich das Auge um zu ruhen von der Bergwelt in's Thal, so erblickt es im tiefen Grunde den finstergrünen Seealpsee, aus welchem der Schwendibach in den malerischen Abgrund sich stürzt, um sich unter dem Weißbade mit zwei andern Bächen zu verbinden und die Sitter zu bilden, welche als Hauptstrom das Ländli durchfließt. Freundlich blicken auch die Häuser des Weißbades aus dem Thale auf und niedliche Häuser und Hütten sind über das Hügeland wie hingefäet. Die große Zahl derselben erkennt man aber erst beim Hinabsteigen und erinnert sich dann der Sage, daß einst der Teufel, der damals noch gar nicht so schwarz und böse war, als ihn die Theologen schildern, in dem appenzeller Ländli, das ihm, weil er Geschmack hatte, besonders gefiel, eine große Stadt bauen wollte und die fertigen Häuser in einem Sack über das Gebirge herantrug. Er war aber so eilig und unvorsichtig, daß, als er rasch um eine scharfe Ecke des Säntis bog, der Sack anstieß und zerriß, so daß die Häuser herabpolterten über die Hügel und in's Thal, wo die Menschen sie ohne Mühe aufrichteten, wie und wo sie dieselben fanden.

Bemerkenswerth ist auf der Ebenalp eine trichterförmige Vertiefung, das Wetterloch oder Schneeloch, in welchem das ganze Jahr hindurch Eis und Schnee sich findet. In der Sommerzeit ist man genöthigt, auf der dann wasserarmen Alp aus dem Schnee dieses Trichters Wasser für das durstende Vieh zu gewinnen.

Die enge Verbindung des Wildkirchleins und der Ebenalp zeigt sich in besonderer Weise an einem der beiden Hauptfeste, am Sonntage nach dem 6. Juli. Da reiht sich an den durch einen Kapuziner aus Appenzell in Amt und Predigt gehaltenen Gottesdienst eine „Alpstubete“ oder ein Hirtenfest auf der Ebenalp. Die Gaisbuben machen dann wohl ihr Kunststück auf dem schmalen gefährlichen Wege, der um die Nordostseite des Felsens herumführt, auf die Alp zu gelangen und man hat noch nicht gehört, daß einer dabei den Hals gebrochen hätte, was bei Gamsen, Ziegen, Gaisbuben und anderen Geschöpfen dieser Gattung, denen das Klettern die liebste Gangart ist, überhaupt selten vorkommt. Die Masse der zur Kirchenfeier und ihrem heitern Revers Herangekommenen eilt durch den Höhlenweg auf die Platte der Alp. Da genügt nicht wie sonst die eine Fackel des Zugführers, sondern eine Gruppe nach der andern zieht ihrem flammenden Paniere nach

Tosis.

Hohenrhätien.



Zeich. Stich, u. Druck v. J. L. Rudisühli in Genève.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

VIA-MALA.
CANT. GRAUBÜNDEN.

und es schallt und hallt im Berginnern. Zwar hat der hochehrwürdige Pater Kapuziner die laute Fröhlichkeit im nächsten Bereich des Kirchleins und in der Finsterniß untersagt, aber wie die Vögel das Singen, so können die appenzeller Hirten das Jodeln und Jauchzen nicht lassen. Ein junger Bursch wagt es auch wohl im zauberischen Zwieltcht einen süßen Lohn vorweg zu nehmen, den er noch nicht verdient hat, aber die kräftige Hand eines appenzeller Maibli weiß gegen solchen Angriff zu reagiren und nach einhelligem Beschluß seiner Cohorte wird dem Frevler für das Unterschlagen eine Buße auferlegt, die er zum Nutz und Frommen seiner Gesellschaft bei dem in Aussicht stehenden, fröhlichen Schmause zu entrichten hat. So wie Kinder, des ersehnten Zeichens der Mutter gewärtig, zu der Thür des Zimmers sich drängen, in welchem der Christbaum strahlt, so eilt die bunte Menge dem Lichtschimmer zu, der durch die geöffnete Ausgangspforte in die Höhle fällt und rasch wird dann auch die Schwierigkeit überwunden, welche noch mit dem Aufsteigen von der Höhlenöffnung zur Alpenplatte verbunden ist. Gruppe bei Gruppe lagert sich auf dem grünen Teppich und die Sonne lächelt zu dem fröhlichen Treiben. Speisen, wie sie die Sennhütten darbieten, bilden das Mahl, das die Jugend, anderer Genüsse gewärtig, gern abkürzen möchte; getrunken wurde früher an solchen Tagen nur Milch, aber nicht nur kommen jetzt aus dem Thal viele Leute, die sich nicht damit begnügen, sondern auch die Hirten möchten zum Fest „ein anderweit Getränke han“ und Most und Wein wird reichlich genossen. Die gymnastischen Spiele der Alpstubeten, das Ringen und Springen, der Hofenlupf und das Steinstoßen entwickeln sich in Kraftfülle und wie bei den ritterlichen Tournieren hofft mancher junge Senn auf den Minnesold, wenn ihm der Sieg gelingt. Aber mit der Alpengymnastik wechselt die Glückseligkeit des Tanzes, wobei das Reich der Töne durch einen Geiger verwaltet wird und niemand begehrt eine andere Musik der Gegenwart oder gar der Zukunft. Aber da kommt doch noch „der Töne Meister,“ der Franz, ein blinder Senn mit der hochrothen Weste und blanken Knöpfen und dem Lederkappli. Lange Jahre hat ihn seine Mutter an der Hand geleitet, aber die Mutter ist zur ewigen Ruh gegangen und jetzt versteht ein Knabe den Führerdienst. Mit eifersüchtigem Blick sieht der Geiger seinen Nebenbuhler herankommen, denn wenn er auch die junge tanzlustige Welt auf seiner Seite hat, da der schrillende Ton der Geige und die scharfe Markirung des Taktes

die Tanzorgane besser in Ordnung hält als die weicheren Accorde von Franzens Ziehharmonika, so findet doch ein großer Theil des Publikums mehr Gefallen an dem letzteren Instrument, dem Franz nicht blos Ländler und Hopser, sondern weiche und zarte Lieberweisen, Feierklänge des Herzens, zu entlocken weiß. Es wird nun einem jeden der beiden Künstler seine Zeit zugewiesen und zuletzt producirt sich noch das Jodelerzett der Appenzellerinnen, das merkwürdig in seiner Art ist, da doch das dem Jodeln eigene Forciren der Stimme für die weibliche Kehle nicht recht paßt.

Wer mit dem Auge eines Malers die Alpstubete auf der hoch im Gebirge und in großartiger Umgebung liegenden Ebenalp übersehaut, den muß es reizen ein solches Lebensbild wieder zu geben. Schon eine einzelne Gruppe der Festfeiernden ist ein lohnendes Thema für die nachbildende Kunst, denn kaum findet man noch irgendwo in der Schweiz ein solches Beisammen von malerischen Volkstrachten der Frauen und Mädchen und zugleich der Männer wie hier. Die Unterwaldnerinnen und Seelisbergerinnen, wie die Mädchen aus dem Haslithal, dem Oberargau, dem Entlebuch etc. stehen den Appenzellerinnen zur Seite, aber wo findet man eine so constante, seit Jahrhunderten unverändert gebliebene Männertracht wie bei den appenzeller Sennen? Man hat gewiß mit Recht von manchen Trachten der schweizerischen ländlichen Bevölkerung gesagt, sie seien nur abgelegte Bürgerkleidung der Städte aus früherer Zeit, aber auf Appenzell paßt dieß gar nicht. Der appenzeller Senn trägt an Werktagen als einfaches Hirtenkleid Zwickhosen und das sogenannte Futterhemd, das über den Kopf gezogen werden kann, und das runde, schwarze, festanschließende Lederkappchen; an Sonn- und Festtagen sieht man wohl noch gelbleberne Hosen mit darüber gezogenen weißen Strümpfen, aber gewöhnlich sind dunkle Beinkleider. Fehlen darf jedoch nicht ein blendendweißes Hemd, dessen Ärmel über die braunen Vorderarme in die Höhe gezogen werden und eine rothe Weste mit zwei Reihen silberner Knöpfe. Das unvermeidliche leberne Kappchen wird auch an den Festtagen nur selten mit einem runden Hut vertauscht. Um den reichen Anzug, das Häs, einer jungen Appenzellerin zu beschreiben, dazu wünschte ich mir die Beihülfe einer weiblichen Feder. Noch vor einigen Decennien bestand ein solcher Anzug nach der Beschreibung eines Appenzellers in einem kurzen rothen Rock, einem Nieder, einer Kleinen, dem Kopfe anpassenden Kappe mit rothen Bändern, einer gefärbten Schürze, weißen oder rothen

Strümpfen und einem Hemd mit weiten nur an die Ellenbogen reichenden Ärmeln. Die Röcke sind jetzt länger und weiter, aber ohne Zweifel hat es auch schon damals nicht an der Bruchkette und andern Ketten und Zierrathen gefehlt, durch welche die Tracht der jungen Mädchen so üppig erscheint. Das mit dem Kettenwerk behangene Nieder ist jetzt regelmäßig von heller Farbe und um den Hals tragen sie eine Art geschmückter Götter. Wie bei den Männern sind die Taillen sehr kurz, doch nicht so unnatürlich kurz wie bei den Mädchen der Vierlande unweit Hamburg. Karminrothe Häubchen von Seide sind ein zierlicher Kopfpuß junger verheiratheter Frauen. Weil der Anzug einer Appenzellerin so fleißig ist, hat die Mode darauf geringen Einfluß, aber in längeren Zeiträumen treten doch einzelne Veränderungen ein. So zeigte mir ein altes Mütterchen einen mehrere Zoll langen silbernen Degen, den sie als junge Frau im Haargeflecht des Hinterkopfs getragen hatte, wie die unverheirateten Unterwaldnerinnen einen langen Pfeil von Metall. Dieser kleine Degen soll ein Symbol oder Orden für die

Hülfe sein, welche die als Männer verkleideten Appenzellerinnen bei der Schlacht am Stoß (1405) ihrer männlichen Heldenschaar brachten, indem die Oesterreicher, als diese Reserve anrückte, die Flucht ergriffen.

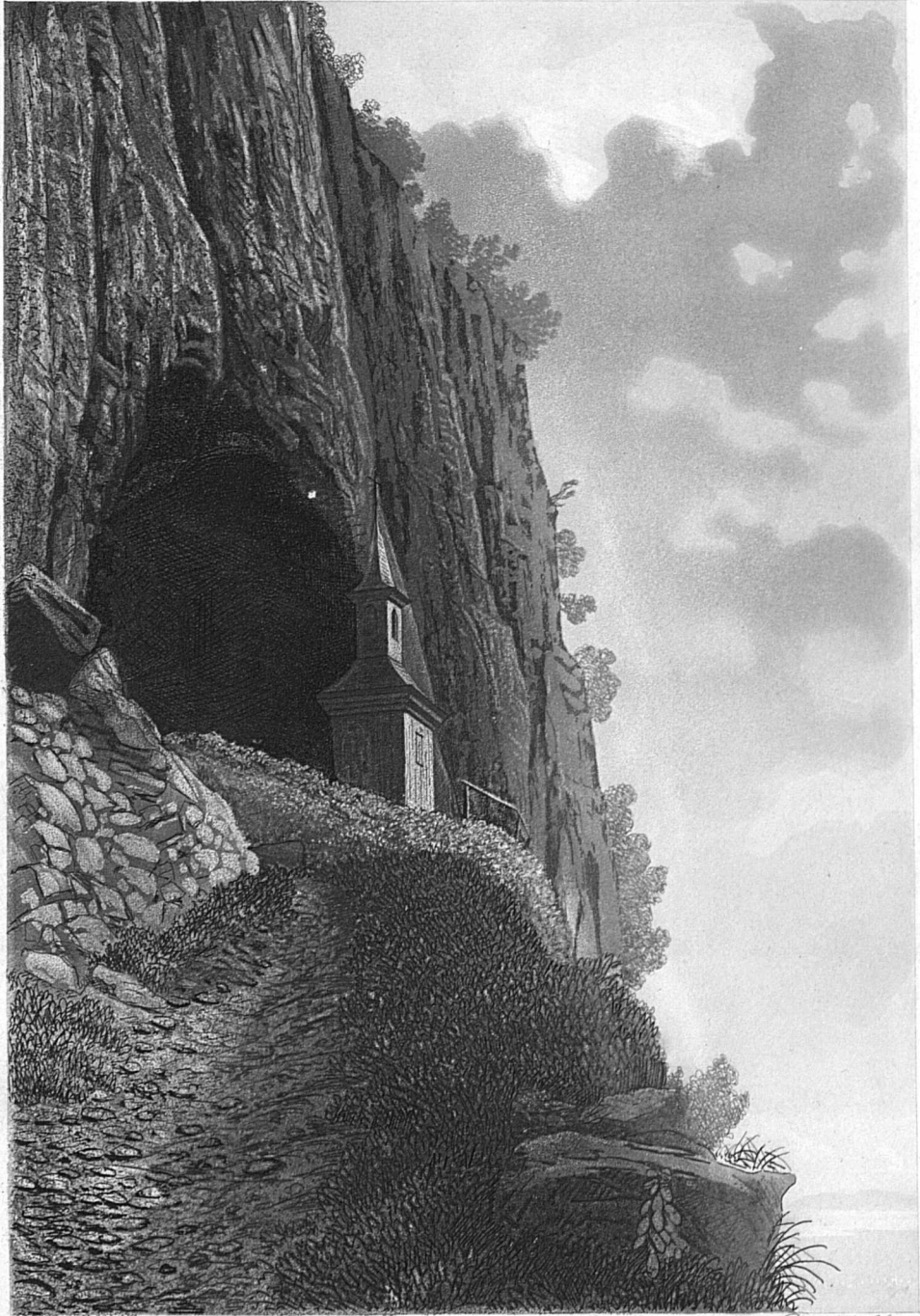
kehren wir auf die Ebenalp zurück, wo sich das Leben immer fröhlicher und bunter gestaltet. Dort tanzende Paare, denen alle Pulse schlagen, hier schwazende und zehende Gruppen auf dem Rasen gelagert. Der baarhäuptige bärtige Kapuziner wandert von Gruppe zu Gruppe; die Tonsur und der um seine rothbraune Kapuze gegürtete Strick hindert ihn nicht dem ihm zugetrunkenen Willkommen Bescheid zu thun; die Strafpredigt, welche er noch in petto hatte, ist ihm rein aus dem Gedächtniß gefallen, denn eine solche Apstube ist doch gar zu schön und der Kapuziner ist auch ein Mensch, nicht bloß ein Sittenprediger.

Der Tag neigt sich zum Ende, die Gipfel der Berge funkeln im Abendsonnenschein. Wir müssen in's Thal hinab. Wunsch Glück! Ihr Fräulein und Männlein des Appenzellerlandes.

Seealpen.

Der See, auf den wir schon vom Aescher und von der Ebenalp hinabgeschaut haben, hat einer nahen Alp oder vielmehr einem Alpenthal den Namen gegeben und davon wieder seinen Namen Seealpen bekommen. Den Umwohnern ist er eben nur der See und man würde einen Hirtenknaben vergebens nach dem topographisch gewordenen Namen fragen. Die Auszeichnung „der See“ zu sein, verdient er auch einigermaßen dadurch, daß er größer ist als die beiden übrigen Seen des innerrhodischen Gebirges, der Säntisersee und der Fählensee. Die drei Seen sind aber auch sonst verschieden von einander. Der einsame Säntisersee (1210 Met.) im südlichen oder hintersten Bergthal, eine Stunde hinter Brüllisau, hat ein eigenthümliches periodisches Steigen und Fallen; der Fählensee liegt eine Stunde höher in wilder Berggegend (1455 Met.), deren Dede man um so mehr empfindet, wenn man noch so eben über üppige Alpen gegangen ist. Die steilen Abdachungen des Roflen gegen Süden, des sonderbar geformten Hundsteins gegen Norden unterstützen den Sennen-

glauben von der unendlichen Tiefe dieses Bergsees, in dessen kaltem Wasser kein eßbarer Fisch leben kann, wie auch an seinen wüsten Ufern alles animalische Leben zu fehlen scheint. An seinem östlichen Ende hallt ein vierfaches Echo von den Felsen wieder, aber die Hirten scheuen sich es zu erwecken, denn die Trümmerrüste um den See zeigt, wie leicht sich Felsstücke von den Bergwänden ablösen. Weit freundlicher ist der niedriger (1142 Met.) gelegene tiefgrüne Seealpen, wenn er auch in Lieblichkeit sich nicht messen kann mit dem Klönsee im Glarnerlande und andern Seelein, die wie Smaragd Kristalle eingefast sind von allen Reizen der Natur, an denen die Harmonie des Starken und des Zarten vollendet ist und im reinsten Spiegel widerspiegelt. Leppiger Baumwuchs schmückt die Ufer des Seealpsees nicht, aber zierliche Tannen sind aufgeschossen zwischen den Steinen, die in Jahrhunderten herabrollten zum See und das Wassergrab nicht erreicht haben. In träumerischer Ruhe liegt der eine halbe Stunde lange, kaum eine Viertelstunde breite See da,



Geijser del.

Druck von Rüdowhlt.

Rüdowhlt sc.

WILDKIRCHLEIN
KANT. APPENZEL.

Verlag v Chr Krüsi in Basel.



nur selten kräuselt der Wind seine Fläche; von Zeit zu Zeit schnellst eine muntere Forelle empor, als ob sie auch einmal die Sonne schauen will; von Zeit zu Zeit kommt auch eine Ziege heran um durch einen Trunk die lechzende Zunge zu erfrischen und tiefsinnig wie sie ist, schaut sie lange auf ihr eigenes Bild im Wasser- spiegel. Doch nur für Augenblicke bringt dergleichen in und an den See Bewegung, Ruhe ist sein Charakter. Aber als Landschaftstück kann man ihn nicht darnach allein würdigen, sondern muß ihn im Gesamtbilde anschauen. Er ist eben im vollen Sinne ein Bergsee, hoch im mittleren Alpenthal gelegen; in seiner Einfassung wechseln graubraune Felsmassen, vielfach in seltsame Formen und Zacken auslaufend, mit lieblich grünen großen Alpen. Neben einer dieser Alpen, der Gloggern, auf der nördlichen Terrasse der zweiköpfigen Maarwies springt ein Wasserfall dem See zu und dieser schickt wieder den kräftigen Schwendibach in den tieferen Thalgrund. Ueber den Sennhütten des Seealpthals erblicken wir das Felscapriccio des Stedtenbergs und aus der Schneeregion ragen dahinten der Säntis und der Altmanu empor. Nach der Sage der Hirten war der See einst viel größer, bevor ein Bergsturz ihn an das östliche Ende des Thals zurückdrängte, was sehr wohl geschehen sein mag, denn von Bergstürzen groß und klein, finden sich Spuren genug umher, wie von Zerstörungen durch Lawinen in fernem und nahen Zeiten. Aus solchen naturgewaltigen Ereignissen ist den Gebirgsagen das Hauptmaterial zugeflossen und der Sagenkreis dieser Gegend ist reich. In manchen der inner- rhodischen Sagen, von denen einige sehr werthvolle ein ehemaliger Lehrer Dähler in Billisau (1854) bekannt gemacht hat, haben wir den Kern, der sich überall in den Alpensagen wiederfindet, auch die ethische Tendenz, die sie den Naturmenschen heiligt, aber die weitere Einfassung ist mit Freiheit gestaltet und die darin handelnden und leidenden Menschen bewegen sich in den Lebensformen des appenzeller Hirtenvolks, das vor andern Alpenbewohnern seine Eigenthümlichkeit zu erhalten gewußt hat. Eine dieser Sagen variirt ein auch sonst behandeltes Thema, das so recht aus dem Sennenleben entnommen ist und in ihrer Form und localen Färbung mir neu war.

Ein Senn kömmerte auf der dem Seealpsee nahen, zwischen der Ebenalp und dem Säntis gelegenen frucht- baren Altenalp ein Sennthum von mehr als 20 Kühen nebst Schweinen und Schmalvieh. Seinen Handbuben behandelte er unmenschlich streng; nicht nur mußte

der arme Junge vom Morgen bis zum Abend schwere Arbeit thun, der er kaum gewachsen war, sondern oft riß ihn der harte Meister aus dem Schlaf und trug ihn auf nach dem Vieh zu sehen. Die Kost war dabei schmal und bei dem geringsten Versetzen wurde der Knabe gemißhandelt, der dennoch bleiben mußte, denn seine Eltern wartet und seine Heimatsgemeinde hatte ja durch sein Unterbringen bei einem wohlhabenden Sennen reichlich für ihn gesorgt. Zu Ende des Sommers fuhr der Senn mit den Kühen heim, die Kälber und Schweine aber sollte der Handbube folgenden Tages zu Thale treiben. Als derselbe am Abend seine Arbeit beendet hatte, wollte er in die Hütte gehen, um sein Abendessen zu bereiten und sich dann schlafen legen. Aber wie erstaunte er, als er sich der Hütte näherte und sah, daß dort fremde Männer in niegesehener Kleidung ein- und ausgingen und die Sennerei betrieben. Erschrocken wich er zurück und wollte sich ein Nachtlager bei den Kälbern aussuchen. Die seltsamen Männer hatten ihn aber gesehen und redeten ihm freundlich zu, in die Hütte zu kommen, wo sie ihm die köstlichen Speisen vorsetzten. Dabei wurde ihm so wohl, daß er alle ihre Fragen freimüthig beantwortete und sein ganzes Herz ihnen aufschloß. Seit dem Tode der Mutter hatte ja niemand ihm Wohlwollen gezeigt. Nach der Mahlzeit legte er sich zur Ruhe und schlummerte sanft ein. Früh am Morgen weckten ihn die fremden Männer zum Frühstück und sagten ihm, er möge wählen, ob er lieber außerordentlich schön locken (singen) oder zaubern (jauchzen, jodeln) oder wiehelen (den Kühen rufen) wolle. Er wählte das Erste von den drei Wünschen. Da stand einer von der Gesellschaft auf und legte ihm in jedes Ohr einen Finger, worüber er in Ohnmacht sank und als er wieder erwachte, stand die Sonne am Himmel und die Männer und alles waren fort. Da besann er sich seiner Pflicht, gab den Thieren schnell ihr Futter und schickte sich an, sie hinab zu treiben. Was am Abend mit ihm geschehen war, kam ihm vor wie Traumgebilde; er wollte aber doch einmal versuchen, ob er nun schön singen könne und siehe da, als er sich in die Mitte der Wiese stellte, wo die Kälber weideten, da sprangen die munteren Thiere heran, bildeten einen Kreis um ihn und horchten auf seinen Gesang, und die Hirten der Nachbarschaft lauschten auch und bewunderten seine Kunst, denn so schön hatte noch niemand gesungen. Als der schlimme Senn, der sehr wohl wußte, daß sein Handbube früher nicht hatte singen

können, davon erfuhr, fragte er neugierig den Knaben, wo er das Locken gelernt habe und der Knabe erzählte ganz der Wahrheit gemäß, was ihm auf der Altenalp begegnet war. Da dachte der Senn, er könne auch von den fremden Männern etwas lernen oder einen sonstigen Vortheil erlangen und machte sich allein auf zur Alp, unter dem Vorgeben, er wolle das zurückgelassene „W'schiff und W'schirr“ (die Geräthschaften) selbst her-abholen. Als er am andern und auch am dritten Tage nicht heim kam, besorgten seine Angehörigen, es möchte ihm ein Unfall begegnet sein und schickten den Hand-buben hinauf, um nachzusehen. Wie erschreckt aber der Bube, als er den Hütten der Altenalp nahe kam und sah, wie der Körper des Sennen geschunden auf dem Boden lag und seine Haut auf dem Hüttendach aus-ge-spannt war. Zitternd an allen Gliedern eilte der Erschrockene zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Da sandte man die kühnsten Männer auf die Alp, den Leichnam zu holen, damit demselben doch ein ehrliches Begräbniß zu Theil werde. Aber sie suchten vergebens, der Leichnam war verschwunden.

Diese Sage, in ähnlicher Form in Uri vorkommend, hat Bestandtheile, die sich auch in den Sagen anderer schweizerischer Alpengegenden finden, aber sie sind hier in einen neuen Zusammenhang gebracht. Auch andere Sagen, sich anschließend an das Schatzsuchen der Menschen und an den Glauben, daß Reichthum und Glück identisch seien, finden sich in dieser Gegend.

Ein armer Mann von Brüllisau war vor vielen Jahren mit zwei Kühen und einigen Ziegen in's Häldele, eite kleine Gemeinweide im Brülltobel gezogen. Das Brülltobel ist das einsamste und rauheste der appenzeller Hochthäler, auf dem Wege vom Kirchdorfe Brüllisau zum Säntisersee, reich an Windlöchern und Mondmilchhöhlen und Alpenpflanzen, aber sonst so recht ein Thal bei armen Hirten. In einer Nacht kam ein schauerliches Gewitter, das mehrere Stunden anhielt. Nachdem dasselbe ausgetobt und sich verzogen hatte, sah der Mann von seiner Hütte aus im Bache, dem vorher so wilden Brüllbache, einen lichten Schein, der die Nacht zum Tage erhellte, so daß man in der Hütte, obschon sie mehr denn hundert Schritte davon entfernt war, jeden Spahn und jeden Halm als wie beim schönsten Lampenschein sehen konnte. Erstaunt darüber und zugleich von Furcht ergriffen, getraute der Mann sich nicht nach der Ursache dieses Glanzes zu forschen, so sehr ihn auch seine Neugierde dazu trieb, sondern er erwartete mit bangem Sehnen den nahen Morgen, um

zu erfahren, ob auch andere Hirten die Lichterscheinung gesehen hätten. Als aber keiner davon wußte, begab sich der Mann zum Pfarrer in Brüllisau, in der Hoffnung dieser werde das Wunder erklären können. Da erfuhr er denn auch, der überirdische Glanz rühre von einem dort im Brülltobel liegenden Karfunkel her und da es ihm allein beschieden gewesen war den seltsamen Schein zu sehen, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, er werde den Karfunkel finden, denn er hatte sich den Ort genau gemerkt. Aber vergebens war sein Suchen und mancher hat nach ihm gesucht, jedoch ohne Erfolg, der Karfunkel liegt noch verborgen im Brülltobel.

Ein Karfunkel, dessen Leuchtkraft von Zeit zu Zeit das Gestein durchdringt, soll auch im Schynberg des Wäggethals im Kanton Schwyz sitzen und ein Schwarzkünstler aus der Gattung derer, die man Benediger nannte, erzählte einst den Leuten in Unterwalden, in den Wallenstöcken oberhalb Grafenort sei ein so großer Karfunkelstein, daß er in der Nacht das ganze Thal bis nach Stans hin mit seinem Glanze hell erleuchten könne. Lütolf, der in seinen Sagen aus der innern Schweiz davon berichtet, hat auch darauf hingewiesen, daß in der altdeutschen Sage die Zwergenberge innen von lauter Karfunkelstein erglänzen und daß der Sitz des Zwergenkönigs Laurin im Berge mit Karfunkeln bekleidet sei.

Mit einem Schate beschäftigt sich auch die folgende von Dähler erzählte Volksfage.

In den untern Auen hinter Schwendi sprudelt eine reiche Quelle einem Bache gleich aus dem Felsen hervor. Darauf zu kamen an einem Charfreitag drei Sennen, unter denen ein Fronfastenkind war und als sie an der Quelle vorbeigehen wollten, sah das Fronfastenkind, ein junger Mann, neben einem Felsblocke eine blendend schöne Jungfrau, die saß auf einem Sennenkessel, der mit Geld gefüllt war. Er wies seine Begleiter daraufhin, allein die sahen nichts. Muthig ging er auf die Jungfrau zu, die ihn mit so holdseliger Freundlichkeit empfing, daß er sich zu ihr setzte und bald so vertraut mit ihr wurde, sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle. Sie willigte ein und versprach ihm als Mitgift den reichen Schatz, den sie hüte, unter der Bedingung, daß er sie am Samstag nach Ostern an dieser Quelle abhole; dann möge er aber zur Sicherheit einen Kapuziner mitbringen, denn wenn er die Auen betrete, werde ein furchtbares Gausen und Rauschen, Donnern und Blitzen entstehen. Davon dürfe er sich ja nicht erschrecken lassen und um Alles



Druck v. J. Rüdtsicht.

Vorlag v. Chr. Krusi in Basel.

Rüdtsicht del. et sc.

LE LAC DE SEETALP.

SEETALP SEE

GEGEN DEN ALTEN MANN & DEN SENTIS

LAKE OF SEETALP.

dürfe er nicht zurücksehen, was auch immer geschehe, denn davon hänge sein Glück ab. Sie ermahnte ihn noch, wohl zu bedenken, was er thue; wenn er die Probe bestehe, so sei sie erlöst, sonst aber müsse sie noch hundert Jahre als Geist hier einsam trauern. Er schwur ihr treu zu bleiben und ging mit dem festen Vorsatze sie zu erlösen heim. Als die anberaumte Zeit näher kam, konnte er die Stunde des Wiedersehens kaum erwarten, denn seine Liebe zu dem schönen Frauenbilde nahm immer zu und auch lockte ihn der reiche Schatz. Wenn er an diesen dachte, wurde es ihm anstößig, daß er den Kapuziner mitnehmen solle, der ohne Zweifel für seine Hilfe einen guten Theil des Schazes in Anspruch nehmen werde, und als der achte Tag am Himmel graute, entschloß er sich, das Wagstück ohne einen Kapuziner zu bestehen. Er machte sich allein auf den Weg, nachdem er seine beste Kleidung angelegt hatte. Bald sah er, wie im Gebirge die Blitze zuckten und hörte, wie in der Ferne dumpf die Donner rollten, doch blieb er unerschrocken. Je näher er dem Ziele kam, desto furchtbarer begann es zu rauschen und zu sausen. Es graute ihn wohl, doch blieb er noch standhaft und wankte Schritt für Schritt vorwärts. Da plötzlich krachte es, er glaubte, hinter seinem Rücken rolle ein mächtiges Felsenstück den Berg herunter und drohe ihn zu zermalmen. Er erschrak und sah zurück, da that der Erdboden sich auf und ein graufiger Schlund verschlang den jungen Mann. Noch bis vor wenigen Jahren hörte man an jedem Charfreitag die Jungfrau wehklagen.

Auch an dem schneebelegten Altmann haftet eine Sage, die zwar einfach und schmucklos, aber gerade in ihrer Einfachheit sehr alt ist und den heidnischen Naturmythen angehört. Am Fuße des Berges befindet sich der sogenannte wilde See, der aber kein See ist, sondern ein mit Wasser und den größten Theil des Jahres auch mit Eis gefüllter Felsenrichter, der 14 Fuß im Durchmesser hat. Weil man seine Tiefe nicht gemessen hat, ist sie im Volksglauben unermeßlich und wäre es auch vermessen sie zu ergründen, denn als einst ein Hirtenknabe dieß versuchen wollte, rief eine dumpfe Stimme aus der Untiefe herauf: „Laß mich oder ich faß (friß) dich.“ Von den alten Germanen wie von den Kelten und Wenden wurden die Binnenseen, die ihren Geist hatten, der oft als Secungeheuer erschien, heilig gehalten und die Verunreinigung oder auch nur die Störung der glatten Wasserfläche brachte Unheil. Im Böhmerwalde getraut man sich nicht

Steine in den See zu werfen, denn ganz Böhmen würde überschwemmt werden, wenn der See überflösse, und auch auf dem Seelisberge in Uri hat sich der Glaube erhalten, wenn man den großen Fisch in dem See tödten würde, sei die ganze Gegend ringsum der Ueberschwemmung ausgesetzt. Die genannte kleine Sage vom wilden See am Altmann streift an die bekannte große Pilatussage, findet sich aber fast unverändert in sehr verschiedenen Gegenden wieder. Eine Stimme ruft aus dem Egelsee auf dem Heitersberge im Aargau denen, die den Grund abmessen wollen, zu: „Wenn ihr nit höret senke, so thu i nech vertränte“ und aus dem Tittisee im Schwarzwalde tönt es, da man das Sentblei auswerfen will: „Wissest du mich, so freß ich dich!“ Ganz ähnlich wurde dem Taucher, der die Tiefe des Walchensees in Baiern messen wollte, gerufen! „Ergründest du mich, so schluck' ich dich!“

Bevor wir von unserm Bilde und vom Appenzellerlande Abschied nehmen, müssen wir mit den beiden Schneebergen, den dortigen Repräsentanten des Hochgebirges, nähere Bekanntschaft machen.

Das der Kalksteinformation angehörige Gebirge, welches mit dem Namen Alpstein zusammengefaßt wird, hat drei von Nordost nach Südwest sich ziehende Ketten und trennt die Kantone Appenzell und St. Gallen. In der mittleren Reihe ragt der Altmann empor, (2435 Met.), in der nördlichen der hohe Säntis (2504 M.) Der Altmann, obgleich niedriger als der Säntis, ist weniger bestiegen worden; es ist noch nicht lange her, daß man ihn sogar für unersteiglich hielt. Er hat eine nördliche und eine südliche Kuppe, von denen die erstere vom Weißbade aus für den im Klettern Geübten ohne Beschwerde in 7—8 Stunden zu erreichen und nicht nur in der Aussicht sehr lohnend ist, sondern auch dem Botaniker eine reiche Ausbeute giebt. Die südliche Kuppe ist nackt und steil; es bedarf der Kletterkunst und der Fähigkeit ohne Schwindel über Felsenrücken zu rutschen, um auf die Spitze zu gelangen, wo die Besteiger ihren Sieg durch Steinsignale angezeigt haben.

Der Säntis, an welchem die Bergreihen des Alpsteins zusammentreffen und wie er der höchste Gipfel dieses Gebirges ist, auch darin als der Beherrscher der Massen umher erscheint, gehört nach seiner Südseite in's Toggenburg, östlich nach Innerrhoden, nördlich und westlich nach Außerrhoden. Sein Name ist ein etymologisches Räthsel. Nhdätisch, romanisch oder germanisch? Das ist wie bei so vielen Orts- und Berg-

namen auch hier die Frage. Die Beziehung auf „Sennthum“ ist sehr unwahrscheinlich; wenn man Senticis schreibt, so scheint die Deutung leicht zu sein, denn das lateinische sentis ist Dorn, Stachel und von der Form ihrer Spitze haben ja unzählige hohe Berge ihren Namen. Ich erinnere nur an die vielen Hörner, an die nicht seltene Bezeichnung Tour und besonders an Aiguille und Dent z. B. Dent du midi. Weil aber die Benennungen unseres Berges in alten Urkunden nicht auf das lateinische Senticis hinüföhren, sondern in monte Sambiti und ad alpam Sambatinam vorkommt, so meint Gatschet in seinen ortsetymologischen Forschungen: daß diese alten Schreibungen auf Sand-bid d. i. Sandboden deuten; Bid sei die Wurzel der dialektischen Ausdrücke: Bidmer, Biedmi, Bodmen, Bödemli, Gebüdem, das ahd. Beit (Flußbeet), Boden, franz. le bied u. s. w. Bezüglich des Santicis sei zu vermuthen, daß eine sandige Alpstrecke dem ganzen Berge seinen Namen gegeben habe. Aber wenn auch jene Reihe dialektischer Ausdrücke die Revue eines gelehrten Sprachforschers passieren könnte, was ich bezweifle, so wäre es ganz am Platze gewesen, jene muthmaßliche sandige Alpstrecke etwa als „Sandalp“ zu bezeichnen, wie es ja bekanntlich am Tödi eine Sandalp gibt; aber so wenig man deshalb den Tödi Sandalp genannt hat, so unwahrscheinlich ist es, daß der Santicis, der imponirende Berg, nach einer so untergeordneten Localität an einer seiner Flanken getauft worden sei. Die Wege der Etymologie sind oft unerforschlich und in unserem Falle ist die etymologische Bestimmung schwieriger als der zwar nicht ganz leichte Weg auf den Santicis, den meine Leser, wenn sie dazu aufgeleget sind, mit mir betreten mögen. Auch Leserinnen sind für die Excursion sehr willkommen, denn es ist nicht das erste Mal, daß Damen hinaufgekommen sind.

Der Santicis hat zwei, durch einen etwa acht Minuten breiten und flachen Gletscher getrennte Gipfel, von denen der nördliche Gyrenspitz heißt. Es mag eine hübsche Spielerei sein, wenn man diesen Namen davon herleitet, daß Geier den Gipfel umkreisen. Die nördliche Spitze heißt eben der hohe Santicis, ist eine stattliche Pyramide und unser Ziel.

Von Weiskbad aus über Schwendi, rechts am Schwendibach entlang bis in's Seetalpthal ist der Weg in der ersten Stunde eben und sehr bequem, nicht minder über die Alpen Ober- Unter- und Wasser-auen. Beim Katzensteig, am Fuße des Alpriegels (Alprieglete), geht es steiler zu den Hütten (Hüttenalp,)

wo man sich in der großen Sennerei mit Milch stärken kann. Man thut wohl daran, wenn man in frühester Morgenstunde hieher zu gelangen sucht und den nun folgenden, gar nicht leichten Weg auf schmalen Felspfaden bis zur Megglisalp bewältigen kann, bevor noch die Sonne zu mächtig geworden ist. Die schroffen Felswände der Maarwies machen diese Berggegend wild und wiewohl man es sich nicht versagen kann, dann und wann einen Blick auf den lieb gewonnenen Seetalpsee in der Tiefe zu werfen, darf dieß nicht unaufrichtig machen, denn ein fester Schritt ist hier nothwendig. Auf der Megglisalp (1480 Met.) ist die Hälfte des Weges zurückgelegt und man hat ein Recht auf die wohlthuende Einkehr beim Alpmeister, wo nicht bloß Speise und Trank zu haben ist, sondern für nothfälle auch ein Bett. Der zunehmende Fremdenverkehr in der Bergsaison hat eine zweckmäßige Vervollständigung der Wirthschaft auf dieser Alp hervorgerufen und wenn es sich auch trifft, daß der Senn in's Thal hat gehen müssen oder in anderer Weise auswärts beschäftigt ist, so findet man seine Hütte nicht verschlossen und auch die Lebensmittel nicht bei Seite gebracht, sondern ein Freisecourant der vorhandenen eßbaren und trinkbaren Dinge liegt auf dem Tische, mit der Bitte nur frisch zuzulangen und die Zech: auf den Tisch zu legen. Es verläßt mancher Reisende die Schweiz mit dem Schlußgedanken: „Das Leben ist schön aber theuer“ und er mag Grund haben, sich von der Literatur der Gasthofrechnungen nicht angezogen zu fühlen; die angeführte Thatsache von der Megglisalp ist geeignet in dieser Richtung zu verfühnen. Man darf aber auch gewiß annehmen, daß kein Wanderer das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen wird, denn das käme dem Diebstahl befriedeter Sachen gleich, der nach deutscher Anschauung immer ein erschwerter gewesen ist.

Der Weg führt sodann meist über Felsentrümmer in etwa einer Stunde zum wirklichen Anfang der Schneeregion, der sogenannten Milchgrube, einer Schneefläche, welche die Kellen, tiefe Schlünde, zur Seite hat. Zwischen der Megglisalp und der Spitze des Santicis findet sich noch ein Ueberrest des Urwaldes, der einst das ganze Land bedeckte, als noch der Bär hier hauste und nach der Annahme eines Naturforschers (F. J. Egli) in den Höhlen des Obenalpstockes seine Residenz, zum Nachbarn den Steinbock hatte. Jene Urwaldreste führen auch den Namen Bärenwald (Bärenthal). Von den darin versteckten Alpenweiden, aber auch aus der Ferne vom Schafberg her hört man das Rauchen der Hirten



Zeichn. Stich u. Druck v. J. L. Rudisühli in Leonsberg

Verlag v. Chr. Krusi in Basel

TAMINASCHLUCHT.
CANT. ST. GALLEN.



und freut sich dieser Lebensäußerung, wo es umher so ernst, so schweigsam ist.

Hinter der Wagenlücke, einem tiefen Einschnitt in den Felsengrat, der sich aus der Ferne wie ein gesprengter Paß ausnehmen soll, beginnt das große Schneefeld, das sich von der Spitze des Säntis zwischen Karren und Klippen herabzieht. Ist man so glücklich, den Schnee hart anzutreffen, so hat man es auf dieser letzteren Strecke bequemer als in der schaurigen Gegend vorher.

Kaum 8 Minuten unter dem Gipfel wird „Dörig's“ wirthschaftliche Hütte auch bei gutem Wetter willkommen sein, denn ein Marsch von 7 Stunden bergauf, zu einer Höhe von mehr als 8000 Fuß, wenn man auch unterwegs dann und wann eine Rast gemacht hat, ist schon eine Leistung. Als im Jahre 1832 der Ingenieur Buchwalder zum Zweck trigonometrischer Messungen mit einem Bedienten einige Tage oben verweilte, mußten sie noch unter einem mitgebrachten Zelte kampiren. Da kam ein Unwetter, der Blitz fuhr in den wohl nicht richtig angebrachten Ableiter, wurde von den stark mit Eisen beschlagenen Schuhen des Dieners angezogen und tödtete diesen augenblicklich. Der Ingenieur wurde an einem Beine verletzt, lag ³/₄ Stunden in Betäubung und konnte endlich nur mit großer Noth und Lebensgefahr, im dichten Nebel über die beschneiten Felsen

nach St. Johann im Toggenburg zurückgelangen. So berichtete der appenzeller Kalender von 1833. Es mag auch jetzt schauerlich sein, wenn man in dieser Höhe von einem Gewitter überrascht wird und dieses nicht unter sich abspielen sieht, wie es gar nicht selten im Gebirge vorkommt und dann ein sehr eigenthümliches Schauspiel ist. Doch wollen wir jetzt darauf verzichten und von der Plattform die Rundschau genießen.

Die Aussicht ist groß, auch wenn nicht alle fernen Punkte, die nach den Beschreibungen von hier gesehen werden können, entschleiert sind. Der Blick umher und hinab auf die wilden, zerrissenen Appenzellerberge und die Alpenthäler lohnt fast die Mühe des Steigens, an die man kaum mehr denkt, weil die Aetherfrische so rasch den Körper wieder kräftigt. Im Osten ziehen die Berge Vorarlbergs und Tyrols das Auge an, in ahnungsvoller Ferne zeigt sich im S. O. die Berninalette, wendet man sich nach S. W., so erkennt man den Glärnisch und den Tödi; am fernen Horizont westlich sollte man die berneriesen schauen, aber sie treten nicht rein aus dem Nebelduft hervor und man darf auch wohl mehr Werth legen auf den Gesamteindruck, der schon bei einigermaßen klarer Luft wahrhaft groß ist, als auf das Bestimmen aller einzelnen Individuen dieser Bergwelt.

Taminaerschluft.

Die Tamina, deren Name so sanft klingt, hat diesen Charakter gar nicht, sondern ist von Anfang bis zu Ende wild. Sie entspringt aus dem Sardona-gletscher des Kalseufertals im Bezirke Sargans, strömt sodann, nachdem sie mehrere Bäche aufgenommen hat, bei dem Bade Pfäfers vorbei und ergießt sich bei Ragatz in den Rhein. Auf ihrem letzten Wege von Pfäfers nach Ragatz, wo sie noch so frisch und kühn daherschießt und durch die von ihr benannte Schlucht bei der warmen Quelle, welcher Pfäfers und Ragatz ihre Berühmtheit verdanken, ist sie vielen Tausenden, die sonst von dem wilden Gletscherstrom nichts wissen würden, bekannt geworden.

Kommen wir, wie es die Regel ist, von Ragatz zu diesem Naturwunder im Felsengebiet heran, so führt vom nördlichen Ausgange der Taminaerschluft bei Ra-

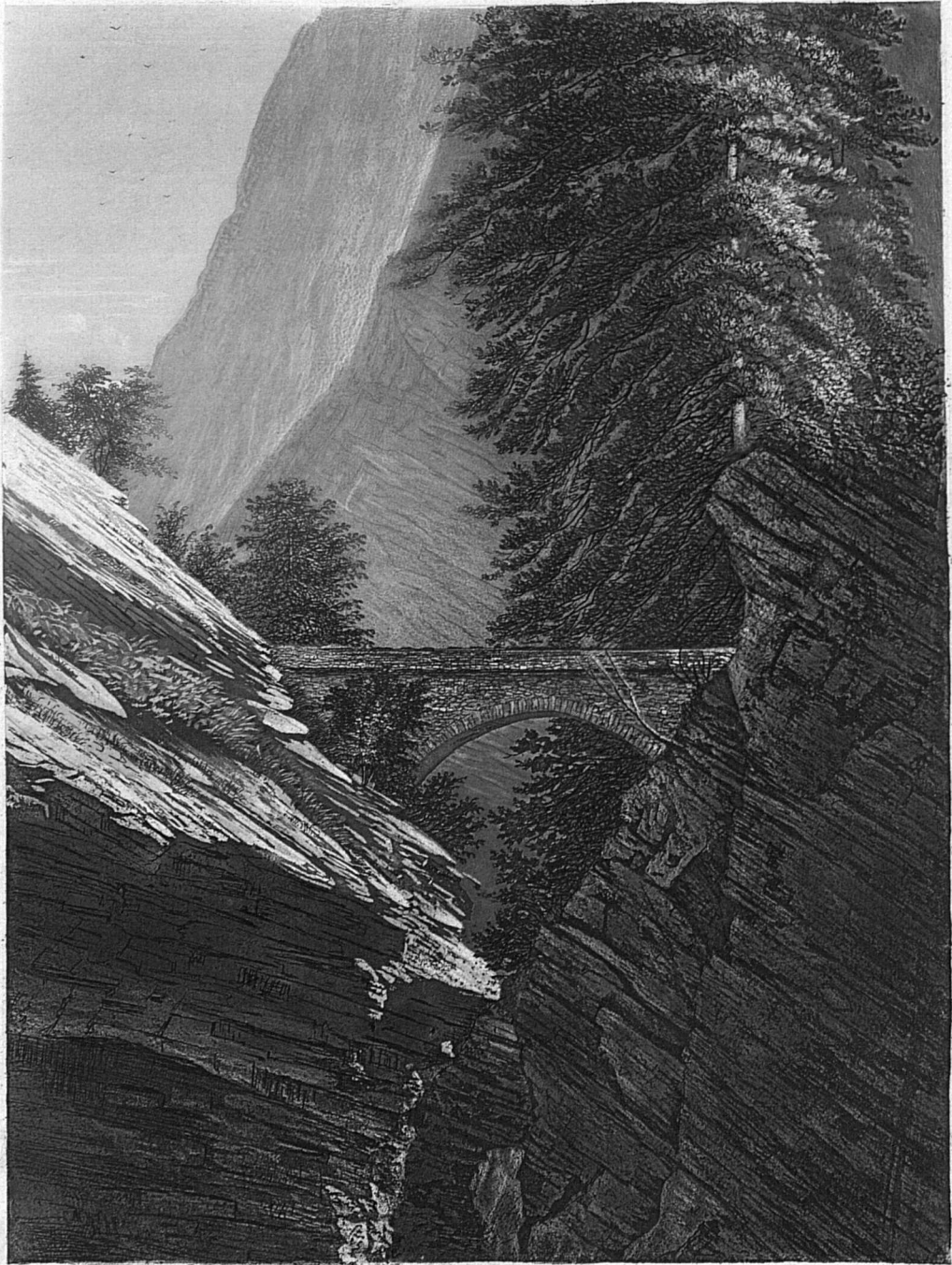
gatz, wo der Strom im breiten Fall heraustritt, eine sanft ansteigende, größtentheils durch Felsen gesprengte schmale Kunststraße am linken Ufer der Tamina in einer kleinen Stunde zum Bade Pfäfers, wo die Schlucht ihren grausig schönen Anfang hat. Die Tamina stürzt so rasch und wild über die unzähligen Felsblöcke uns entgegen, daß ihr Wasser nur selten den Charakter des Schaums verliert und durchweg eine weißliche Farbe hat. Immer von Neuem scheint die Straße sich zu schließen und öffnet sich wieder, um dem Auge neue Bilder vorzuführen, das bald in die Höhe schaut und über den rechts und links starrenden Felsmauern den blauen Himmel sucht, bald von einer Kaskade des wirbelnden Stromes angezogen wird. Um die Mittagszeit kann im Sommer der Weg unerträglich heiß sein, aber die Tage haben hier reichlich Morgenstunden und

Nachmittagsstunden, in denen die Sonne nicht belästigt. Wenn man sich dem Ziele nähert, so erblickt man die stattliche Badanstalt von Pfäfers, eingekleidet zwischen den wie zu einer Mauer zusammenstoßenden Felsen. Bei Engelberg im Hintergrunde des Horbisthales hat man einen Felsenkessel das „Ende der Welt“ genannt. Es gibt in der Schweiz nicht wenige Locale, welche diesen Namen verdienen und die Schlucht von Pfäfers gehört auch in diese Gattung, sie gleicht sogar schon, wenn wir eindringen, dem Orkus. Man darf auch den Obolus nicht vergessen, Charon verlangt hier einen Franken.

Die Felsen, durch welche die Tamina ihr Bett gegraben hat, bedachen dieselbe wie ein Gewölbe, das eine schmale Spalte hat, durch welche man ein wenig von des Himmels Blau erblickt und die ein dämmerndes Zwielicht durchläßt, verdoppelt wird aber die Merkwürdigkeit dieser Felsenhalle durch das Nebeneinander des Gletscherstromes und der heißen Quellen, denen das Bad Jahrhunderte hindurch seinen Ruf verdankt. Ein fester mit Geländer versehener Brettersteig führt hinter dem Badhause in die Schlucht über den Abgrund und die Tamina zur Heilquelle im Hintergrunde oder vielmehr zu der mittleren Hauptquelle, von welcher die Leitungen ausgehen, die das Wasser sowohl zunächst in die Badanstalt Pfäfers als weiter mittelst Röhren nach Ragaz bringen. Das ganz reine, kristallhelle Wasser, ohne Geruch und Geschmack, daher die Quelle zu den indifferenten gezählt wird, hat bei Pfäfers eine Temperatur von 30 ° R., in Ragaz etwa 1 ° weniger. Der Wasserreichtum der Thermen ist außerordentlich groß; bei einer Messung lieferte die mittlere Quelle in einer Minute 1425 Maaf und es war kaum übertrieben, was schon Felix Hammerlin im Anfange des 15. Jahrhunderts schrieb: Wenn eine solche Quelle in der Ebene fließen würde, so könnten 2000 Menschen zugleich bequem darin baden.

Heiße Quellen, wo sie aus dem Erdboden oder aus dem Felsinnern hervorquellen, haben für die frühere Menschheit immer etwas Wunderbares gehabt und leicht verliert sich die Geschichte ihrer Entdeckung in der Morgendämmerung der Sage. In dieser heißt es, daß im Jahre 1038 ein Jäger des Klosters Pfäfers, Karl von Hohenbalken, als er junge Raben ausnehmen wollte, aus dem Felschlunde Dampf aufsteigen sah, sich aus Neugierde oder Wißbegierde an einem Stricke in den Schlund hinabließ und dann sah, wie das warme Wasser aus den Felsritzen hervorquoll. Aber auch

andere Entdecker, die mit dem Kloster in Verbindung standen, werden aus dieser und späterer Zeit genannt. Zuverlässiger ist die Nachricht, daß die schon früher aufgefundene Quelle im Jahre 1242 unter dem Fürstbist Hugo II. von Billingen zum Baden verwendet wurde. Allein ein Haus zum Wohnen war noch nicht dabei, so daß man, um die Kur schnell durchzumachen, mehrere Tage lang im Bade zu sitzen, darin zu essen und zu schlafen pflegte. Ein erstes Kurhaus entstand dann in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Es ruhte auf hölzernen Balken, welche über der Tamina auf beiden Seiten in die Felswände eingesenkt waren und war denn zwar eine Wohnung, so zu sagen, aber man mußte auf hängenden Leitern zu ihr hinabklettern oder an Stricken hinabgelassen werden. So fand auch noch Ulrich von Hutten in seinem Todesjahre 1523 die Einrichtung, welche im Jahre 1543 vom Abt Nussegger namentlich dadurch wesentlich verbessert wurde, daß er an der südöstlichen Felswand eine Brücke anbringen ließ, welche auf 8 Schuh langen Pfählen ruhte, die seitwärts in die Felsen getrieben waren. Diese etwa 140 Fuß über der Tamina an der Felswand hängende, mit einem Geländer und einer verschließbaren Pforte versehene, Brücke war ungefähr 250 Fuß lang und so breit, daß zwei bewaffnete Männer darüber gehen konnten. Aus dieser Zeit stammt die Schilderung des gelehrten Sebastian Münster: „Ich wollt dir gern diß Bad mit einer Figur vor Augen stellen, wann es möglich were. Es ist so gar zwischen den grausamen hohen Felsen beschlossn, daß man sein Gelegenhait nicht anzeigen kann. Es ist ein treffliche weite Spelunck, von zweyen hohen Felsen erwachsen, under welchen der ein ganz gebogen ist, wie ein Gewölb, und neigt sich gegen dem andern, und lassen oben in der Höhe gegen Mittag ein Deffnung, daß die Sonn Sommerszeiten zu Mittag ein Stund ungefährlich darein scheinen mag, aber dennoch ganz dunkel da unden ist, daß man auch um den Mittag eines Lichts in den engen Gemachen bedarf. Dann es stehn unden gleich über dem fließenden Gletscherwasser drey oder vier Häuslein, darinnen man kocht und kleine Stüblin hat. Am andern Felsen, der schlecht über sich geht, sind große und tiefe Löcher gehawen, starke Hölzer darein gelegt und zu einer Brücken geordnet, die haldet oben herab, daß man jezundt mit Pferdten hinabkommen mag bis zum Badt. Diß Wasser ist ziemlich warm, aber nicht heiß, dringt herfür durch ein Spalt des Felses und ist Sommerszeit ein Fluß so stark, daß es Wasser genug hett für 2000 baden-

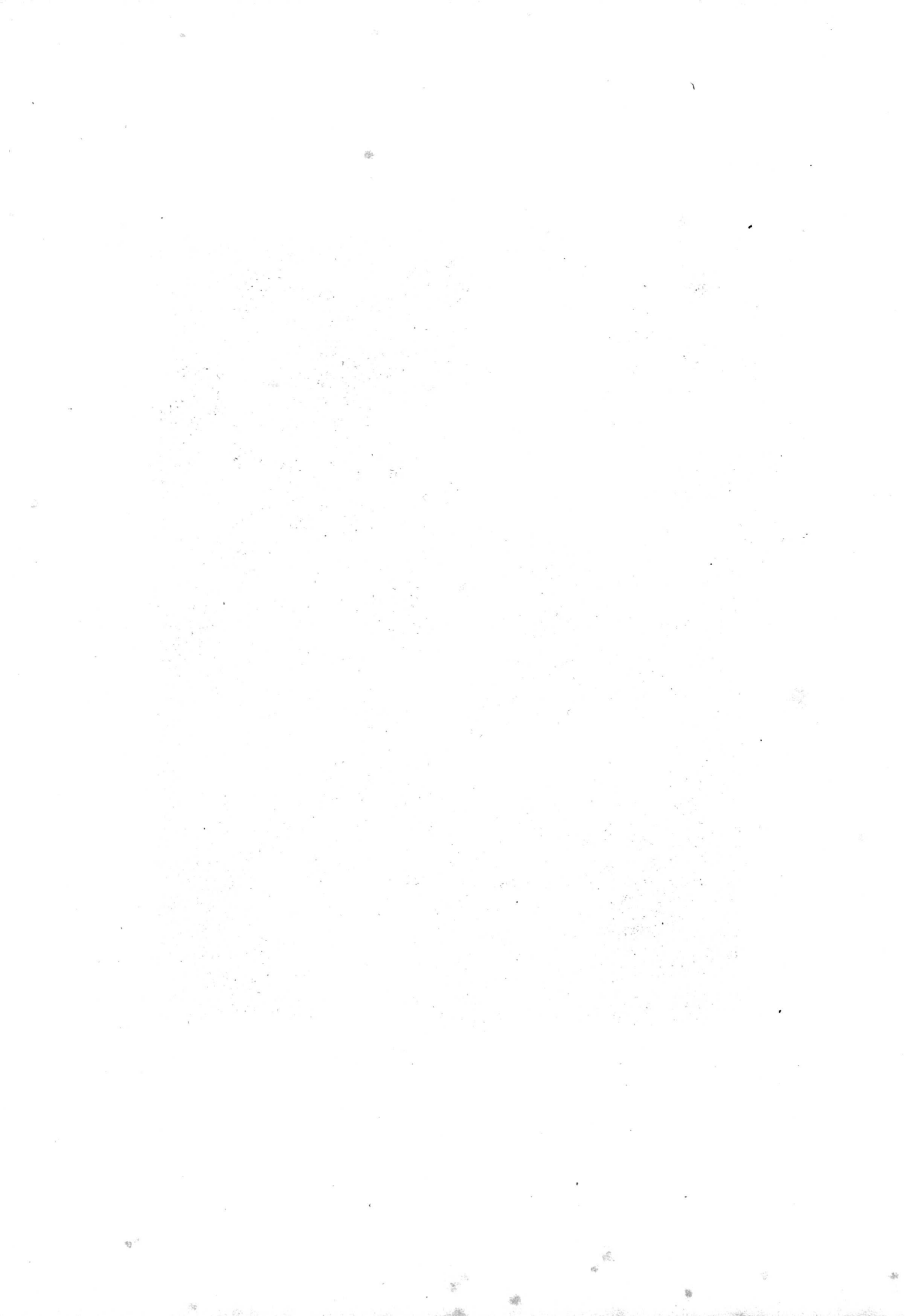


Druck v. Rückwühl

Rückwühl sc.

PANTENBRÜCKE.
CANT. GLARUS.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel



der Menschen, wann sein Quell auf einer Weite were. Nun aber ist der Kasten (auch in Felsen gehauen) so eng, daß nicht viel über 100 Menschen darin sitzen mögen, die sich dennoch ganz eng und nah zusammen schmücken müssen, und sitzen da in der Dunkelheit, wie die Seelen in St. Patricii Fegfeuer. Ehe die Bruch oder Steg ist gemacht worden, sind viel Menschen Schwindels halb wider ungebadet hinweg gezogen, da sie gesehen haben die gähe Tiefe, so man hinab hat müssen steigen zum Bad.“ Münster schildert nun noch die Heilkraft des Wassers und nennt in dem Catalog der Krankheiten und Gebrechen, gegen die es wirksam sei „alle übel geheilte Wunden, alle übelgeheilte Beinbrüche, die verrenkten Glieder und so mit Foltern verderbt seyndt.“ In einer Zeit, in welcher Hezenprozesse epidemisch waren, konnten auch Gliederverrenkungen aus den Folterkammern in der speziellen Pathologie figuriren.

Eine neue Epoche des Bades begann im Jahre 1630, als der Prälat Jodocus Höslin die Quelle aus der Schlucht herausleiten und da, wo noch jetzt das Kurgebäude steht, ein großes Haus mit zwei Abtheilungen, jede von 50 Zimmern und 70 Betten, errichten ließ. Das darin befindliche Badegewölbe konnte ohne die frühere Anstrengung benutzt werden und um sein Wert zu krönen, gab der Prälat dem Bade Gesehe und bestellte auch schon einen eigenen Badearzt.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war wieder ein Neubau nöthig geworden und es erhob sich das noch jetzt bestehende Kurgebäude, das dann später erweitert wurde.

Mit der Säkularisation des Klosters im Jahre 1838 wurde die Heilquelle von Pfäfers für unversäuertes Staatsgut erklärt und ein Theil des Klostervermögens zur Unterhaltung und Verbesserung der Badanstalt ausgesetzt.

Ein kühner neuester Fortschritt lag in der Hingleitung des Thermalwassers nach Ragatz mittelst Holzröhren, womit die Anlegung der Kunststraße sich vereinigte. Das Statthaltereigebäude von Hof Ragatz wurde zum Kurhause ausersehen und die neue Anstalt am 31. Mai 1840 feierlich eröffnet. „Unter Glockengeläute und Freudenschüssen wurde das Hervorsprudeln der warmen Quelle auf offenem Platze vor dem Gasthose begrüßt, die Quellschneise in Pfäfers wurde mit bengalischem Feuer erleuchtet, am Abend wurden die

Burgruinen Wartenstein und Freudenberg beleuchtet, auf dem Pizalun, dem Gonzen und dem Falknis zündete man Freudenfeuer an und schloß auf diese Weise das seltene Freudenfest.“ (Meyer-Ahrens, die Heilquellen und Kurorte der Schweiz.)

Ragatz ist seitdem eins der ersten Bäder der Schweiz, ist ein Weltbad geworden, dem aus der finstern Taminaschlucht das Heil zusießt.

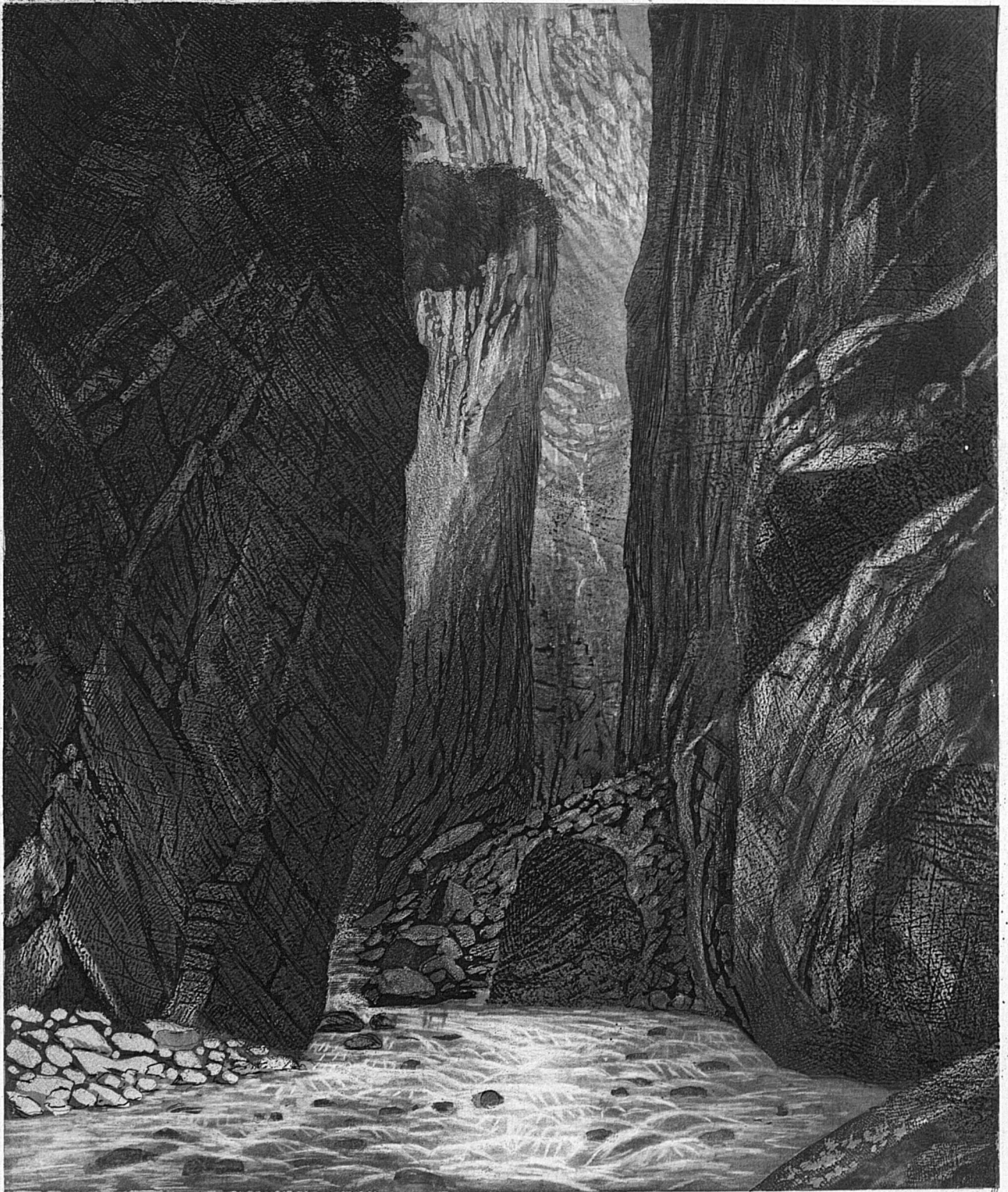
Wer sich mit der Taminaschlucht bekannt gemacht hat, wird im Bade Pfäfers, wenn ihn nicht Gesundheitsrücksicht fesselt, nicht länger verweilen und statt auf demselben Wege nach Ragatz zurückzukehren, kann er einen Gang wählen, der ihn sehr bald aus der dumpfen Atmosphäre des Bades in die Alpenfrische führt. Gleich hinter dem Badehause zeigen Terrassen die Richtung an, welche zu verfolgen ist, um zunächst oben über der Schlucht deren „Beschluß“, den man von unten als Oeffnung im Gewölbe kennen gelernt hat, zu überschreiten. Nachdem man so auf der eigenthümlichen Brücke von dem linken Ufer der Tamina, auf deren rechtes Ufer gelangt ist, hat man auf einer bald erreichten Wiese die Wahl zwischen dem Wege, der links dem Dorfe Pfäfers zuführt und dem Taminathal, das dem Gletscherstrom entgegen, beim Dörfchen Vättis zu dem alpenreichen Kalkfelsen sich hinaufzieht. Wählen wir den ersteren Weg, so schreiten wir über schöne Bergwiesen, sehen freundliche Häuser und Hütten zerstreut umher liegen, Laub- und Nadelwaldung bekränzt hie und da einen Abhang und in weiterer Ferne zeigt sich die Hochgebirgswelt, in welche man auf verschiedenen Pässen eindringen kann. Nach einem gar nicht beschwerlichen kleinen Marsche zeigt sich ein großes Gebäude und daneben am Wiesengelände ein kleines Pfarrdorf mit gebräunten und geschwärzten Bauernhäusern. Das große Gebäude hat seine ehemalige Mission mit einer andern vertauschen müssen. Es ist die ehemalige Benedictiner-Abtei Pfäfers, die schon im Jahre 713 gegründet sein soll und in den folgenden Jahrhunderten mächtig und reich dastand. Sie wurde 1838 aufgehoben und seit 1847 ist in den ehemaligen Klosteräumen die treffliche Irrenanstalt des Kantons St. Gallen (St. Pirminsberg), in anderer aber nicht minderer Weise auf der lichten Höhe der leidenden Menschheit Segen bringend als das Bad Pfäfers in der dunklen Taminaschlucht.

Die Pantenbrücke und die Linthschlucht.

Die Pantenbrücke ist eine rechte Brücke zwischen Thal und Gebirg. Wer auf der Eisenbahn von Weesen an Glarus, den wiedererstandenen Hauptort des Kantons, herangekommen ist, hat, wenn er weiter in's Glarnerland vordringen will, nur die Wahl zwischen zwei Thälern, dem lieblichen Klönthal mit blankem See und dem Linththal oder Großthal mit schäumender Linth, das aber eigentlich erst bei Schwanden beginnt, wo sich auch das Sernsthal oder Kleintal abzweigt. Im Klönthal findet er die idyllische Ruhe, an welcher selbst der colossale Glärnisch in seiner Spiegelung im hellgrünen Seeli Theil nimmt; im Linththal zu beiden Seiten Ort an Ort sich reichend, mit einer Bevölkerung, welche rastlos in industrieller Thätigkeit sich bewegt und den Erfolg des Schaffens auch in stattlichen Häusern kund macht. Doch ist aus diesem Thal das Hirtenleben nicht verschwunden; neben den Fabrikgebäuden und weißen Häusern im städtischen Baustyl sehen wir wettergebräunte Hütten von primitiver Art, deren Bewohner, bald der Matten frisches Grün im jungen Frühling sich wieder entfaltet hat, mit den Kindern zuerst auf die Bergabhänge ziehen, welche zu beiden Seiten das Thal einsäumen und mit Alphütten bedeckt sind, dann weiter hinauf zu den Hochalpen, wie es alljährlich schon vor Jahrhunderten geschah, als nur Hirten und Jäger das Linththal bewohnten. So ist das Alte und das Neue, das Beharren und der Fortschritt; in diesem Thal neben einander.

Wer dann zwar noch nicht bis zum Schlusse des Thals, aber bis zum letzten Orte, dem Kirchdorfe Linththal hinangeschritten ist, wird eine Rundschau halten, um sich ein Landschaftsbild einzuprägen, das seine eigenthümlichen Schönheiten hat. Man fühlt sich noch inmitten einem regen Menschenleben, das sich sogar in dem schönen Stachelbergerbade in Ueppigkeit und hohem Comfort gestaltet, aber man ahnet, daß man in kürzester Zeit das Treiben und Drängen der Menschen hinter sich haben und allein sein kann in einer wildromantischen Bergwelt. Man schaut die mächtigen Bergriesen Hausstock, Bisertenstock, Kammerstock und wenn auch zum Theil vom Gemistock verdeckt, den majestätischen gletscher- und firnbeladenen Tödi. Aber nicht bloß die kräftigen Bergmassen ziehen den Beschauer

an, sondern, wie schon von Schwanden her mehrere hübsche Wasserfälle Auge und Ohr erfreut haben, so potenzirt sich gegen das Ende des Thales die Poesie des Wassers in größeren Cadenzen silberheller Bäche, von denen jeder seine Weise hat, deren Accorde sich mit dem Grundton der tosenden Linth in Harmonie setzen. Da ist der Durnagel, in heißer trockener Sommerzeit kaum bemerkbar, aber im Frühling und wenn ein Gewitter im Gebirge sich entladen hat, ein wilder Bergstrom, der aus der waldigen Schlucht des Durnachthals hervorstürzt, um der Linth seinen reichlichen Tribut zu bringen. Ansehnlicher und eine dauernde Hauptzierde des Thalschlusses bildend sind der Fettschbach und der Schreienbach, zu denen wir näher herankommen, wenn wir uns auf die Wanderung begeben von Linththal zur Pantenbrücke hin. Diese Wanderung ist jetzt sehr bequem auf der neuen, graden, sanft ansteigenden Fahrstraße, die erst mit dem Thal endet. Der alte Weg war mühsamer, bot aber mehr Abwechslung, indem er bald über Wiesengründe ganz nahe an das Ufer der Linth führte, dann wieder näher zu den Bergthalen heran und durch die sogenannten Auen- güter, eine Anzahl noch zum Dorfe Linththal gehöriger Bauernhöfe, deren Reichthum die schönsten Matten bilden. Von den genannten beiden Wasserfällen an der linken Seite der Linth ist der Fettschbach von Stachelberg her gerechnet der erste. Am Fuße des Kammerstocks springt der über den Urnerboden, aber weiter von den Gletschern der Clariden herkommende Fettschbach in mehreren Cascaden in eine tiefe Felschlucht, die wegen der Kraft des Falles nur von einer breiten vollen Schaummasse angefüllt ist, aus welcher denn freilich sogleich eine solide Wassermasse der Linth zuströmt. Die obere Cascade ist aus der Ferne gesehen nur ein dünner Wasserstrahl, der senkrecht aus dem Felsen zwischen Laub- und Nadelholz herabschießt; die mittlere nur in unmittelbarer Nähe sichtbare Cascade zeigt dem, der die Mühe nicht scheut, zu ihr hinaanzuklimmen, wie der harte Fels dem weichen Wasser nicht widerstehen kann, wenn dieses mit der Ausdauer von Jahrhunderten den Angriff fortsetzt, denn der schäumende Gisch hat hier, wie unten, ein Bassin ausgehöhlt. Während der Fettschbach in der Nähe betrachtet, namentlich wenn die Mor-



Sc. u. Dr. v. J. L. Rüdiger'sche Lith.

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

LINTHSCHLUCHT.
CANT. GLARUS



genfenne in dem Wasserstaube des untern Bassins Regenbogen bildet, seinen Hauptreiz hat, nimmt sich der Schreienbach besser aus der Ferne aus. Er gehört zu der Klasse der Wasserfälle oder Wassersäulen, unter denen der Staubbach im Berner Oberlande eine der ersten Stellen einnimmt. Seinen letzten Ursprung hat auch der Schreienbach in den Gletschern der Clariden, er zieht aber auf seiner Wanderung mehrere kleine Zuflüsse an sich und kommt von der zu Uri gehörigen kleinen Alp Fißmatten, um auf der glarner Seite seinen weißen Staubbregen zu verbreiten.

Auf der neuen Straße nach dem Thierfed, der kleinen Ebene am Schlusse des Thals, hat man den Selbsanft, der ein Ausläufer des Bisertenstocks ist, aber sich an dieser Seite als eine selbständige, senkrecht aufsteigende Pyramide darstellt, immer grade vor sich. Er imponirt nicht nur durch seine Größe, sondern auch durch seine starre Form, indem keine Spur von Vegetation an ihm zu sehen ist. Als ich, um die Osterzeit, auf ihn zuschritt, war er, wie seine Umgebung noch ganz mit Schnee bedeckt, aber der Föhn, der Schneeschmelzer, war im Anzuge und verschaffte mir das schöne Schauspiel, daß während der Stunde, in welcher ich die Pyramide nicht aus den Augen ließ, wenigstens zwanzig der zartesten Staublavinen von der Höhe herabspielten, so zart als wären sie in Schnee verwandelte feine Staubbäche, und sie gelangten nicht ins Thal, sondern zergingen in der Luft. Ich konnte mich des Gedankenpiels nicht erwehren, daß die Gemsen, welche da droben ein sicheres ungestörtes Revier haben, in munteren Sprüngen im lockeren Schnee sich tummelten und mir dieses Schauspiel bereiteten. Ich nahm mir daher vor, nie eine Gemse zu schießen. Vor Zeiten sollen einige Grasbänder am östlichen Abhange des Berges von einem Hirten als Weide benutzt worden sein, aber der Hirt fand da ein trauriges Ende. Die Sage meldet: Auf dem Schaffelsanft hat es vor Altem schöne Weide gehabt. Jetzt sieht man nichts mehr davon, wegen des Firns, aber daß der Firn herabgekommen ist, da ist der Balz Schuld, der ist der letzte Senn gewesen. Der hat mit seiner Sennente wollen zu Alp fahren auf Limmern. Als er über die Pantenbrücke will, da sieht er weit unten im Loth ein altes Weibli, das hat hinaufgerufen und kläglich bei ihm angehalten, er solle ihm aufhelfen, aber der Balz hat gesagt: „Hod du nur da unten; warum bist du hinabgegangen?“ und hat gelacht. Es vergingen darauf einige Tage, da sitzt der Balz einmal vor seiner Alphütte und schaut

auf das Vieh. Auf einmal gibt's einen Knall (Schlapf) und der Firn rutscht herab und nimmt alles mit sich, die Steine und die Hütte und das Vieh, und der Balz hat auch nimmer können fliehen und hat müssen über die Wand herab wie das Andere. Als er schon am äußersten Rande der Felswand gewesen ist, hat er das alte Weibli wieder gesehen, das ist mit dem Firn daher geritten und hat den Balz herabgestoßen und gesagt: Jetzt will ich lachen.

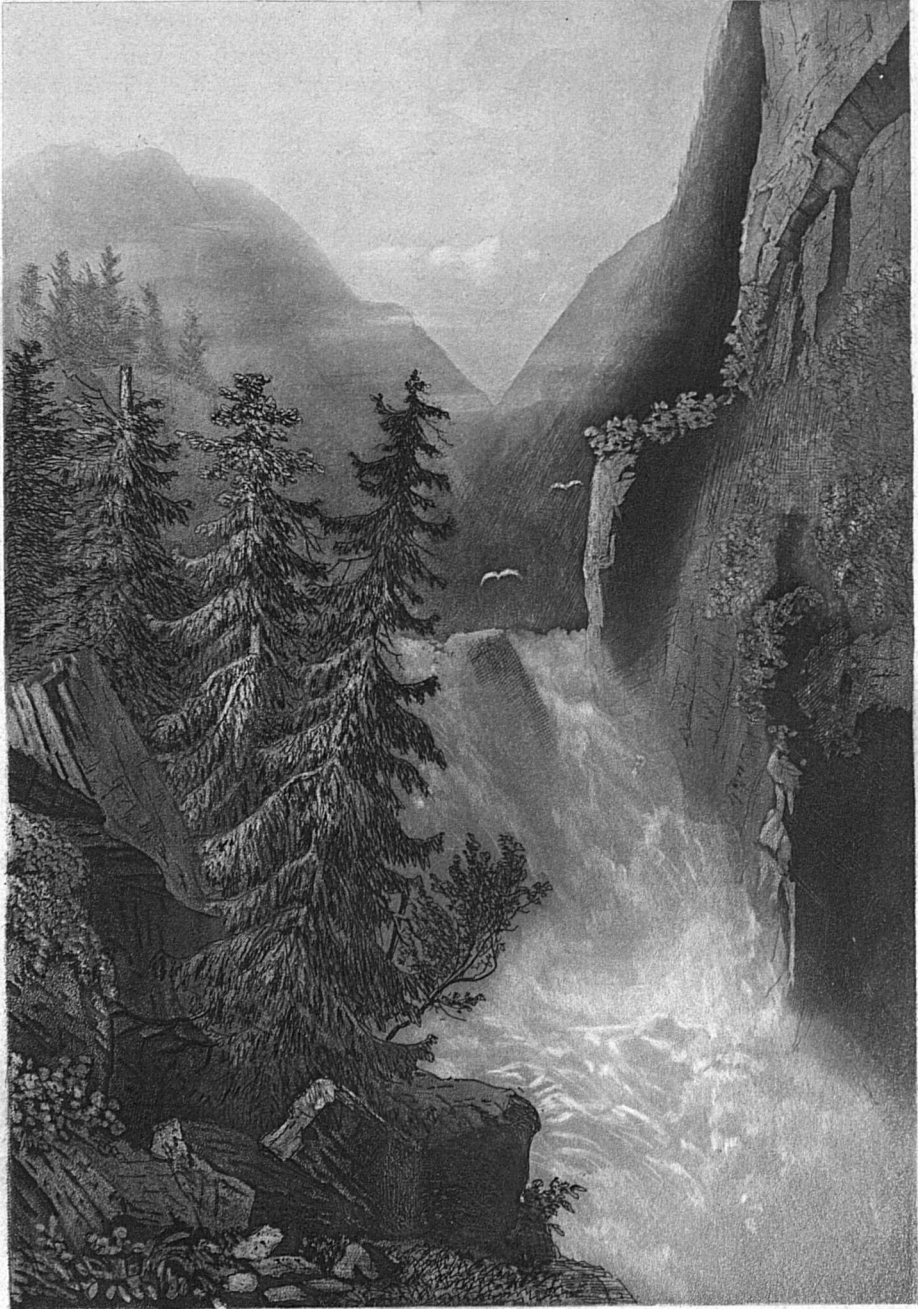
Die Pantenbrücke in ihrer pittoresken Scenerie hat nicht erst in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der Maler auf sich gezogen. Schon ältere Reisewerke, wie das des züricher Naturforschers J. J. Scheuchzer im Anfange des vorigen Jahrhunderts, haben ein Bild derselben aufgenommen, und vergleichen wir dieses Bild mit dem unsrigen, so finden wir, daß der Gegenstand sich wenig verändert hat. Zwar ist die Brücke, welche so weit die Nachrichten reichen, immer von Stein war, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einer Lawine und nochmals vor einigen Wintern durch große Schneemassen zerstört worden, aber sie mußte wieder in ihrer Solidität hergestellt werden, wenn sie ihrem Zwecke dienen sollte und eine solche Umgebung behält ihren festen Charakter durch Jahrhunderte. Betrachtet man das eine oder andere Bild, so fesselt es im hohen Grade, aber die ganze Wildheit der überbrückten Schlucht kann man nur ahnen. Unten, fast 200 Fuß unter der Brücke, braust die junge Linth aus dem Felsentobel hervor. Sie hat erst eine Viertelstunde hinter der Pantenbrücke ihren Namen empfangen, wo der auf den Gletschern der oberen Sandalp entsprungene Sandbach, schon vereinigt mit dem Bisertenbach, und der von dem Limmernfirn kommende Limmernbach zusammenströmen. Man kann den stärkeren Sandbach den Vater, den schwächeren Limmernbach die Mutter der Linth nennen. Da, wo die Linth ins Thal zu springen sich anschickt, ist das Getöse für das Ohr eben so überwältigend als die Umgebung dem Auge schauerlich vorkommt, bis es sich gewöhnt hat und auch in diesen grotesken, überhängenden und überflutheten Felsen eine Symmetrie entdeckt und eine Harmonie zwischen dem Beweglichen und dem Unbeweglichen, der schäumenden Wassermasse und ihrer Scheeren und Klippen ähnlichen Wandung. Das Bild wird aber erst vollständig, wenn das Auge auch die weitere Einfassung der den Thalschluß einschäumenden großen Bergwände herzunimmt und als Gegensatz zu dem Wilden das Wiesengrün des Thierfed's. Bald nachdem die Linth die Felsenschlucht verlassen hat,

ist sie überbrückt und sie beginnt, zwar nicht in zahmer Ruhe, aber doch in gemäßigter Jugendkraft frisch und frei das Thal zu durchströmen, welchem sie den Namen gegeben hat.

Die Entdeckung hat in dieser Richtung ein Ende, wo, wie Ebel sagt, alles weitere Vordringen an den Felspfeilern, die eine Welt verschließen könnten, unmöglich zu sein scheint. Bevor wir uns anschicken, zur Seite den Weg in die Höhe zu suchen, um von oben herab dem großartigen Bilde eine andere Ansicht abzugewinnen, ist es zweckmäßig in dem neuen freundlichen Gasthause „zum Tödi“ am Finale des Thierfeds bei den freundlichen Wirthsleuten nicht blos uns zu erfrischen, sondern Instruktion für die Weiterreise zu holen. Der Weg zur Pantenbrücke hinauf ist nicht lang und nicht eben steil, aber bequem kann man ihn nicht nennen, denn die Steinrümmer und das Geschiebe erschweren das Gehen und an nassen Stellen fehlt es auf dem Wege fast nie; aber erfreulich ist es noch den Schatten von Buchen zu finden, der um so wohlthuender ist, da man diesen lieben Baum unserer Wälder weiter oben nicht mehr antrifft. Die Pantenbrücke ist ein kühner steinerner Bogen, der den Abgrund zwischen der steilen Felswand des Altenoren und dem unteren Ueli überspannt. Sie ist nur 20 Fuß lang und 4 Fuß breit, auf beiden Seiten von 3 Fuß hohen Seitenmauern geschützt und trägt überhaupt den Charakter der Solidität. Unwillkürlich stellt man sich in die Mitte der Brücke an die Brüstung und blickt hinab. Den Eindruck, den man so empfängt, wird jeder groß nennen, aber verschieden ist doch der Ausdrück, in den die Beschauer ihre Empfindungen gekleidet haben. Der sonst nicht überschwängliche Ebel schreibt: „Der Fluß stürzt unter der Brücke in einer Tiefe von 196 Fuß; düsteres Halbdunkel deckt das Ganze, die Wildniß umher ist schauerlich, und der weitsichtige Blick in die gräßliche Zerklüftung ungeheurer Felsenkörper entsetzlich und erbebend. So muß der Eingang in die schwarze Unterwelt sein und neben dieser Wirklichkeit erscheinen alle Dichtungen von dem Orkus mager.“ Hier sind die Farben denn doch stark aufgetragen und nach der homerischen Schilderung denke ich mir gewisse Regionen der Unterwelt grausiger als diese Unterwelt der Pantenbrücke. Schon dadurch, daß man auf der Brücke festen Fuß gefaßt hat und das Brausen der Linth nur schwach heraufstönt, ist auch das Auge ruhiger als vorher, wo es unten in dem Gewirr des Felsentobels sich zurecht zu finden hatte. Es bemächtigte sich meiner da oben

das Gefühl der erhabenen Einsamkeit, in die ich so rasch wie in eine andere Welt versetzt war. Da lag noch zu meinen Füßen das Thal, in welchem ich Theil genommen hatte an dem Leben und Treiben der Menschen, hinter mir waren die Berge wolkenhoch aufgethürmt; ich stand, ein einsamer Wanderer, an der Schwelle eines großen Domes und Andacht heiligte mir die Augenblicke, welche ich auf diesem ernstschönen Punkte verweilte, um bald über die Brücke weiter vorzudringen, wo mich die Zauber der Gebirgswelt erwarteten, vielleicht auch deren Schrecken.

Wer sich nur die Pantenbrücke als Wanderziel vorgefetzt hat, kann doch mit einem geringen Zeitaufwande eine hübsche Zugabe zu seiner Tagfahrt sich verschaffen, wenn er zu dem Neueli oder Ueli, einem lieblichen, kleinen Berggelände und Weideplatz aufsteigt, was sich in einer Viertelstunde machen läßt. Der friedliche, so recht zum Ruhen einladende Platz, erscheint um so friedlicher durch den Gegensatz zu den schroffen Gebirgsmassen in der Nähe. Wieder ist es zur Linken der Selbjanft, welcher durch seine senkrechten Abhänge imponirt, rechts sind die jähren und zerrissenen Felsen des Gemsstöcks, und vor Allem zeigt sich hier der Tödi, der bis dahin immer noch durch den vor ihm sich erhebenden Gemsstöck in der Manifestation seiner Größe beeinträchtigt war, als Fürst dieses Gebirges. Hier überragt seine aus den Gletschermassen aufsteigende schräg abgestumpfte Pyramide die ihn umgebenden und zur Seite stehenden Nachbarn, die man daher den glänzenden Hofstaat des Riesenfürsten genannt hat. Nahe ist denn auch der Limmernbach und die Geburtsstätte der erst durch die Vermählung des Limmernbachs mit dem Sandbach entstehenden Linth; wer aber am Schauerlichen seine besondere Freude hat, mag das Limmernstobel auffuchen, das in seiner schwindelerregenden Tiefe und Wildheit nicht seines Gleichen in diesem Gebirge haben soll. Ich stelle mir aber vor, daß die meisten meiner gütigen Leser nicht zur „wilden verwegenen Jagd“ gehören und lade daher nur noch zu einem Gange auf die untere Sandalp ein, denn wir haben noch eine gute Tagezeit vor uns und haben uns oft ausgeruht. Die Hirten nennen die ganze große Alp am Fuße des Tödi einfach Sand. Die Alp hat zwei Staffel, die untere und die obere Sandalp. Die untere Sandalp ist nur eine Stunde von der Pantenbrücke entfernt und zeigt wieder das freundliche Bild einer Wiesenebene mit einigen Sennhütten, ein Bild, an dem man immer seine Freude hat, wenn und wo man es im Hochgebirge findet.



Stich u. Druck v. H. Rüchli in Luzern.

SCHAECHENBACH

CANT: URI.

Verlag von Chr. Krüsi in Basel.

Es fehlt auch hier nicht eine schöne Sage mit ethischem Kern, die unter den Aelpfern von Geschlecht zu Geschlecht gegangen ist.

Ein böser Senn quälte einen armen Jungen, der zu ihm verdungen war, auf jede Weise, mit harter Arbeit, rauhen Worten und grausamen Schlägen. Eines Tages hieß er ihn ein Geschäft verrichten, für das der Knabe lange nicht Kraft genug besaß, so daß er sich dessen weigern mußte. Da gerieth der Senn in solchen Zorn, daß er den Knaben ergrieff und mit dem Kopfe in den Kessel tauchte, worin eben die Milch gesotten wurde. So starb der Knabe und der Senn warf den Leichnam in die Linth; den Leuten aber sagte er, der dumme Bube müsse von einer Fluth herabgestürzt sein, denn er sei fortgegangen, um die Geißen zu melken und nicht wieder zurückgekommen. Es vergingen mehrere Jahre; das Gebein des Knaben hing ungerächt an einem Felsen der wilden Linth und von Zeit zu Zeit, wenn eine stärkere Welle vorbei rauschte, nahm sie eins von den Knöchlein mit fort, spielte eine Weile damit und ließ es dann etwa an einem einsamen Ufer liegen. Einstmals traf es sich, daß in Linththal Kirchweih war, wo es lustig zuging und der böse Senn von Wein, Musik und Tanz betäubt ward. Als es ihm nun drinnen zu heiß war, ging er an den Bach hinaus, der eben von einem starken Regen angeschwellt, stärker als sonst vorüberrauschte, kniete daran nieder und zog den Hut ab, um sich Wasser darin zu schöpfen. Er trank aus, was hineingelaufen war, auf dem Grunde aber fand er ein weißes Knöchelchen, das steckte er auf den Hut und ging in den Tanzsaal zurück. Da fing das Knöchlein auf einmal an zu bluten und man erkannte, was mit dem Knaben geschehen war. Das Fest nahm schnell ein Ende; der Bösewicht ward ergriffen und bald nachher in Glarus auf den Richtplatz geführt.

Im Sagenkreise giebt es manche Sagen, die man typisch nennen kann, in denen die Grundform mit veränderter localer Färbung und unwesentlichen Zuthaten bleibt, wo sich auch die Sage, oft in weit aus einander

liegenden Gegenden, finden mag. Den Geburtsort einer solchen Sage nachzuweisen ist meistens unmöglich. Die obige Sage erscheint mit Variation im Aargau, auf der Schierfer Alp im Prätigau, in Schwyz und über die Schweiz hinaus in deutschen Alpengegenden. Der thatsächliche Ausgang ist die einfache Wahrnehmung, daß in einsamer Berggegend der Senn seine Gewalt über die ihm untergebenen Knaben oft despotisch und bis zum Aeußersten mißbraucht und der Einsamkeit vertrauend keine Entdeckung des Frevels fürchtet. Aber das Böse bleibt nicht unvergolten und auf wunderbaren Wegen kommt es an den Tag. Das ist der ethische Grundgedanke, der nun zu seiner Manifestation einen uralten Volksglauben lebendig erhält. Aus ferner Zeit stammt der Glaube, daß der Leichnam eines Gemordeten ein Zeichen gäbe und die Wunden zu bluten anfangen, wenn der Mörder den Leichnam berühre oder nur demselben sich nähere. Darauf beruht die sogenannte Wahrprobe im Gericht, wenn jemand eines Mordes verdächtig war. Er mußte zur Bahre, auf welcher der Todte lag, herantreten. Jener Glaube ging aber in der Sage weiter, indem diese auch den blutlosen Körper, das kleine Knöchlein, das sich noch erhalten hat, Blut von sich geben und so das Wunder wirken ließ. In mehreren Sagen der Art kommt noch ein Rabe hinzu, der mit einem solchen Knochen im Schnabel heransliegt und Rundmacher des Verbrechens wird.

Treten wir von der Sage in die Wirklichkeit zurück und nehmen wir einen letzten Eindruck von der Sandalp mit in's Thal. Es ist der Eindruck, wie ihn Heggetschweiler sehr schön ausgesprochen hat. „Mit stiller Rührung weist man hier. Zu unsern Füßen ein heiteres Wiesengrün, rings entsetzliche Felskolosse mit steilen Wänden und eine Stille des Todes, welche nur der ferne Donner des Oberstaffelbachs, der in drei mächtigen Garben 2000' hoch von dem Oberstaffel niederstürzt und das dumpfe Klauschen des Bisertenbachs unterbricht, durch die Einförmigkeit des Tones aber nach einiger Zeit selbige eher bemerklich macht.“

Schärchenbach.

Zwischen dem Bächlein, das durch die Wiese murmelt und dem Bache, der aus dem Gletscherthor

hervortritt und schäumend und brausend über die Felsen stürzt, ist ein Abstand wie zwischen Schäfergebicht

und Epos und nach dem Sprachgebrauch des Flachlandes darf man zweifeln, ob für die Bergströme noch der Name Bach verwendbar sei. Wer den Strom anschaut, den unser Bild zeigt, der braucht, um ihn zu benennen, seinem Sprachgewissen auch gar keinen Zwang anzuthun, da er sehr gewöhnlich nur eben der Schächen heißt und so hat ihn auch Uhl and eingeführt, wo er das letzte Stück aus der Tellsage, den Tod des Helden bei der Rettung eines Knaben besingt.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben
Der auf dem Stege gieng.

Genauere Reisende und Sagenforscher finden noch in und bei Bürglen, dem Geburtsorte des Tell, Leute, welche die Stelle nachweisen, wo der greise Schütze (im Jahre 1354?) den Tod fand.

Vom gewaltigen Scheerhorn her kommen die beiden Bäche, welche sich bei dem Dorfe Unterschächen vereinigen zum Schächen, der dem ganzen 5 bis 6 Stunden langen Thal den Namen gegeben hat und der nie matt daherströmt, weil er auf seinem Wege manche Bäche aufnimmt, nicht selten auch im Frühling durch herabstürzende Lawinen eine solche Wassermasse erhält, als ob er das ganze Land Uri überschwemmen wolle. Aber auch in der eigentlichen Erntezeit der Maler, im Spätsommer, strömen und stürzen seine Wasser so reichlich, daß die ernste Landschaft durch ihn Leben und Glanz hat und mancher Künstler hat sich schon an ihm versucht, in schönster Weise T. Schieß, von dessen Bilde ein Kunstkritiker vor einigen Jahren schrieb: „Bist du vielleicht etwas angekränkt von des Welt Schmerzes Blässe, etwas zerrissen im Gemüthe, ohne doch ganz der Hoffnung entsagt zu haben, dann paßt es dich am Schächenbach im Canton Uri niederzulassen. Dieß staffagelose Bild in so energischer Stimmung und schlagender Naturwahrheit entspricht deiner Gemüthslage, dieser düster-melancholische unergründlich dunkle Tannenwald, an welchem zwischen riesigen Felsblöcken, von denen der moos- und flechtenbewachsene im Vordergrund so stereoskopisch-plastisch sich heraushebt, der schäumende Schächen vorbeitobt, während durch phantastisch-zerrissenes Regengewölke, von welchem Felsen bis weit zu den Tannenspitzen herunterhängen, deutlich und kenntlich, belebend wie Hoff-

nungsstrahlen, Fragmente eines Gletscherfeldes schimmern.“ Ich führe diese Worte an, weil sie treu den Eindruck wiedergeben, den man an Hauptpunkten am Ufer des Schächen bei zweifelhafter Witterung und Uebergangs-Beleuchtung empfängt und es trifft sich oft, daß die Sonne nicht scheint im Schächenthal, aber auch wenn wir nicht an Welt Schmerz leiden und einen sonnigen Tag für unsere kleine Wanderung finden, wo der Schächen sich wie auf unserem Stahlstich zeigt, ernst bleibt doch der Charakter der Landschaft.

Treten wir unsere Wanderung von Mtorf an, so öffnet sich uns das Schächenthal hinter Bürglen, dem auf einer Anhöhe schöngelegenen Geburtsorte Tells. Sein Wohnhaus soll da gestanden haben, wo die im Jahr 1522 erbaute Kapelle mit Bildern seiner Thaten geziert ist. Der Schächen ist gleich oberhalb Bürglen ein kräftiger Bach, aber wie seine Umgebung Culturland ist, schöne Wiesen mit Nußbäumen und anderen Obstbäumen besetzt, so hat er hier auch seine frühere Wildheit nicht mehr, die von den Bewohnern des Pfarrdorfes Spiringen, wohin eine gute Straße ansteigt, oft sehr gefürchtet wird. Malerisch sind seine Fälle bei Unterschächen und hier öffnet sich das Thal, welches der gründlichste Kenner des Urnerlandes, der verstorbene Doctor R. F. Lusser in Mtorf, an welchem man in topographischen Dingen den sichersten Führer hat, sehr schön beschrieb. Das Thal, sagt er, aus welchem der eigentliche Schächen kommt, ist drei Stunden lang. Wald, Alpweiden und Felsentrümmer, zwischen welchen der Schächen sich durchwindet, füllen den Grund des Thals; begrenzt ist es rechts durch eine Felsenterrasse, über welcher die schöne und geräumige Sittlisalp liegt, links durch eine ähnliche, auf welcher die Alpen Trogen und Lämmerbach ruhen. Am Ende liegt das anmuthige Brunnialpeli, von einem halbmondförmigen Walde, in welchem zuweilen Gemsen weiden, begrenzt; darüberhin glänzt das Firnband, dem nackt und grau der furchtbare Rücken mit seiner Firnhaube entsteigt. Von Brunni eröffnet sich rechts das Griesenthal, links das Lämmerbachthal und ein kaltes mit ewigem Eis gefülltes Felsenthal, durch welches Gemsenjäger auf den Hüffifirn und ins Maderanerthal hinübergehen. Der kürzere etwas über eine Stunde lange Zweig, durch welchen die Landstraße nach Glarus führt, ist anfangs ziemlich einförmig; links sieht der Wanderer steile Bergweiden, rechts brüchige Felsen und Wald. Gegenüber der Kapelle St. Anna zu Schwanden stürzte im Jahr 1833 unter furchtbarem



H. Jennij del.

Stich u. Druck v. J. L. Büchsnicht in Lenzburg

WASEN.
CANT. URI.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

Krachen ein Felsen ein und mehrere Wochen darauf war der Berg gleichsam in steter Bewegung, so daß anhaltend größere oder kleinere Massen herabrollten und das Bett des Schächens ausfüllten, der dahinter einen kleinen See bildete. Eine halbe Stunde weiter erreicht der Wanderer das Nespeli Nesch, wo der Staubi, dem Scheerhornfirn enteilend, einen hohen und herrlichen Fall bildet. Rechts öffnet sich hier ein Alpenthälchen, das sich gegen den Griesstock hinzieht und worin Unter- und Oberalp liegen; links beginnt an der steilen Balm die Straße in stundenlangem Schlangenzuge hinan zum Klausen, der den Kamli mit dem Glatten verbindet und das Schächenthal von dem der schönen Marchalp oder dem Urnerboden scheidet.

Nach dem Prinzip von den natürlichen Grenzen könnte der Canton Glarus eine Grenzregulirung verlangen, denn die Landmarke von Uri reicht weit über die Wasserscheide in das zum Linththal gehörige Gebiet hinüber. Es ist auch einst viel Streit gewesen über die Grenze und davon meldet eine schöne Sage, welche den Altmeistern deutscher Sagenkunde, den Gebrüdern Grimm, nicht entgangen ist und die sie nach ihrer Gewohnheit in der entsprechenden schlichten Form wiedergegeben haben.

Einst stritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und schädigten einander täglich. Da ward von den Wiedermännern der Ausspruch gethan: Zur Tag- und Nachtgleiche sollte von jedem Theile früh Morgens, so bald der Hahn krähe, ein rüstiger, kundiger Fußgänger ausgesandt werden, und jedweder nach dem jenseitigen Gebiet zu laufen und da, wo sich beide Männer begegneten, die Grenzscheide festgesetzt bleiben, der kürzere Theil möge nun fallen diesseits oder jenseits. Die Leute wurden gewählt und man dachte besonders darauf, einen solchen Hahn zu halten, der sich nicht verschlafe und die Morgenstunde auf das allerfrüheste ansage. Und die Urner nahmen einen Hahn, setzten ihn in einen Korb und gaben ihm sparsam zu essen und zu saufen, weil sie glaubten, Hunger und Durst werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mästeten ihren Hahn, daß er freudig und hoffärtig den Morgen grüßen könne, und dachten damit am besten zu fahren. Als nun der Herbst kam und der bestimmte Tag erschien, da geschah es, daß zu Altorf der schmachtende Hahn zuerst erkrahte, kaum wie es dämmerte, und froh brach der Urner Felsenklammer auf, der Mark zulauend. Allein im Linththal drüben stand schon die

volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen und der fette Hahn schlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde, aber es galt die Redlichkeit und keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich schwang er die Flügel und krähte. Aber dem Glarner Läufer wirds schwer sein, dem Urner den Vorsprung wieder abzugewinnen. Nengstlich sprang er und schaute gegen das Scheideck, wehe! da sah er oben am Giebel des Grats einen Mann schreiten und schon bergabwärts niederkommen. Aber der Glarner schwang die Fersen und wollte seinem Volke noch vom Lande retten, so viel als möglich. Und bald stießen die Männer auf einander und der von Uri rief: Hier ist die Grenze! Nachbar, sprach betrübt der von Glarus, sei gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland, das du errungen hast! Doch der Urner wollte nicht, aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und sagte: So viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan läufst. Da faßte ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus und klomm noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch; aber plötzlich versagte ihm der Athem und todt sank er zu Boden. Und noch heute wird das Grenzbüchlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnstes, aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten seine Treue in steter Erinnerung.

Der Menschenschlag im Schächenthal gilt für schöner als die Bevölkerung des Neufthals und jedenfalls glaubt man leicht an die Kraftstücke, welche von Männern aus diesem Thal erzählt werden. Ein solches Stück hat Lütolf nach der Mittheilung eines dortigen Kaplans in hübscher Form bekannt gemacht.

In uralter Zeit kam über den See herein eine Riesenstärke nach Altorf und forderte einen Urner heraus, und wenn keiner sei, so wäre es eine Schande für Uri. In Altorf war keiner, der sich mit dem Fremdling zu messen getraute. Der Landammann mußte aber von drei starken jungen Männern im Schächenthal; er schickte hinein, es sollte doch von den drei Brüdern einer kommen und Uri's Ehre retten. Die drei Brüder nöthigten jeder den andern, er solle gehen. Da sagte die Mutter zum jüngsten: er solle gehen, denn er könnte noch der stärkste sein, da er, als sie alle drei Anken aus dem Kessel getrunken, um eine Fingerlänge tiefer in das Kessi hinunter habe trinken

mögen. Und dieser ging nach Altorf. Der Landammann fragte ihn, ob er wolle zuerst zu Mittag essen oder es mit dem Riesen ausmachen? Er aber sagte, er wolle zuerst das Essen verdienen und ging und packte den Riesen, drückte ihn in der Mitte zusammen und warf ihn beim Löwen über den (damals noch nicht gedeckten) Bach hinüber, so daß er ohne Verstand da lag und bald seinen Geist aufgab. Dann ging er mit dem Landammann zum Essen. Beim Ab-

schied wollte ihm der Landammann den Lohn geben: er aber wollte nichts, es war ihm genug, Uri's Ehre gerettet zu haben. Wie man aber in ihn drang, etwas anzunehmen, so sagte er, man könne ihm ein wenig Salz geben. Der Landammann befahl, ihm ein Salzfaß herauszugeben und der Schächenthaler nahm das Salzfaß auf die Achsel und ging damit ruhig dem Schächen zu, als ob er nur ein Viertel Mehl trüge.

W a s e n .

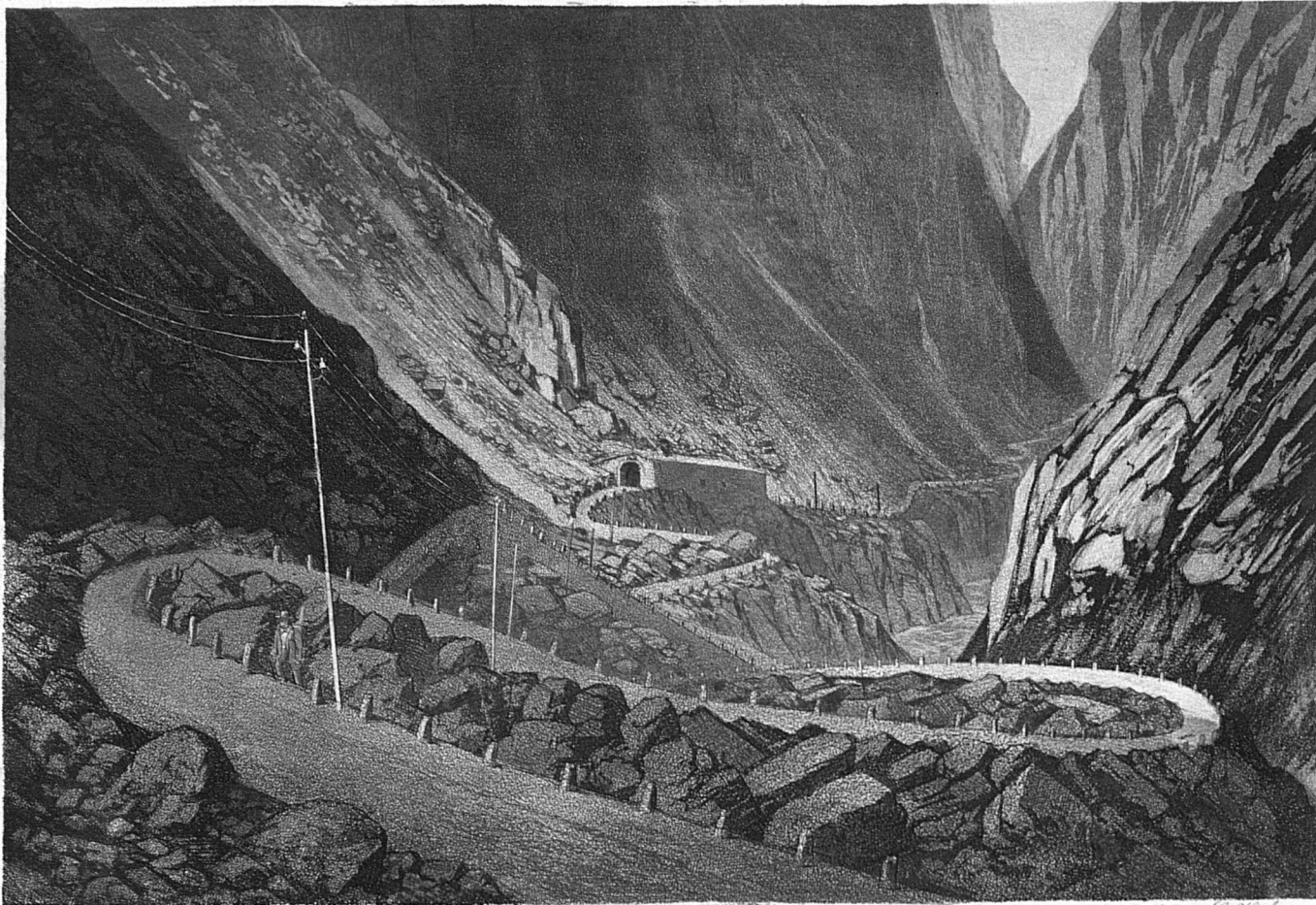
Das Hauptthal des Landes Uri, von der Neuf durchzogen und nach ihr benannt, beginnt nach der genauen Topographie der Urner nicht schon bei Flüelen, sondern die untere Partie des Landes vom Vierwaldstättersee an nennt man das untere Land und die darin liegenden Orte die Bodengemeinden. Das eigentliche Neufthal nimmt seinen Anfang bei Bözlingen, dem besonders durch den Landsgemeindeplatz bekannten Ort hinter Altorf, und zieht sich hinauf nach Göschenen, wo das Göschener Thal die Fortsetzung bildet.

Der Ort Wasen, oder vielleicht richtiger nach Urkunden Wasen, wie er auch sehr oft gesprochen wird, liegt schon hoch im Neufthal und an der Gotthardsstraße hinauf und hat in klimatischer Beziehung bereits einen Hochgebirgscharakter. Bevor man Wasen erreicht, nachdem man sich schon erfreut hat an der schönen Pyramide des Bristen und anderen Bergriesen, wie nicht minder an dem zur linken Seite der Neuf auf einem Vorsprunge des Gornernberges dem Wasener Walde gegenüber liegenden malerischen Alpenhöflein Gurtneulen, nach dem überhaupt das Auge in der Höhe und zu den Seiten schon viel Schönes und Großartiges gesehen und bewundert hat, ladet eine der Brücken, welche auf das linke Ufer hinüberführt, zum Verweilen ein. Das Thal ist hier sehr rauh geworden und in einer tiefen und engen Felsenschlucht brauset und schäumt die Neuf. Die Brücke hat einen Bogen von 90 Fuß über der Schlucht und ist im Jahre 1821 auf die Straßenbreite von 20 Fuß erweitert und mit festen Geländern versehen. Als nur noch ein Steg gelegt war, da mag ein Kreuz geschlanten haben, wer hinüber mußte, aber noch früher soll

ein Geistlicher, um mit einem entführten Mädchen seinen Verfolgern zu entgehen, den Riesensprung von einem Bord zum andern gemacht haben. Daher der Name Pfaffensprung für diese Localität. Weil aber die Sage in dieser Form anstößig war, so wurde sie zur Ehre der Kirche oder vielmehr der Geistlichkeit dahin verändert, daß der Sprung ein Gottesurtheil gewesen sein soll, durch welches sich der Geistliche von dem angeschuldigten Vergehen eines verbotenen Umgangs reinigte.

In der Nähe des Pfaffensprungs, wie an andern Orten Uri's, ist es rührend zu sehen, wie die Leute mit Mühe und mit Gefahr auf Felsflächen Erde getragen haben, um ein kleines Kartoffelfeld zu besitzen. Das ist etwas Anderes als die hängenden Gärten der Semiramis und contrastirt gar sehr zur alten Zeit, als noch in dem Bristen Goldklumpen gefunden sein sollen. Zwar werden eifrig aus den Berginnern Kristalle gegraben, aber reich macht diese Thätigkeit nicht. Man nennt in Uri diese Bergkristalle von verschiedenen Farben Strahlen und die Leute, welche darauf arbeiten, Strahlensucher, wohl deshalb, weil man früher glaubte, die Kristalle entstünden durch den Blitz. Eine große Höhle in der Sandbalm bei Göschenen heißt davon das Strahlenloch.

Das Dorf Wasen mit seinen braunen Häusern und seiner auf einem Hügel stehenden recht ansehnlichen Kirche ist dem Wanderer eine willkommene Station, da er sich geraume Zeit in einer Gegend bewegte, die zwar einen kräftigen Charakter hat, aber doch recht einsam und öde ist. Zwar der Wunsch hier wohnen zu können, wie er wohl bei manchem freundlichen M-



H. Thomé del.

Druck v. J. L. Reidsühle.

C. Huber sc.

ROUTE DU ST GOTTHARD
AUX SCHÖLLENEN.

DIE ST GOTTHARD'S STRASSE
IN DEN SCHÖLLENEN.

THE ROAD OF THE ST GOTTHARD
IN THE SCHÖLLENEN.

Verlag v Chr Krüsi in Basel.

pendorfe aufsteigt, bleibt fern, denn die Vegetation ist dürftig und der Winter lang. Lawinengefahr scheint für die Wohnhäuser nicht vorhanden zu sein, obwohl im Frühling von dem wilden Diedenberg, den man bei der Kirche in's Auge faßt, genug Lawinen bis an die Reuß hinabstürzen.

Wer sich in der Gegend von Wasen umsehen oder höher zu den Seiten in's Gebirge aufsteigen will, kann sich großen Reizegenuß verschaffen.

In der Nähe stürzt der Rohrbach aus einer Felsenklust hervor und bildet einen schönen Fall; der Maienbach vereinigt sich mit der Reuß und weist zurück auf das Hochthal, aus welchem er herabkommt und das eines Besuches sehr werth ist. Auf rauher Straße gelangt man zuerst zu einem historisch merkwürdigen Punkt, dessen Geschichte freilich in Dunkelheit sich verliert. Unter Granittrümmern sind kaum noch die Spuren einer alten sechsseitigen Schanze, der Maienschanze, bemerkbar, welche 1799 von den Franzosen zerstört wurde, die nicht nur bei Wasen mit ihrem von Soult befehligten starken Truppcorps hartnäckigen Widerstand der Gebirgsöhne fanden, sondern auch hier unter dem General Loysen, der auf den schwierigen Gebirgswegen von Meyringen in's Maienthal gekommen war, erst fünfmal stürmen mußten bis sie der Schanze Herr wurden. Auch in den mancherlei früheren Kriegen der Urner soll die Schanze eine strategische Bedeutung gehabt haben und die Maienthaler, obgleich ein Hirtenvolk, waren immer kriegerisch. Jetzt wie vordem haben sie einen andern Kampf zu bestehen, den Kampf gegen die Naturmächte. Kaum kann man sich anderswo so deutlich die Lawinengefahr vergegenwärtigen als hier und man wird nicht umhin können sich zu verwundern, daß die Menschen ausharren, wo sie in jedem Jahr wiederholt in Lebensgefahr sind. Hinter den Häusern an der Bergseite

sind Steindämme und Balken so angebracht, daß sie die Lawinen über die Dächer weggleiten und brechen, aber nicht immer ist eine solche Vorrichtung wirksam. Lusser erzagt, daß die Nachbarn bei stürmischem Winterwetter Abends zusammentreten und wechselnd unter gemeinschaftlichem Gebet, traulichem Gespräch und Tanz bei einer Geige, Pfeife oder auch nur einer Maultrommel ihr Schicksal erwartend die Nacht durchwachen. Daß sie sich der Fröhlichkeit hingeben, wo eine solche Gefahr über ihren Häuptern schwebt, könnte man großen Leichtsinns nennen und es wird auch überhaupt den Maienthalern von ihren Nachbarn im Reußthal Leichtsinns vorgeworfen, aber jene Fröhlichkeit ist nicht die Lust einer Kirchweih oder eines Alpenfestes, sondern der Versuch über die lange Zeit hinwegzukommen. — Im Maienthal beginnt der Sustenpaß, welcher in's Gadmenthal führt. Man rechnet von Wasen bis Meyringen reichlich 12 Stunden. Als Wallis und der Simplon zu Frankreich gehörte (1811), mußte den Bernern daran liegen, eine directe Verbindung mit der Gotthardsstraße und dadurch mit Italien zu haben, weshalb man sich bemühte, den Sustenpaß in eine Kunststraße zu verwandeln, aber die völlige Ausbildung der Straße war bald kein rechtes Bedürfnis mehr. Den Bergsteigern ist der Paß sehr wichtig, weil auf ihm und neben ihm interessante Höhenpunkte sind. Die Paßhöhe der Sustenscheidegg, 2262 M., eröffnet eine große Aussicht. Das Sustenhorn zeigt sich als ungeheurer Ke gel. Es wurde 1841 zum ersten Mal von G. Studer erstiegen. Wer sich nicht versucht fühlt dieses nachzumachen, der versäume nicht, von der Steinalp den prächtigen Steingletscher zu besuchen, der nicht bloß seiner Größe wegen, sondern wegen seines Vordringens Aufmerksamkeit verdient.

Die Gotthardsstraße.

Die frühere Gotthardsstraße bestand aus verschiedenen mehr oder weniger gut gehaltenen Stücken, welche durch ihren Endzweck vom Vierwaldstättersee über den Gotthard nach Italien zu führen zu einer Einheit verbunden waren. Die Straße war selbst in der Sommerszeit nicht ungefährlich und recht beschwer-

lich, so daß sie eine Concurrenz mit der neuen Straße über den Bernhardin und besonders mit der 1821 vollendeten Splügenstraße nicht hätte aushalten können. Um daher den Waarenzug und daneben den Personenverkehr über den Gotthard sich zu sichern, mußten die Regierungen von Uri und Tessin sich zu der großen

Anstrengung des Baues einer neuen Kunststraße ent-
schließen. In zehn Jahren, von 1820 bis 1830, wurde
das Werk ausgeführt, welches dem Canton Uri einen
Kostenaufwand von mehr als einer Million Franken
verursachte. In gewöhnlicher Vorstellung beginnt die
Gotthardsstraße bei Flüelen und endigt bei Airolo,
aber der großartige Neubau nimmt erst seinen Anfang
mit der Brücke, welche bei Amsteg über die Reuß ge-
legt ist. Man erkennt schon hier die mit den Berg-
wänden rechts und links harmonirende Solidität der
Straße, aber die Schwierigkeiten, welche zu über-
winden waren und damit die Großartigkeit dieses
Menschenwerks zeigen sich erst später weit deutlicher.

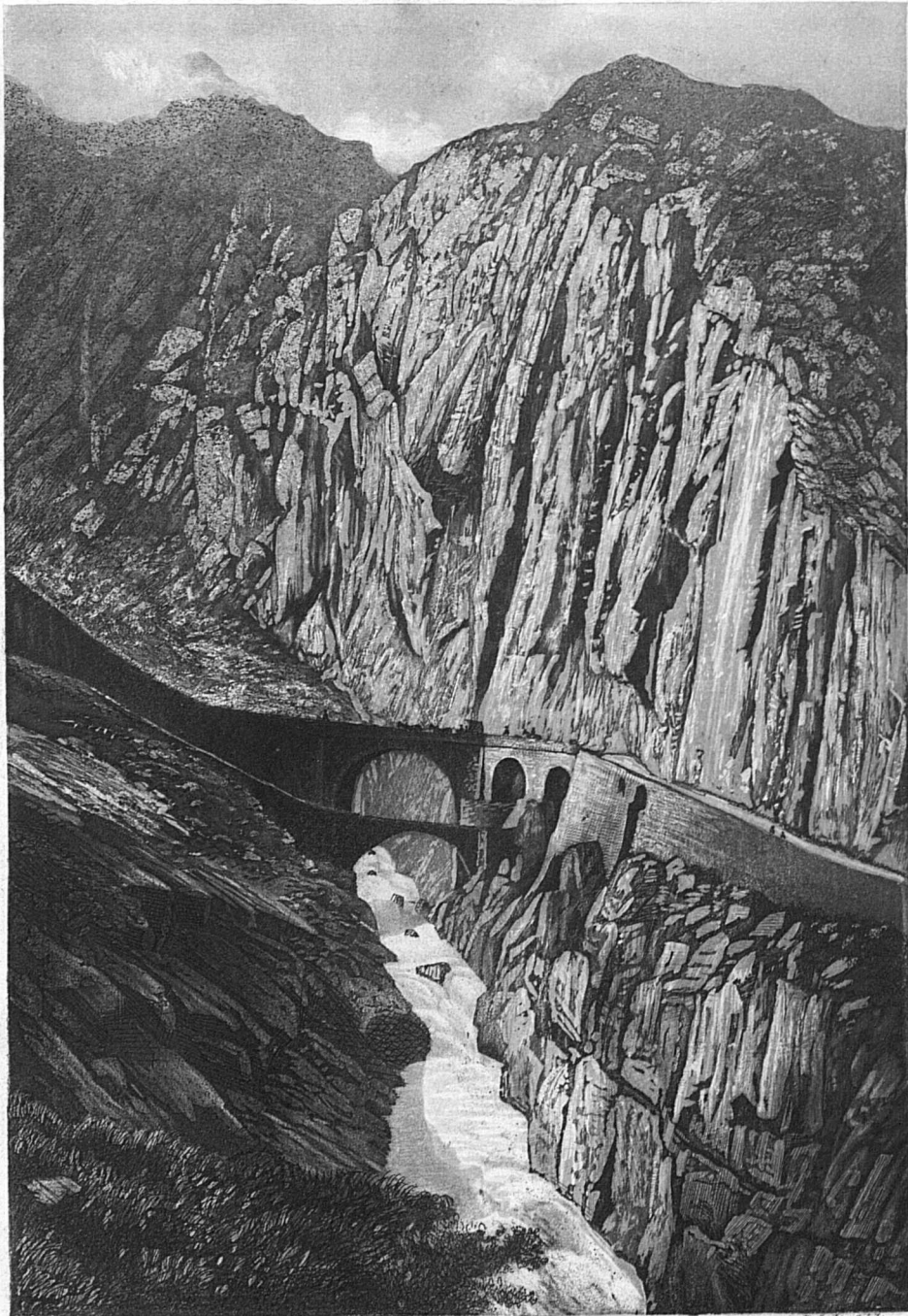
Zschokke vergleicht in der Kürze die kühnen
Brücken der Gotthardsstraße und das Urnerloch mit
ähnlichen Merkwürdigkeiten anderer Alpenstraßen und
findet, daß an diesen Straßen in solchen Dingen nicht
weniger zu bewundern sei als am Gotthard. Er fügt
aber hinzu: „Gingegen der Wechsel hier von angeneh-
men, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichen
Wildnissen, der Contrast freundlicher Hütten neben
Bächen und Bäumen und kleinen Gärten auf Felsen-
blöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren
Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des
Urgebirgs quillt, ward wohl von keiner der andern
Alpenstraßen übertroffen.“

Unser Bild bringt die Gotthardsstraße da zur
Anschauung, wo sie wie eine Riesenschlange aus dem
Felsenlabyrinth durch das Urnerloch in das heiterlustige
Ursernthal zu springen sich anschickt.

„Thal des Entsezens“ nannte einst ein Dichter
die Schöllenen und wenn dieser Gebirgsschlund noch
jetzt einen solchen Namen verdient, wie mag es aus-
gesehen haben als noch keine Straße hindurch leitete!
Da war die Schöllenen eine natürliche Grenze zwi-
schen dem Lande Uri und dem jetzt damit verbundenen
Ursernthal. Aber so wie die weiten Meere keine
Schranken sein sollten den nach Vereinigung strebenden
und von der Natur mit dem Wandertriebe ausgestat-
teten Menschen, so konnte auch die Schöllenen die
Menschen diesseits und jenseits nicht scheiden, denn es
galt nicht bloß die beiden Theile Uri's, sondern Deutsch-
land und Welschland hier in Verbindung zu setzen.
Die erste Ueberwindung der natürlichen Grenze mag
darin bestanden haben, daß man nicht bloß Stege über
den tosenden Strom legte, sondern da wo steile Felsen
hinderten, durch eingehauene Stiegen den Fortschritt
ermöglichte. Gatschet meint, die Gebirgsschlucht der

Schöllenen sei unstreitig nach den Felsentritten (scaliones)
der alten Straße benannt und diese Deutung des Na-
mens wird wohl von keiner besseren übertroffen. Da
sollte man denn freilich auch nur in der Mehrheit „die
Schöllenen“ sagen, was zwar bisweilen geschieht, aber
doch in Uri nicht Regel ist.

Verschiedene Brücken, von denen die Teufelsbrücke
weltberühmt ist, ermöglichen da wo der Straßenlauf
es erfordert, den Uebergang über die Reuß und bald
befindet man sich auf dem linken, bald auf ihrem rech-
ten Ufer. Hinter Göschenen, wo die Göschener-Reuß
einemündet, bringt eine schöne Brücke zur Linken und
in den Anfang der Schöllenen, aber bald führt die
Häberlibrücke wieder an das rechte Ufer. Die Gegend
wird wilder und wie der Fluß über den Widerstand
der Granitblöcke schäumt, so ist die Straße durch Fel-
senmassen und Felsentrümmer gebahnt und springt über
die Sprengbrücke wieder auf die linke Seite der Reuß.
Die Kehren der Straße mehren sich wo der Name
Brügwald daran erinnert, daß hier einst ein Wäldchen
gewesen sein muß, wo jetzt nur vereinzelte Zwergbäume
kaum bemerkt werden. Entweder haben Lawinen das
Wäldchen vernichtet oder frevelnde Menschenhand hat
die Bäume gefällt, wo sie einen Schutz gegen Lawinen
gaben, dessen diese Gegend so sehr bedarf, weshalb auch
an den gefährlichsten Stellen einige Gewölbe sich fin-
den, unter welche der Wanderer sich flüchten kann,
wenn er im Winter eine unheimliche Bewegung über
sich vernimmt. Jetzt ist zwar auch im Winter und im
ersten Frühling die Gefahr nicht groß, weil bei dem
Bau der neuen Straße die Gangbetten der Lawinen
in's Auge gefaßt wurden, aber ehedem war die Schöl-
lenen voll von Kreuzen, welche die Stellen bezeichne-
ten, wo Menschen durch Lawinen oder im Schneege-
stöber verunglückt oder erfroren gefunden waren. So
berichtet Lusser, der auch sehr malerisch die Schölle-
nen in den verschiedenen Jahreszeiten charakterisirt.
Bei guter Witterung, sagt er, ist die Schöllenen völlig
gefahrlos und das Auge findet immer etwas, worauf
es mit Vergnügen weilt: im Sommer das Schäumen
und Stäuben der Reuß, worin die Sonnenstrahlen oft
Regenbogen in halben und ganzen Zirkeln malen. Die
schroffen grauen Granitfelsen zu beiden Seiten, belebt
durch herrlich blühende Alpenrosen, welche auf deren
Absätzen ganze Gebüsche bilden, durch Aurikeln, Al-
penastern, Steinbrechsträuße und andere Alpenpflanzen,
welche aus den Klüften hervorsprossen oder im Schat-
ten von Legföhren und Zwerggerlen gedeihen. An



J. Geisler del.

Druck v. F. Rüchli.

Rudisühl sc.

LE PONT DU DIABLE.

DIE TEUFELSBRÜKE
CANT URI.

THE DEVIL'S BRIDGE

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

schönen Wintertagen hat die Schöllenen das Schreckbare ganz verloren, die Reuß hört man unten kaum noch brummen, das Thal scheint die Hälfte seiner Tiefe verloren und an Weite gewonnen zu haben, statt der Trümmerhügel scheinen sanft ansteigende Halben sich an die senkrechten Felsen anzulehnen, an welchen, wo im Sommer bloß Wasser hinabträufelt oder kleine im Falle zerstäubende Cascaden bildet, colossale mannigfach geformte Eissäulen anstemmen. Fürchterlich aber ist die Schöllenen bei schlechtem Wetter, wo der Wanderer, in kalten feuchten Nebel eingehüllt, nichts vernimmt als das Donnern der an tausend Felsenriffen zerschellenden Reuß und das Rasseln vom Gebirge herabrollender Steine; vollends erst im Winter, wenn ihn ein heißend kalter Wind durchschneidet, stetes Schneegestöber ihn umwirbelt, bei jedem Schritte hemmet und ihn kaum wahrnehmen läßt, wenn eine Lawine sich über ihm losgerissen hat und ihn zu ereilen droht.

An vielen Stellen der Schöllenen glaubt man in einem großen Gefängnisse eingemauert zu sein, aber die Reuß erinnert dann daran, daß sich ein Ausweg finden lasse und wo sie ihre ganze Springkraft entfaltet, unter der Teufelsbrücke, welche unser nächstes Bild zur Anschauung bringt, da mahnt sie mit ihr das Höllenthal rasch zu verlassen; aber unser Weg führt noch weiter nach oben und bald finden wir den Ausweg durch das Urnerloch, einen etwa 200 Fuß langen, durch den Felsenfuß des Kirchbergs gesprengten Tunnel, der im Jahre 1707 von einem Italiener Moretini ausgeführt, und bei dem Bau der neuen Straße erweitert wurde. Vor 1707 ging der Weg über eine hölzerne in Ketten hängende, über der Reuß schwebende Brücke, um in das Urfernthal zu führen.

Das Urnerloch ist durch andere neuzeitige Menschenwerke der Art an Größe übertroffen, aber es wird immer merkwürdig bleiben als Thor, das plötzlich eine andere Welt öffnet. Tausende und aber Tausende sind entzückt gewesen, wenn sie die Ungeheuerlichkeit der Schöllenen hinter sich lassend das friedliche grüne Ur-

fernthal erschauten, aber Niemand hat den Gegensatz schöner geschildert als W. Wackernagel in seinem Gedicht „Schöllenen und Undermatt“:

Noch eben hat Dir tief gegraust,
Wo unterm Steg von festem Fels
Sich selber zürnend überbraust
Das rauhe Kind des Stetscherquells.

Noch eben wandtest Du den Hals
Und wandtest ab Dein Ohr betäubt
Vom ersten Fall des langen Falls,
Der weiter, weiter abwärts stäubt.

Und abwärts, abwärts ringt und springt
Ein langer Schrei voll Wuth und Weh,
Bis ihn mit stummem Mund verschlingt
Die Todesruhe dort im See.

Noch schwindelst Dirs in Aug' und Ohr;
Du wandelst durch den Felsenisacht,
Die Felsmacht; Du trittst hervor:
Und um Dich, in Dir tagts und lacht.

Ein Teppich, ausgespreitet liegt
Ein weites grünes, stilles Land;
Im Grünen wiegt, durch Blumen schmiegt
Sich eines Bachs Silberband.

Der Himmel, den zuvor verbaut
Die Felsen trozig Stirn an Stirn,
Ein aufgeschlagenes Auge, blaut
Und blickt er frei von Firn zu Firn.

Und Häuser stehn und Hütten da,
Die Kirche Gottes mitten drin,
Und von den Herden fern und nah
Zieht weit durchs Thal ein Läuten hin.

Hier in des Augenblickes Nu,
Hier süße Wonne nach der Noth,
Hier Freud' und Fried' und Rast und Ruh
Und Leben auf den gähnen Tod.

So, liebe Seele, wird Dir sein,
Wenn einst das müde Haupt Du senkst,
Und satt der lebenslangen Pein
Durch's Grabesthor die Schritte lenkst.

So wird Dir sein, mein liebes Herz,
Wenn Du Dich los vom Staube ringst,
Los aus der Nacht, und himmelwärts
Den frei gewordenen Flügel schwingst.

Die Teufelsbrücke.

Da wo die Reuß am wildesten tobt, zuerst ein Brückenjoch ihr aufzulegen, das vermochten menschliche

Kräfte nicht, es wurde daher der Teufel dienstbar gemacht, der in alter Zeit mit den Menschen in einem

recht gemüthlichen Verkehr stand und dem es auch nicht felten passirte, daß er in den Vertragsverhältnissen mit den Menschen überlistet wurde, grade so wie es diese zu allen Zeiten unter sich gemacht haben, was denn freilich unmoralisch, wenigstens bei den Deutschen, genannt wird; aber man half sich mit dem Sprichwort: „Dem Teufel ist man keinen Schwur zu halten schuldig“ und brachte ihn um den oft schwerverdienten Lohn seiner Arbeit. Daher läßt er sich in neuer Zeit nicht weiter auf Dienstverträge mit den Menschen ein.

Die Urner waren dem Teufel gegenüber sehr schlau, als sie doch seine Leistung sehr bedurft hatten. Sie accordirten mit ihm, er solle in drei Tagen an der gefährlichsten Stelle in der Schöllenen eine Brücke über die Neuß legen und dafür zum Lohn erhalten den Ersten, der über die Brücke ginge. Und in drei Tagen, wie sie abgeredet hatten, war die Brücke fertig, grau-lich hoch und breit von einer Felswand zur andern gebaut. Von der Arbeit müde hockte dann der Teufel nieder und wartete auf den Ersten. Aber kein Urner wollte der Erste sein, denn keiner wollte in die Hölle. Da kam man auf einen klugen Einfall. Man brachte einen hungrigen Hund an die Brücke, hielt ihm ein Stück Fleisch vor und warf es hinüber, worauf der Hund gierig nachsprang und so der Erste war, der über die Brücke kam. Da hätte man den Schwarzen sehen sollen, wie er wüste Gesichter schnitt und stampfte und schimpfte und den Hund in tausend Stücke zerriß. Und er nahm sich vor die Brücke wieder zu zer- schmettern und lief in den Wasener Wald und holte einen haushohen Stein. Als er unter der Last keuchte und in die Nähe des Dorfes Göschenen kam, begegnete ihm ein steinaltes Mütterli und rief ihm ein „Grüß Gott“ zu. Das fuhr ihm in die Glieder und er ließ den Stein fallen, wo er noch liegt und als Teufelsstein gezeigt wird und die Brücke blieb unversehrt und hieß fortan die Teufelsbrücke.

Diese Sage hat ihre Varianten. Es soll nicht ein Hund der Erste gewesen, sondern ein großer Ziegenbock über die Brücke auf den Teufel zugesprungen sein. Ärgerlich riß der Teufel dem Thier den Schwanz ab, woher es kommt, daß die Ziegen so kurze Schwänzelein tragen. Auch in Betreff des Mütterchens findet sich eine bedeutende künstliche Abweichung. Das Mütterchen sagt zum Teufel: „Guten Tag! Wo willst Du mit dem da hin? Wie Du schwitzest; stell doch ein wenig ab.“ Als der Teufel, der sehr müde geworden

ist, dieß thut, schlüpft die Alte hinter den Stein und macht ein großes Kreuz darauf. Der Teufel merkt es nicht, als er aber den Stein wieder aufnehmen will, kann er es nicht und da er das Kreuz erblickt, springt er davon und läßt den Schwanz hängen.

Eine andere Form der Sage haben die Brüder Grimm nach mündlicher Mittheilung in ihre Sammlung deutscher Sagen aufgenommen. Ein Hirt, der öfters sein Mädchen besuchte, mußte sich immer durch die Neuß mühsam durcharbeiten, um hinüber zu gelangen, oder einen großen Umweg nehmen. Es trug sich zu, daß er einmal auf einer außerordentlichen Höhe stand und ärgerlich sprach: „Ich wollte der Teufel wäre da und baute mir eine Brücke hinüber.“ Augenblicklich stand der Teufel bei ihm und sagte: „Verspricht Du mir das erste Lebendige, das darüber geht, so will ich Dir eine Brücke dahin bauen, auf welcher Du stets hinüber und herüber kannst.“ Der Hirt willigte ein; in wenigen Augenblicken war die Brücke fertig, aber jener trieb eine Gemse vor sich her und ging hinten nach. Der betrogene Teufel ließ alsbald die Stücke des zerrissenen Thieres aus der Höhe herunter fallen.

Es wurde die Sage auch zu einer matten kirchlichen Legende geformt und die Erbauung der Brücke dem heiligen Christenapostel und Bischof Gotthard zugeschrieben, dem Satan aber nur die Absicht sie wieder zu vernichten, was denn zu dem Namen Teufelsbrücke sehr wenig paßt. Um sein Zerstörungswerk auszuführen, suchte der Teufel weit unten im Wasenerwald einen ungeheuren Felsblock, umschlang diesen mit einer großen eisernen Kette und trug ihn auf dem Rücken stromaufwärts. St. Gotthard merkte das, ging ihm entgegen und traf ihn bei Göschenen. Als der heilige Mann dem Teufel nahe war, hielt er ihm das Kreuz vor, worauf der Böse sogleich den Stein fallen ließ, um windschnell davon zu fahren. Der Stein, welcher 3 Klafter hoch ist und 5 Klafter im Umfang hat, behielt die Eindrücke von des Satans Rücken und ringsum von der Kette.

Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen;
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen;
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.
Das treu-gemeine Volk allein begreift,
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubensbrücke
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

(Mephistopheles in Göthes Faust, II. Thl. Act 4.)

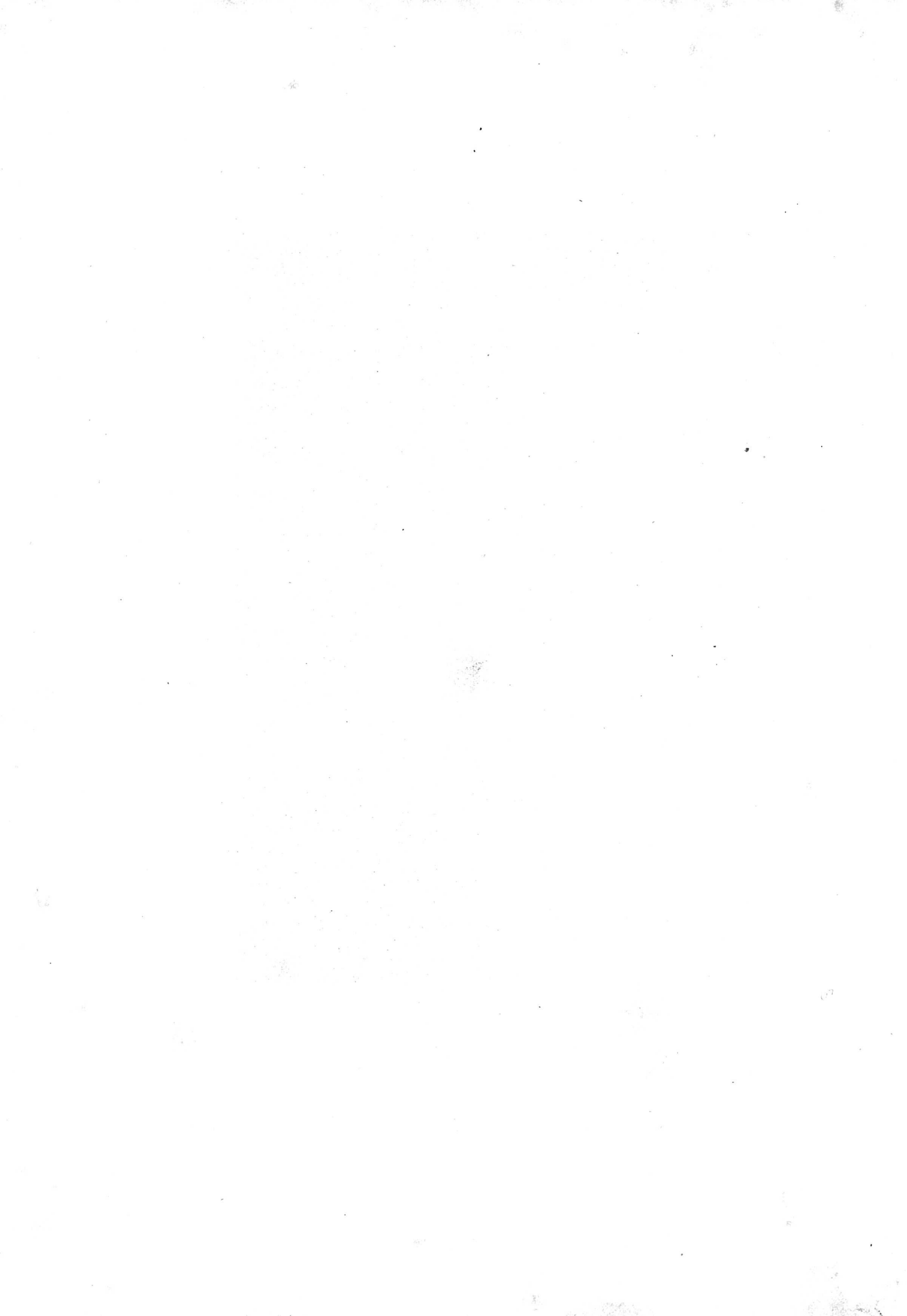


Druck v. Rudisvilt.

Feldwichtl. sc.

HOSPENTHAL
CANT. URI.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.



Lütolf, der in seinem Sagenbuch der innern Schweiz das auf die Teufelsbrücke und den Teufelsstein Bezügliche mittheilt und mit den gleichartigen Sagen anderer Gegenden vergleicht, bringt auch die Notiz eines Franzosen, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Schweiz bereiste, jene Brücke sei von einem Luzerner Namens Teufel erbaut worden. Das ist denn freilich statt Sage und Legende nützliche Prosa.

Wann hier von Menschenhand die erste Brücke über die Reuß gelegt sei, darüber habe ich nirgends eine Notiz gefunden. Die jetzt außer Dienst gesetzte ältere Brücke ist schon ein stattlicher Kunstbau, aber darüber erhebt sich auf colossalen Granitquadern im kühnen Bogen seit 1828 die neue Teufelsbrücke, deren Mittelpunkt 95 Fuß über der Reuß liegt. Unser Bild zeigt beide Brücken, gibt auch den Charakter der starrenden Felsen sehr gut wieder und veranschaulicht einigermaßen, wie das Bett der Reuß jählings abfällt, aber was sich dem Auge des Beschauers bei guter Beleuchtung darbietet vollständig wiederzugeben, das vermag kein Maler, denn zum Charakter des Gesamtbildes gehört die fortdauernde Bewegung. Die Reuß ist in Schaum aufgelöst und dieser wirbelt hoch empor und wird zurückgeworfen von den Felswänden, ist in einem Augenblick Regen, glänzt und blüht im andern Augenblick wie Diamant und Edelstein. Der Sonnenstrahl taucht sich in die Wasserpracht und bereitet das herrlichste Farbenspiel: in unmittelbarer Nähe steigen und fallen, gaukeln und verschlingen sich die Regenbogenringe und wenn man das farbenreiche Gebilde erfassen will, ist es schon nicht mehr dasselbe. Glückliche Sonntagskinder sehen auch die Wassernixen, welche im Tanze sich haschen und die bunten Ringe sich zuwerfen und lachend im flimmernden Schaum verschwinden.

Wenn das Auge sich satt gesehen hat an dem Naturschauspiel, so bringt noch der Hinblick auf die alte Brücke Kriegsscenen in's Gedächtniß zurück, welche an sich ein merkwürdiges Stück der Kriegsgeschichte sind, aber doppelt merkwürdig durch die Dertlichkeit, in welcher sie aufgeführt wurden. Schon im Mai 1799 hatten die Oesterreicher an der Teufelsbrücke mit den Franzosen gekämpft und zwar mit Glück; aber sobald Lecourbe seine Macht entfalten konnte, war er wieder Herr der Situation. Lecourbe hatte im Relief des Generals Pfyffer in Luzern das Hochgebirge studirt

und wie ein Adler, sagt Monnard, schwebte er mit seinem militärischen Scharfblick über dieser Welt von Felsen und Abgründen. Am 14. August begann er eine Action, deren Raschheit der Umsicht entsprach, mit welcher der Plan entworfen war. Um nur das auf die Teufelsbrücke Bezügliche hier zu erwähnen, so rückte Lecourbe, nachdem er erst am 14. mit Schwierigkeit in Klüfeln gelandet war, schon am 15. in Verbindung mit Voison, der durch das Maienthal nach Wasen gekommen war und dessen Truppen sehr erschöpft waren, auf die an der Teufelsbrücke verschanzten Oesterreicher. Ein französischer Militärschriftsteller meldet darüber: Abends um 4 Uhr stießen die Franzosen auf den Vorposten der Kaiserlichen und zwangen dieselben sich auf ihre Verschanzungen bei der Teufelsbrücke zurückzuziehen, welche durch die Reuß und unersteigliche Felsen gedeckt waren: in Colonne und in Sturmschritt die Oesterreicher verfolgend, erreichten sie die Brücke, darauf zählend, sie zugleich mit ihnen zu überschreiten. Allein plötzlich stürzte die Mitte der Brücke zwischen den Brüstungen zusammen, so daß die streitenden Theile durch eine unerwartete Kluft getrennt waren; durch eine 30 Fuß breite Oeffnung war der Strom in der Tiefe des Abgrundes sichtbar und die Colonne der Grenadiere genöthigt, Halt zu machen und unter dem mörderischen Feuer des jenseitigen Ufers sich zurückzuziehen. Die französischen Pioniere waren aber in der Nacht nicht unthätig, sondern stellten die Brücke durch übergelegte Balken und Bretter nothdürftig her und am nächsten Morgen drangen die Franzosen durch das Urnerloch in das Urserenthal vor. Nochmals wurde die Teufelsbrücke Kriegsschauplatz, als im September Suwarow, der Sieger von Novi, aus Italien mit einer Armee von 25,000 Mann und mit 5000 Pferden über den Gotthard in's Urserenthal kam. Die Franzosen hatten die Passage des Urnerlochs unwegsam gemacht und die Teufelsbrücke abgebrochen. Das vorderste russische Bataillon wurde am Urnerloch aufgerieben und die Reuß trug viele Leichen härtiger Krieger mit sich fort. Da befahl Suwarow seinen Soldaten den Feind zu umgehen; sie stiegen einen jähren Abhang hinab, wateten durch den tosenden Fluß, der ihnen bis an die Brust ging und erstürmten die Felsen am andern Ufer. Die Brücke wurde für das augenblickliche Bedürfniß wiederhergestellt und die Russen rückten am Abend des 25. September in Wasen ein.

Hospenthal.

Zu der wildschönen Schöllenen bildet das liebliche Ursernthal einen starken Contrast. Das Thal wird auch dem gefallen, der vom Gotthard oder von der Furka herabkommt, aber er fühlt sich nicht wie durch einen Zauber in eine andere Welt versetzt. Diesen Eindruck hat nur, wer aus dem Urnerloch heraustritt und den weiten grünen Thalgrund erblickt, der von dem klaren Strome im ruhigen Zeitmaß durchzogen wird, und wem das freundliche Andermatt zur Einfuhr winkt. Das Thal soll in vorgeschichtlicher Zeit ein großer Bergsee gewesen sein, der dann nach der Schöllenen abgeflossen ist und einen zum üppigen Grasswuchs geeigneten Boden zurückließ. Es ist auch ein alter Glaube, daß das Hochthal ehemals sehr waldbereich gewesen sei, was doch wohl nur von den Bergabhängen umher, nicht von der Thalsohle selbst angenommen werden kann, und auch in Betreff der Bergabhänge mag die Vorstellung übertrieben sein. Der Wunsch mehr Holz zu besitzen, dessen sie sehr bedürftig waren, führte die Thalbewohner zu dem Glauben, es sei einst ganz anders gewesen und brachte auch die Mähr hervor, daß einmal ein fahrender Schüler die Thalleute um ihr stilles Glück beneidet und sie durch Zauber und Brand um alles Gehölz gebracht habe. Die Thalleute tragen aber ohne Zweifel hier wie in anderen Hochthälern der Schweiz den größten Theil der Schuld, indem sie sorglos mit dem Walde umgingen und dachten, der wachse von selbst wieder. Dann kamen aber noch, am Ende des vorigen Jahrhunderts, die Franzosen und andere Kriegshorden und verkleinerten den am Abhange des besirnten Gurschen oder St. Annabergs liegenden Bannwald, welcher für Andermatt als Schutzwehr gegen die Lawinen eine Lebensbedingung ist. Es hat schon einmal, im vorigen Jahrhundert oder früher, ein anderes Andermatt, das am Fuße des Kirchberges (Kilcherberges) stand, der Lawinengefahr weichen müssen. Gleich nach dem Eintritt in's Thal sieht man zur Linken eine alte verlassene Pfarrkirche mit einigen verwitterten Hütten und Ställen. Das ist der Ueberrest des alten Andermatt, dessen Bewohner, weil ihr Schutzwald zum Unterhalt der „stäubenden“ Brücke sehr in Anspruch genommen und dann durch eine Lawine ganz vernichtet war, ihr

Dorf an der jetzigen Stelle wieder aufrichteten. Bei dem weiteren Gange durch das Thal nach Realp zu sieht man noch manche Spuren von Lawinstürzen und wer an einem lachenden Sommermorgen im Ursernthal sich wie im Paradiese fühlt, wird durch dergleichen daran erinnert, daß die Zeit des ungetrübten Paradieses vorüber ist.

Das von Nordost nach Südwest sich ziehende Ursernthal hat in der Ebene eine Länge von 3 Stunden, rechnet man aber die Strecke aufwärts bis zur Furka hinzu, so kommen gegen 6 Stunden heraus.

Das schon in einer Höhe von 1444 M. liegende Andermatt ist durch neue Kunststraßen jetzt mehr in den Weltverkehr gezogen und eine wichtige Station für verschiedene Bergübergänge geworden. Ein Weg führt nach Rom, oder zunächst über den Gotthard nach Airolo in Tessin; ein anderer über die Furka in's Wallis oder auch mittelst der Grimsel in's Berner Haslithal; eine neue Straße läßt jetzt leichter als früher die lange Strecke über die Oberalp nach Disentis und weiter in's Bündnerland überwinden.

Befolgen wir den Weg durch das Thal, um über den Gotthard in's Tessin zu kommen oder auf die Furka, so haben wir den zweiten Hauptort des Bezirks Ursern Hospenthal zu passiren. Der Name dieses etwas höher als Andermatt gelegenen Dorfes mit 427 Einwohnern wurde früher auch Ospenthal gesprochen und geschrieben, aber richtiger ist Hospenthal und endlich Hospital, wie Göthe regelmäßig schrieb. Aus dieser letzteren Form ist die ursprüngliche Bedeutung des Ortes zu erkennen oder doch, daß es hier schon früh ein Fremdenhaus (domus hospitalis), namentlich für die Pilger gab. Aus noch älterer Zeit ist der auf einem Hügel stehende feste Thurm, dessen Erbauung man den Langobarden zuschreibt. Bis 1710 war der Thurm mit einer Ringmauer umgeben und er mag einst eine große militärische Bedeutung durch seine Lage gehabt haben. Nach der Langobardenzeit diente der Thurm noch als Sitz der über Ursern gesetzten Reichsräthe; als aber das Thal Ursern 1410 durch Landrecht mit Uri verbunden war, hörte auch diese Bestimmung auf und es ist beglaubigt, daß der Thurm schon 1455 im Eigenthum eines Landmanns,



H. Jansz del.

Stich u. Druck v. J. L. Kuchwühl in Sonaburg.

BRALP
CT. FRI.

Verlag von Chr. Keuß in Basel.



Walter Meyer von Uri war, der ihn nebst dem Hügel, auf welchem er steht, für einen Ochsen an Jenni Schwitten von Urfern verkaufte.

Ein freundliches Alpendorf ist Hospenthal nicht, aber es ist belebt durch den Verkehr über den Gott-

hard und auf der neuen Straße zur Furka. Daher sind auch die stattlichsten Häuser des Orts Gasthäuser und in dieser Hinsicht kann man Hospenthal hospitabel nennen.

Gen. Realp.

Der Bezirk Urfern hat vier Gemeinden: Andermatt, Hospenthal, Zumborf und Realp. Die beiden ersteren kennen wir bereits, auf dem Wege gen Realp machen wir die Bekanntschaft der Gemeinde „zum Dorf“, die auf den Namen einer Dorfschaft kaum Anspruch machen kann, aber eben durch ihre Kleinheit eine Wertwürdigkeit ist. Einer kleinen Stadt pflegt man wohl das Compliment zu machen, sie sei mit nichten die kleinste unter den Töchtern Israels, bei Zumborf kann man das Compliment nicht anwenden, denn es ist doch wohl das kleinste Dörflein des Schweizerlandes. Bei der Volkszählung von 1860 ist es mit seinen zwei Wohnhäusern als eigne Gemeinde in die Berechnung gezogen mit einer „Gesamtzahl der gezählten Personen, inbegriffen die am Zählungstage vorübergehend Abwesenden“ und da ergab sich eine Gesamtzahl von 13 Personen, 5 männlichen, 8 weiblichen Geschlechts. Von den 13 Personen sind 9 ledig, 4 Ehegatten. Zumborf hat eine Kapelle und einen Kaplan, der zugleich Schulmeister ist und bei der Uebersichtlichkeit seiner Heerde kann seine Seelsorge sehr eindringlich und sein Unterricht recht individuell sein. Die Lage des kleinen Ortes ist sehr gefährlich. Im Jahre 1828 drohte eine Rufe ihn zu vernichten und seitdem haben in jedem Jahre wilde Bergwasser und Lawinen die Bewohner in Sorge gebracht. Dem Auge des Wanderers freilich kann es gefallen, wenn er sieht, wie hier von beiden Seiten die Bäche vom Gebirge herabstürzen, um sich mit der Neufz zu verbinden und wie hoch oben über den grünen Matten der blendendweiße Mattengletscher sich erhebt.

Größer als Zumborf, aber doch in bescheidener Größe liegt Realp, etwas höher hinauf auf dem Wege zur Furka, an der neuen großen Fahrstraße, welche die äußersten Enden des Neufzthals und des Rhonethals, Hospenthal und Oberwald in Wallis, mit einander

verbindet. Diese neue Straße ist, namentlich in militärischer Beziehung, um so wichtiger, weil sich als zweite Hälfte an sie anschließt die ebenfalls neue Fahrstraße, die Oberalpstraße, von Andermatt nach Dissentis, so daß jetzt in bequemer Weise das Rhonethal, das Neufzthal und das Rheinthal mit einander verbunden sind. Die Länge der Furkastraße von Hospenthal bis Oberwald beträgt 36 Kilometer in einer ziemlich gleichen Vertheilung auf die Cantone Uri und Wallis. Bis Realp hält die Straße sich an den Lauf der Neufz und steigt nur wenig an. Mag man fahren oder gehen, so hat der Weg gen Realp nicht viel Abwechslung und die Scenerie der Landschaft ist durchaus nicht reich, aber recht monoton wird die Gegend erst später.

Realp hatte bei der letzten Volkszählung in 13 Wohnhäusern merkwürdiger Weise 229 Einwohner. Wenn die Zahl 13 nicht auf einem Druckfehler beruht, was sich für den offiziellen Bericht nicht annehmen läßt, so haben wir in diesen Zahlen ein für eine Dorfgemeinde seltenes Verhältniß. Aus der Geschichte des hochgelegenen (1542 M.) Realps erfahren wir, daß es 1733 fast ganz von Lawinen zu Grunde gerichtet wurde, reichlich ein Jahrhundert später durch eine Feuerbrunst. Nach diesem letzten Unglück hätten die Realper ihre Stätte nicht wieder aufbauen können, wenn nicht durch eine in der ganzen Schweiz veranstaltete Collecte geholfen wäre.

Realp hatte schon vor 1500 eine Kapelle, aber ohne einen ständigen Kaplan, den sich dann die Gemeinde beim päpstlichen Legaten in der Schweiz durch die dadurch motivirte Bitte auszuwirken suchte, daß das Dorf einen großen Theil des Jahres durch Schneemassen von der Mutterkirche im Thal abgeschieden sei. Das gab aber vorerst einen Streit mit dem Vorstande der Pfarrkirche im Thal, welche durch die Gewährung

der Bitte beeinträchtigt zu werden schien. Der Streit wurde schiefsrichterlich geschlichtet: die Realper dürften sich einen eignen Kaplan halten, denselben bewidmen und behausen; derselbe habe sich mit Gottesdienst und den heiligen Sacra ehrerbietiglich zu versehen; an den vier hochzeitlichen Tagen aber, Weihnacht, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt, sollten die Bergleute von Realp die Mutterkirche besuchen, Zehnten und Opfer dort entrichten, dort sollten sie die Osterscommunion empfangen und die männlichen Kinder wären dort zu taufen; an der Prozession am Feste des H. Columbanus hätten die Realper Theil zu nehmen und überhaupt hilfreiche Hand und Beistuern zu bieten für die Unterhaltung der Kirche und Gotteszierden zu Andermatt.

Ein wichtiges Ereigniß in der Kirchengeschichte Realps war die Errichtung eines Kapuziner-Hospizes im Jahre 1735, also kurz nachdem das kleine Bergdorf von Lawinen arg mitgenommen war. Dieses kirchengeschichtliche Ereigniß hat aber eine weltliche Seite, die ein sehr allgemeines Interesse gewonnen hat. Nicht nur hatten die hieher beordneten Kapuziner das Pfarramt zu besorgen, sondern das Hospiz war bis zur Neuzeit das einzige Gasthaus des Ortes und hat sich als solches in der Touristenwelt eine gewisse Berühmtheit erworben. Göthe kam im November 1779 mit dem Herzog von Weimar aus dem Wallis über die Furka dahin und seine Schilderung hat ohne Zweifel dem Hause manche Einkehr angesehener Reisenden zugewendet. Göthe schreibt: Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen Befehlsboten voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns dann ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir

mit ihnen verlied nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahreszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefel auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens mußten wir, sagte er, in Geduld sehen, indem sie in ihren langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauerten. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seien, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sei sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelawine einen Theil des Dorfes bedeckte, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe.

So wie Göthe es hier fand, ist es fast unverändert bis heute geblieben. Der Winter dauert in Realp acht Monate und die Lawinen donnern herab wie vordem. Ein Kapuziner besorgt das Pfarramt und die Gastwirthschaft. In ersterer Beziehung ist er ohne Concurrenz und duldet nicht, daß seine Heerde vom rechten Wege abirre; in der wirthschaftlichen Beziehung hat er aber den Kummer, daß manche Reisende sich zum modernen Hotel des Alpes verirren, das ihm für Realp wie eine Anomalie vorkommt. Es gibt aber doch noch conservative Reisende, welche dem braunen Häuschen und dem braunen Pater nicht vorbeigehen.



Zeich. Stich. u. Druck v. J.L. Fuetschli in Lenzburg

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

PARTIE AM RHONEGLETSCHER.
CANT. WALLIS.



Der Rhonegletscher.

Einsam und immer einsamer wird der Weg von Nealp zur Furka; nicht ein Baum ladet unter seinen Schatten, nirgends ist eine Spur, daß Menschen es sich hier wohnlich gemacht haben. Von der Fuchsegg schaut man noch einmal hinab in's Ursernthal und dieses heimelt an wegen und im Gegensatz zu der Dede, in die man aufsteigt, ohne doch schon von der hehren Pracht des Hochgebirges umfassen zu sein. Die Botaniker können es freilich nicht zugestehen, daß diese Gegend öde sei, die ihnen ein großer Garten ist. Um die Neuß bilden zu helfen oder zu mehren sieht man von zwei fernen Gletschern den Tiefenbach und den Siebelbach herabkommen und bizarre Bergformen ziehen für Augenblicke das Auge an. Aber wir streben rasch zur Furka hinan und kommen zum Bewußtsein der Berghöhe, denn greifbarer Schnee liegt am Wege, grau und schmutzig zwar und so ganz anders als die blendendweißen Schneelager der Höhe von unten erscheinen. Auch rother Schnee soll bisweilen an der Furka zu finden sein und die Sage gibt davon eine andere Erklärung als die Naturforschung. Ein bekannter Reiseschriftsteller früherer Zeit, der Berner J. R. Wyß meldet, man treffe hier bisweilen Schneeflecken an, die so roth ausfähen als wenn sie mit rothem Wein getränkt wären und zwar nicht bloß auf der Oberfläche, sondern tiefer hinab. Die Landleute sagten früher, das komme von den Seelen trunkliebender Säumer, welche im Leben mit Saumrossen italienischen Wein über den Berg holten und oft durch Untreue oder Fahrlässigkeit ihn unterwegs mindern ließen. Dafür müßten sie jetzt in diesem öden Schnee büßen und große Noth leiden von wegen ihrem Durst und Verlangen nach solchem Wein. Wer ihnen barmherzig eine Spende weiße und von dem edlen Nebensaft einige Tropfen hingieße, dem hülften sie an den gefährlichen und verwirlichen Stellen des Bergpfades.

Ein Säumer hat auch in einer Zwergensage von der benachbarten Grimsel die Hauptrolle.

Mit einem Zug Saumpferde kam ein piemontesischer Säumer über die Grimsel in's Haslithal hinab. Jedes Pferd war mit zwei Lägeln welschen Rothweins beladen. Er hatte sich auf seinem Tagmarsch schon tüchtig bezecht, als ihm auf dem engen, jähem Felsen-

steig des Zuben, zwischen Guttannen und Meyringen, wo das Ausweichen gefährlich wird, das Zwergmännlein Selbthän begegnete. In seiner Trunkenheit war es dem groben Gesellen zu viel, zum Leitroß vorzugehen und es auf die Seite zu lenken; er schwang die langgedrehte Riemenpeitsche und hieb dem armen Zwerge die allerdicksten Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem ganzen Thal zusammenliefen. Dann riefen sie seiner Schwester in die Nothensfluh hinauf: „Lauf, lauf, Rabärben, der Vater will sterben!“ und zogen von Stund an aus dem Haslithal fort. Drei Tage und drei Nächte dauerte ihr Zug über den Grimselpaß. Man hörte sie dabei laut schluchzen. Den Säumer erreichte aber schnell sein Verderben. Bevor er noch den Brienzer-See erreichte, stürzte sein Leitpferd den schlüpfrigen Pfad an der hehlen Platte hinunter und riß die zusammengekoppelten übrigen Saumpferde gleichfalls mit in den Abgrund. Als der Säumer seine ganze Habe verloren sah, stürzte er sich selbst verzweifelt nach. Aber sein Geist muß von nun an „säumen“ bis an den jüngsten Tag. Die Aelpler, welche am Nizlihorn und bei der Handeck wohnen, kennen alle die unsichtbare Sennerei: ein Geschelle von Rossen und Maulthieren, ein Pfeifen, Rufen und Peitschenknallen des Treibers, das oft Nächte lang in einer Strecke von sieben Wegstunden das Thal erfüllt. Oben am Grimselospiz hat man den Welschen gut gekannt und wenn man das Gelärm hörte, sprach man dort vom Sattlerfranz und dem Grimselwelschen. (Nach Rotholz.)

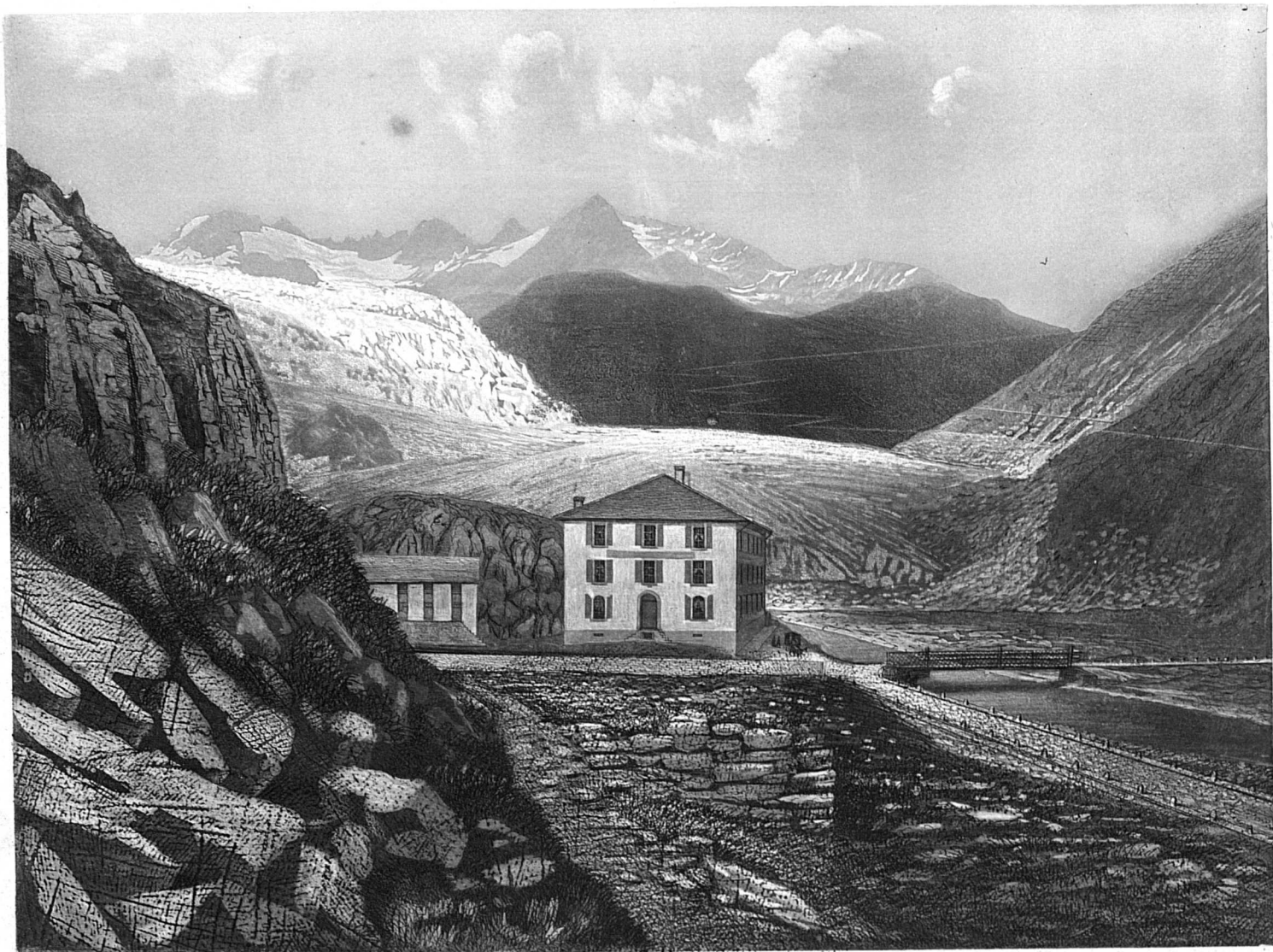
Die Furka, der bekannte Bergübergang (2410 M.) vom Ursernthal in's Oberwallis, hat ihren Namen von beiden Felszacken, zwischen denen der Weg wie zwischen zwei Gabelzinken durchführt. Das lateinische Furca ist gleich Gabel. Da sich solche Paßform oft findet, so ist auch der Name, der schon in das Mittelhochdeutsch aufgenommen wurde, mehr oder weniger rein oft in der Schweiz verwendet, als Forcola in der italienischen Schweiz, bei Zürich als Forch, was denn dem niederländischen Fork sehr nahe kommt. Dem Mittelhochdeutschen entspricht ganz die Form im Berner Oberlande, z. B. Sefinenfurke und Furgge.

Ein hübsches Gasthaus auf der Furka dient jetzt zur Einkehr, auch für die Nacht, wo vor 20 Jahren nur noch eine Hütte ein Obdach bot, und in noch früherer Zeit war auf dem langen Wege von Realp bis an den Rhonegletscher keine Menschenwohnung zu finden und doch wurde der Paß auch im Winter begangen. Selbst Götthe kam mit seinem herzoglichen Freunde im November vom Oberwald über die Furka und seine Beschreibung zeigt, wie mühsam zwar der Gang, wie einsam schön aber in solcher Jahreszeit eine Berglandschaft sein kann. „Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzt ist und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. — Nach viertelhalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. — Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen, er war das einzige Lebende was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Urserner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenem, steinernen und zugeschnitten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen.“

Man befindet sich auf der Furka schon in einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß, aber wenn man um- und aufschaut, beginnt erst das wirkliche Hochgebirge. Südlich steigen die Gipfel des Muthorns empor, dessen Gletscher schon sehr nahe ist; nördlich zeigt sich der größere Koloß des Galenstocks, der in dem Gebiete dieser Wanderung fortan unvermeidlich ist und gewaltig imponirt, von welchem Standpunkte aus man ihn auch erblicken mag. Geht man etwas vorwärts von der Paßhöhe, so faßt das Auge die Gruppe der berner Alpen, welche vom Finsteraarhorn beherrscht wird. Schaue man sie als Gruppe an oder in ihrer Individualität: die Welt hat dergleichen nur einmal. Wir kommen ihnen später näher und verfolgen jetzt unsern Weg abwärts, auf welchem man bald den Rhonegletscher zur Seite hat und ihm so nahe kommt, daß man ihn leicht betreten kann, und wer noch nie den Fuß auf

ein solches Eismeer gesetzt hat, wird hier der ungefährlichen Versuchung kaum widerstehen. In so fern kann man den Rhonegletscher sehr begangen nennen, aber auch nur hier an seinem äußersten Ende, in seiner oberen Region ist er so zerrissen und zerklüftet, es sind dort so gewaltige Eismassen aufgethürmt, daß eine Expedition in die Höhe halbsbrechend wäre. Bisweilen hört man auch das gewaltige Krachen neuer Eispalten und dieses nehme sich wie Donner aus, behaupten die Leute von Oberwald, wenn Menschen, die ihre Tage in zügelloser Leppigkeit verlebt hätten, endlich bei ihrem Tode verdammt würden, hier in der frostigen Behausung des schauerlichen Eispalastes ihre Sünden abzubüßen. Zur Beglaubigung führen sie an, daß einem frommen Geistlichen auf seiner einsamen Wanderung zu dem Gletscher eine solche Seele in der Gestalt eines reizenden Weibes erschienen sei und sich als Marquise zu erkennen gegeben habe, welche 3000 Jahre lang unter einer blauen todeskalten Eiskuppe ihre traurige Wohnung haben müsse. Der Geistliche wollte sich ihrer erbarmen, aber nach der Beichte verschwand die Büßerin mit gräßlichem Getöse in dem Gletscher.

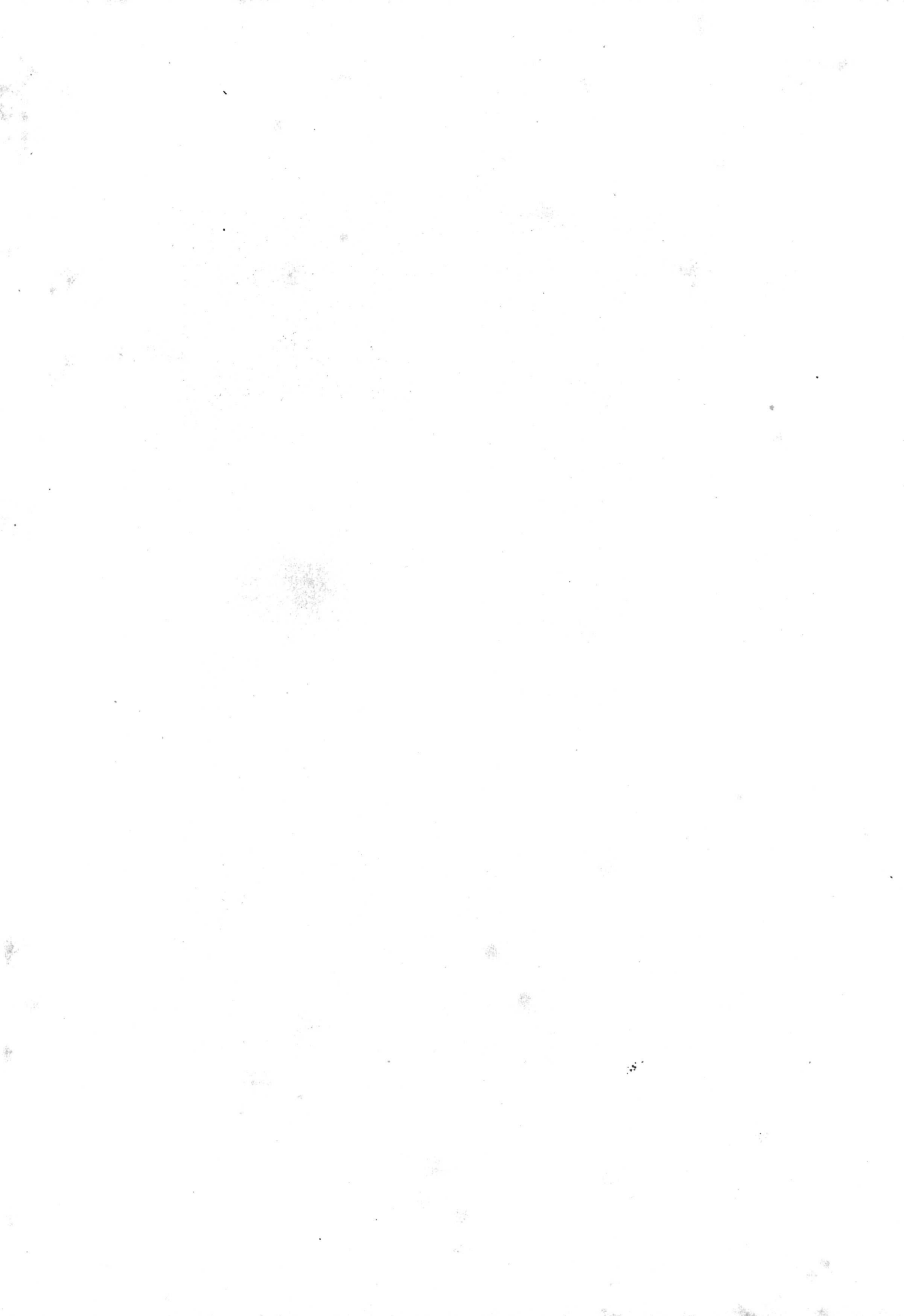
Die Eigenthümlichkeit dieses Gletschers besteht nicht in der Reinheit seines Eises oder der Farbenpracht in der Tiefe seiner Spalten, denn das hat er mit vielen Gletschern gemein, sondern darin, daß man ihn von seinem Fuße aus in seiner merkwürdigen Gestalt weit hin überschauen kann. Man schreibt ihm eine Länge von 6 Stunden zu. In seiner Höhe hängt er mit dem Triftengletscher zusammen. Er ist anfangs flach, wird dann immer zerrissener und einem stürmischen, plötzlich erstarrenden Meere ähnlich und zuletzt streckt er sich wie ein Fächer in's Thal. Der schon erwähnte berner Professor J. R. Wyß sagt: „Unweit von seinem Auslaufe, sobald seine Unterlage abschüssiger wird, fängt er an in die Quere zuerst niedrigere und dann etwas höhere ziemlich regelmäßige Stufen zu bilden; aber nicht lange, so spottet er jedes Zwanges und jedes Gesetzes, zerschründet sich auf das Willkürlichste, zeigt hellblaue und silberne Brüche, zeigt dunkelblaue Klüfte, zeigt blaßgraue Rindenstücke seiner Oberfläche.“ Wenn man von unten hinaufschaut, so ist es, als ob er zum Galenstock und der Galenstock zu ihm gehöre, um ein großes Bildwerk der Eis- und Schneeregion zur Bewunderung auszustellen. Seine Eishürme heben sich gothisch ab vor dem breiten Firmgewölbe des Galenstocks und darüber wölbt sich der blaue Himmelsdom, um die unaussprechliche Farben-



Artistische Anstalt Fuchsühli Lenzburg.

Verlag v Chr. Krusi in Basel.

HÔTEL AM RHODENGLETSCHER.



pracht und den Formenreichtum zu vollenden.

Von unsern beiden dem Rhonegletscher gewidmeten Bildern zeigt das erstere eine Partie an demselben. Es ist Hochsommer und die Landschaft ist von der Sonne beschienen, aber es ist doch eine Winterlandschaft, wenn man hier überhaupt den Namen Landschaft gebrauchen darf, wo man nichts sieht als colossale braune Felsblöcke im Vordergrund, Schnee und Eis in blendender Weiße, so weit das Auge in die Höhe reicht und als Ueberfluß des Gletschers lange, lange Eiszapfen, die von der Felswand herabhängen, um zu verkünden, daß hier der Winter eine ewige Herrschaft habe,

Doch wunderbar im Sonnenscheine,
In Gelb und Blau und Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So flammt und flimmert hier das Eis.

Aber nicht wie auf dem Gletscher ist das animalische Leben nur durch den von den Naturforschern geliebten Gletscherfloh (*Desoria glacialis*) repräsentirt, sondern in gemüthlicher Tête à tête unterhalten sich zwei Murmeltis über das Thema „Auf den Bergen ist Freiheit“ und preisen sich glücklich, daß sie in einer Zone leben, in welcher die Sonne nicht sengt und brennt, sondern nur die prächtige Bergwelt vergoldet, und daß ihnen die Vorsehung ein Glück gewährt hat, um welches sie von den Menschen, die sich doch die Herren der Schöpfung nennen, beneidet werden, das Glück durch einen langen Schlaf über die schlimme Winterzeit wegzukommen. Von einem Murmeltiere in der Freiheit unendlich verschieden sind die armen Thierchen, welche als Ernährer der faulen Savoyarden umhergetragen werden. Ein solches Thierchen ist jung in eine Falle gerathen und ist zahm geworden d. h. aus dem Naturzustande herausgerissen ist es in seiner Entwicklung gehemmt, ist klein geblieben und abgemagert; mit blöden Augen schaut es die gaffenden Menschen an und bittet um Mitleid. Tschudi hat in seinem „Thierleben der Alpenwelt“ ein reizendes Bild aus dem Leben der Alpenmurmeltiere in der Sommerzeit entworfen. „Alles, was sie fressen, genießen sie auf den Hinterbeinen sitzend; mit ihren scharfen, orangefarbenen Zähnen beißen sie das kürzeste Gras schnell ab, trinken schnell, aber viel auf einmal, besonders Milch, wobei sie stark schmatzen und wie die Hühner bei jedem Schluck den Kopf aufrichten. Ihr Sommerleben ist sehr kurzweilig. Mit Anbruch des Tages kommen zuerst die Alten aus der Röhre, strecken

vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam ganz hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden dann eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen stundenlang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig mit einander. Alle Augenblicke sehen sie sich um und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das Erste, das etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase, die Uebrigen wiederholen es theilweise und im Nu sind alle verschwunden. Bei mehreren Thierchen hat man statt des Pfeifens ein lautes Klaffen gehört, woher wahrscheinlich der Name „Mistbellerli“ (im Wallis) kommt. Ob sie aber überhaupt eigene Wachen ausstellen, wie die Gemsen, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit sichert sie mehr vor der Gefahr, bemerkt zu werden, und ihr Auge, besonders aber ihr Ohr und Geruch, ist sehr scharf. Nur selten und in der Regel erst nach stundenlangem Abpassen bei der Höhle gelingt es dem Jäger, sie zu überlisten und eins zu schießen. Viele aber werden gegen Winteranfang ausgegraben oder auch den Sommer über in Schlagfallen abgefangen, ein leider nur zu sicheres und ergiebiges Jagdmittel, das die Zahl der Murmeltiere alljährlich stark vermindert.“ Abgesehen von diesen Mitteln ist die Jagd auf Murmeltiere in der Schweiz wenig ergiebig, dabei mühsam und nicht ohne Gefahr. Wenn der Schuß das Thier nur verwundet hat, so rafft es seine Kräfte zusammen und verkrücht sich in das Innere seines Bau's, in seine „Höhle tief und still, wo es im Dunkeln einsam sterben will“. Ihm dahin zu folgen, kann für den Jäger sehr gefährlich werden, wie eine mehrfach, auch von Tschudi, erzählte Geschichte zeigt. Zwei Jäger aus dem Canton Genf, Carlier und sein erwachsener Sohn waren im November 1852 an den Gletschern von Argentières auf der Marmotenjagd. Der Vater versucht in eine Höhle hineinzufrischen, als plötzlich das lockere Gestein über ihm zusammenbricht und den auf dem Bauche Liegenden verschüttet. Um den Vater zu retten, kriecht der Sohn nach und sucht die Höhle zu erweitern. Da bedeckt ein neuer Bergbruch beide und nachdem sie lange vergeblich bemüht gewesen sind, aus dem Gerölle und Steinschutt sich herauszuarbeiten, gibt der stark gequetschte Sohn, auf dem Rücken des Vaters liegend,

den Geist auf. Drei bange, furchtbare Tage liegt der Vater unter der Leiche des Sohnes, da endlich finden ihn nachgeschickte Leute und graben ihn heraus, aber er überlebte die Rettung nur einige Stunden.

Man hört jetzt oft den sehr berechtigten Wunsch nach Schonung dieses so interessanten Alpenthiers und hie und da hat man auch in der Verfolgung nachgelassen z. B. bei Pontresina, was schon die Folge hat, daß sie dort nicht mehr so scheu sind und dem Wanderer die Freude gewähren ihre Bewegungen im Freien beobachten zu können. In unvernünftiger Weise hat man bis zur Neuzeit manches Thier in die Klasse der schädlichen Thiere gebracht, das den Schutz der Menschen verdiente, das harmlose Murmeli hat noch Niemand schädlich nennen können und doch ist es so grausam verfolgt worden. Dagegen sollten die Naturforscher im Concert ihre Stimmen erheben, denn wie wichtig auch von Buffon an die Beobachtung des wachen Lebens und des Winterschlafes dieser Thierart erschienen ist, sehr Vieles ist an ihnen noch nicht aufgeklärt.

Die Marmotten leben in so fern vornehm als sie eigene Sommerwohnungen und eigene Winterwohnungen haben. Jene liegen höher hinauf im Gebirge und dienen nur einzelnen Paaren oder doch wenigen Tausenden zum Aufenthalt, in den geräumigen Winterwohnungen finden sich die größeren Familien zusammen. Um die Höhle, welche für den Winter gewählt wird, zweckdienlich zu machen, wird weggebrochen, gegraben und gemauert und der Hauptraum im Hintergrunde wird ganz mit einer Decke des weichsten Heues belegt. Schon im August fangen sie an Gras abzubeißen und zu trocknen und ohne Zweifel tragen sie das Heu im Maul zur Höhle; aber schon aus dem Alterthum stammt eine Fabel von ihrer sonderbaren Heuernte. Ein Thier soll sich auf den Rücken legen und seine vier Beine in die Höhe strecken, ein anderes bedeckt dann den Bauch mit Heu, das von den vier Pfoten festgehalten wird. Wenn die Ladung vollständig ist, faßt der Auflader den Schwanz des Beladenen in's Maul und zieht den seltsamen Schlitten hinab bis zur Höhle, wo dann beide das Heu hineintragen. Beim Eintritt des Winters wird der Eingang zur Höhle von innen vermauert und verstopft und die Genossenschaft legt sich zum langen Winterschlaf von wenigstens 7 Monaten auf das weiche Bett. Ziemlich allgemein ist angenommen, daß das eingetragene Heu lediglich

als Lager diene, nicht als Nahrung, deren diese Thiere während ihrer Erstarrung nicht bedürfen. Wenn es auch sonst heißt, der Schlaf sei der Bruder des Todes, so ist das von einem solchen Winterschlaf im höchsten Grade wahr. Den Kopf am Schwanz liegen die Thiere Monate lang, so viel wir wissen, unbeweglich da, um zu einem neuen Leben zu erwachen, wenn ein neuer Frühling zur Alpenwelt heraufzieht.

Unser zweites Bild führt an das äußerste Ende des Rhonegletschers und den sichtbaren Anfang der Rhone. Vom Gletscher ist die Thalfläche „im Gletsch“ benannt, wie auch das kleinere im Jahre 1831 erbaute Wirthshaus diesen Namen führt. Schon Göthe ließ sich 1779 erzählen, daß der Gletscher hier unten sei verschiedenen Jahren abgenommen habe und das ist auch fortan geschehen, obwohl nicht im großen Maße. Die Verlichkeit des Ursprungs der Rhone war schon im frühen Alterthum nicht ganz unbekannt. Johannes von Müller hat in seiner Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft (I, 2.) neben anderen Notizen aus den alten Classikern auch den Ausspruch des Dichters Apollonius von Rhodos angeführt, wie „aus dem allerheimlichsten Winkel der Erde, von den Pforten und aus den Wohnungen ewiger Nacht, der Fluß Rhodan seine Fluthen in stürmische Seen wälze, längshin an dem traurigen Lande der Kelten“.

Wenn man das weißliche Gletscherwasser aus den Eishöhlen herausströmen sieht, so wird man geneigt sein diesen Strom für den Anfang der Rhone zu halten, aber das ist nach der Untersuchung de Saussure's nicht richtig, sondern der Fluß hat seine drei Quellen am Fuße der Furka, abseits des Gletschers. Nachdem die drei Quellen sich vereinigt haben, fließen sie neben dem Gletscher auf dessen Ende zu und erhalten dann von dem Gletscherwasser im Sommer einen bedeutenden Zuwachs, ohne daß aber sogleich eine vollständige Vermischung der in Farbe und Temperatur sehr verschiedenen Wasser eintritt. Das Wasser der Rhonequellen ist viel wärmer als das Gletscherwasser; nach Saussure's Messung hat es bei seinem Ursprunge eine regelmäßige Wärme von $13\frac{1}{2}$ Grad und einen leichten Schwefelgeschmack. Daß die Quelle des Flusses nicht im Gletscher liege, wissen auch die Anwohner sehr gut, da sie sehen, daß im Winter der Gletscherbach oft ganz zu fließen aufhört. Man hat sogar den Namen Rhone und Rhodanus oder vielmehr das im Volksmunde gebräuchliche „Rotten“ von dem rothen Schwe-



H. Jenay del.

Stich u. Druck v. J. L. Büchlin in Leuzburg

GRIMSEL
GT. BERN.

Verlag von Chr. Krüsi in Basel.



felsätze der Quellen ableiten wollten, aber nicht nur ist dieses Noth dem gewöhnlichen Auge gar nicht sichtbar,

sondern auch wenn dieses der Fall wäre, würde man deshalb im Schweizerdialect nicht „Rotten“ sagen.

Die Grimsel.

Die neue Furkastraße ist verlängert bis nach Oberwald im Oberwallis. Die junge Rhone lockt uns mit ihr diese Richtung einzuschlagen, aber unser Compaß weist hinüber in den Canton Bern und da haben wir einen der berühmtesten Bergpässe der Schweiz, den Grimselpaß zu überschreiten.

Der Weg führt hinauf zur Mayenwand, einer etwas steilen Berghalbe. Allgemein wundert man sich jetzt, wie die Mayenwand früher als gefährlich hat gelten können. Waren es die Führer, zu deren Kunststücken es gehört den Touristen und Touristinnen einzubilden als hätten diese etwas Besonderes geleistet? Haben die Führer diese Partie des Grimselpasses in den Ruf der Gefährlichkeit gebracht? Die Hauptschuld tragen wohl die einst vielgelesenen Briefe über die Schweiz vom Hofrath Meiners. Er hat sich in vielen Dingen geirrt, aber wir haben kein Recht ihm absichtliche Uebertreibung vorzuwerfen, wollen daher annehmen, er sei unter schlechter Führung irre gegangen und habe im Nebel seinen Weg gesucht. Im Gegensatz zu dem Graus, den die Mayenwand eben gar nicht hat, ist sie aber auch für den Nicht-Botaniker nicht so paradießisch als man nach den Neußerungen in Reisebüchern der Neuzeit annehmen könnte. Wegen der Debe umher und besonders wegen der Vegetationsleere aufwärts überraschen die Alpenrosen und andere Blümlein an der Mayenwand und daher hat sie auch ihren Namen, der im Volksmunde Mayewang (Mayenwang) lautet, was nicht etwa eine Corruption ist, sondern das Ursprüngliche, an dessen Stelle in der Schriftsprache Mayenwand trat. Wang, synonym mit Halbe, ist in der Oberländersprache, wie J. N. Wyl angibt, die abhängige Seitenfläche eines Berges, zumal wenn sie mit Gras und Blumen (mit Mayen) bewachsen ist.

Mit der Paßhöhe (2165 M.) an der Hauseck hat man eine Welt erreicht, wie sie schon der ewige Jude fand als er zum dritten Mal hieher kam (s. oben S. 10). Felsstrümmen von allen Größen stehen und liegen umher und braune Moose, welche daran kleben, bilden die Vegetation. In träger Ruhe liegt der

Todtensee, der nicht dazu beiträgt die Gegend zu erheitern, sondern sie nur noch unheimlicher macht. Das Auge des Bergsteigers wendet sich lieber zum nahen (kleinen) Siedelhorn (2766 M.), dem „Prüfstein des Ehrgeizes der Grimseltouristen“, dessen Spitze in vier Stunden zu erreichen ist; ohne Mühe freilich nicht, denn es führt kein Rigiweg hinauf, aber die Mühe wird reichlich belohnt, wie meine Gewährsmänner sagen. Mir war es leider nicht beschieden hinaufzukommen, obgleich ich drei Tage auf und bei der Grimsel verweilte. Wir hatten einen Tag zum Ausruhen, einen für den untern Aargletscher und einen für das Siedelhorn bestimmt. Das Ausruhen machte keine Schwierigkeit, der Tag für die Gletscher-Expedition war „glanzig“, aber der Tag für das Siedelhorn blieb grau und abermals grau. Das war ein Reise-schmerz, wie man ihn freilich oft genug mitnehmen muß wenn man zum hohen Streben sich anschickt, und in diesem Fall war der Schmerz um so größer, da ich gehofft hatte, all das Schöne dort zu finden, was Carl Vogt in seinem Buche „Im Gebirg und auf den Gletschern“ (1843) so anziehend geschildert hatte. Er berichtet: „Eine italienische Sonne sandte ihre wärmsten Strahlen auf uns herab. Den tiefblauen Himmel trübte kein Wölkchen. In der weitesten Ferne zeichneten sich scharf und klar die starre Nadel des Matterhorns, die hohen Kämme des Monte Rosa und der Dent d'Erlon an dem dunklen Horizonte ab. Zu unsern Füßen lag das Wallis, von dem Silberfaden der Rhone durchschlängelt, mit den hellgrünen Gehängen seiner Alpenweiden, umsäumt von düsteren Gärten niedriger Bergtannen und gekrönt von den vielen namenlosen Hörnern, welche in weitem Kreise das Plateau des Griesgletschers umgeben, des merkwürdigen Gletschers, der auf beiden Seiten eines Sattels sich hinabsenkt, hier nach der kalten Schweiz, dort nach den warmen Gefilden Italiens. Wir glaubten sie sehen zu können, die blühenden Thäler jenseits, glaubten die Schellen der Maulthirre zu hören, welche hinüberzogen auf eisigem Pfade. — Uns im Angesicht

glänzten die Schneehalden des riesigen Galenstocks, die sich hinabsenken zu dem bläulichen Rhonegletscher, der anfangs wild zerrissen, dann in sanftem Gehänge abwärts steigend, wie ein Fächer das Wallisthal schließt, nur zur Seite einen geringen Paß lassend nach der Furka und dem Hochthale von Urfern. Auf der dem Galenstocke entgegengesetzten Seite aber dräuen in finsterner Nähe die gigantischen Massen der Narghörner, Ober-, Finster- und Lauteraarhorn, von deren Gipfeln die Eismassen der beiden Narggletscher wie zwei gewaltige Ströme sich zu Thal senken. Und die zerrissene Thalschlucht zur Linken, in deren Sohle kaum dein Auge hinabdringt, ist es nicht das Hasli? Siehst du nicht dort den Saumpfad und zur Seite die langen Firsten der Gelmehörner und des Nägelsgrättli, mit ihren glänzenden Gletschern, wie sie sich in weitem Kreise herumziehen gegen den Grimselpaß hin, und den Todtensee zu deinen Füßen auf ihrem Rücken tragen?" Mit derselben Meisterschaft, wohl noch schöner, hat aber Vogt Abend und Nacht im Gewitter auf dem Gipfel des Siedelhorns geschildert. Man war mit dem Bau der einfachsten Hütte noch nicht fertig als das Unwetter heraufzog. Das Wallis liegt noch in sonniger Klarheit; „durch das Hasli aber toben die lustigen Vorläufer des Gewitters und jagen dichtgeballte Dunstmassen über den Todtensee und die Mayenwand, um sie hinabzustürzen über die steilen Gehänge in das Rhonethal. Welch einziges Schauspiel! Dort, hinter den Schreckhörnern und dem Finsteraarhorn, die dunkle Wolkenwand, auf der die hellen Schneehäupter sich abzeichnen wie riesige Schatten; scheinbare Ruhe, aber innen gährt es und zuweilen zerreißen mächtige Blitze das Dunkel und das Echo des Gebirges zaucht tausendstimmig den grausen Lichterscheinungen nach. Hier, im Hasli, belebtes Gewühle! Eine Nebelmasse thürmt sich auf die andere, wie Meereswogen branden sie an den felsigen Stirnen der Berge, mit pfeifendem Sausen gleiten sie über die Lücke des Grimselpasses hinüber nach dem sonnigen Wallis und verschwinden wie durch einen Zauberschlag, sobald sie seine Grenze überschritten. Seht! sie verschwimmen in der Luft wie Geister nach Mitternacht. Leichte Flöckchen nur bleiben von den schweren Massen, die sich herübergewälzt und auch diese werden zerstreut und auf dem raschen Fluge nach Italien hinüber von den zerstörenden Mächten ereilt und vernichtet.“

Fast 300 M. unter der Paßhöhe liegt das Grimselhospital, das weder an sich noch in seiner Ge-

schichte poetisch ist, aber diese Geschichte ist doch reich, auch an tragischen Momenten. Es wird behauptet, die Grimsel sei früher, wie St. Bernhard und St. Gotthard ein Kloster gewesen; die Mönche hätten die Reisenden beherbergt und dafür das Recht gehabt in mehreren Schweizercantonen eine jährliche Collecte zu erheben. Zur Reformationszeit seien die Mönche vertrieben worden und durch einen Verwalter ersetzt, der, wie seine Vorgänger arme Reisende beherbergen mußte und dafür collectiren durfte. Für diese Angabe scheint der Name „Grimselhospital“ zu sprechen, aber eine wirkliche Beglaubigung derselben habe ich nirgends gefunden. Nachweisbar wurde im Jahre 1557 in dieser rauhen Steingegend von der Landschaft Oberhasle ein Hospitium gegründet, nicht mit geistlichem Zuschnitt aber eben so wenig in der Hoffnung damit eine Wirthshaus speculation zu machen. Lediglich das Bedürfniß die Verbindung des Thales mit dem Wallis und mit Uri so viel als möglich das ganze Jahr hindurch zu unterhalten, rief die Einrichtung hervor. Der Spittler hatte die Verpflichtung den Pfad für Menschen und Saumthiere nach Kräften offen zu halten und erhob dafür einen Zoll von den Passanten, denen es denn auch sehr willkommen war hier ein Obdach und einige Beköstigung zu finden. Als der Verkehr größer wurde, gab, wer es vermochte, dafür eine billige Entschädigung, während die Armen ein Nachtlager und das Nothwendige an Speise und Trank umsonst hatten, und als es sich immer mehr herausstellte, wie zweckmäßig die Einrichtung nicht bloß für das Haslithal, sondern eben so sehr für Wallis und Uri und weiter hinaus für andere Theile der Schweiz sei, erhielt der Spittler das Recht im Winter in der ganzen Schweiz eine Collecte zu machen, was sich bis zur Neuzeit erhalten hat.

Das Gebäude des Hospizes war klein und blieb es noch lange, wie wir aus der Schilderung von Meiners entnehmen können, der im Jahre 1788 hinauf kam. Er schreibt darüber: „Noch vor wenigen Jahren war die Wohnung des Spitalmeisters so enge und wegen ihrer Eingeschränktheit so unreinlich, daß die Reisenden sich nicht ohne Ekel darin aufhalten konnten und meistens genöthigt wurden, ihr Nachtlager auf dem Heuboden zu suchen. Um den gerechten Beschwerden der Fremden abzuwehren, hat der Stand Bern das Spital erweitern, zwei neue Zimmer anbauen und diese mit vier Betten versehen lassen. Man kann von den Betten eher sagen, daß sie reinlich als von den Möbeln, daß sie bequem sind; denn sie bestehen bloß

in zween hölzernen Tischen, um welche an beiden Seiten niedrige hölzerne Bänke herlaufen. Der Boden des größeren Zimmers hat ungefähr in der Mitte eine Oeffnung, die einen guten Schuh in's Gevierte hat und bloß mit einem Brett bedeckt ist. Durch diese Oeffnung kann der Spitalmeister stets sehen, was in seinem Schaf- und Ziegenstall vorgeht, der grade unter dem Zimmer ist. Durch eben diese Oeffnung aber bringt der widerliche Geruch herauf, der vorzüglich beim Eintritt in die größere Stube auffallend ist.“ Ueber die Beköstigung äußert er sich zufriedener: der Käse, die Butter und die Milch, die auf der Grimsel bereitet oder gewonnen würden, seien so kräftig und schmackhaft als in irgend einer andern Berggegend der ganzen Schweiz. Diese Alpen-Producte und dann recht gutes Brot seien die vorzüglichsten und fast die einzigen Nahrungsmittel, die man im Spital auf der Grimsel zu finden sicher rechnen könne. Fische seien auf dieser Höhe gar nicht zu haben und junges Ziegen- oder Gemsen- und Murmelthierfleisch, womit der Spitalmeister gewöhnlich versehen sei, widerstehe dem Geschmack der meisten Reisenden. Murmelthierfleisch habe er auf der Grimsel zum ersten Mal gekostet, allein es sei ihm, wie den meisten übrigen Fremdlingen, so fett und fade erschienen, daß er sich lieber wochenlang mit dem Fleische von jungen Ziegen und von Gemsen als nur einen Tag mit dem von Murmelthieren nähren möchte.

Diese Charakteristik der Grimsel-Wirthschaft wird interessant, wenn man damit das große Lob vergleicht, welches derselben von Naturforschern und Reisenden aus allen Weltgegenden in Zybach's guter Zeit gespendet ist.

Im Sommer 1799 diente das Hospiz, soweit darin Raum war, als österreichische Kaserne und alles Holzwerk des Gebäudes wurde zur Feuerung verbraucht, so daß das Haus einer Ruine nicht unähnlich sah. Obgleich es aber eine schwere Leidenszeit war, säumte die Landschaft Oberhasle nicht das Hospiz alsbald wieder ordentlich einzurichten und eine Inschrift an der Decke des Hauptzimmers verkündigte die Katastrophe und die Erneuerung des Hospizes.

Mit dem Aufschwung des Schweizreisens in unserm Jahrhundert begann auch für die Grimsel eine neue Epoche und sie wurde eine Erwerbsquelle für die Landschaft. Der Spittler hatte ihr ein Pachtgeld zu zahlen, zunächst freilich nicht für die ihm überlassene Wirthschaft, sondern für Benutzung der umliegenden

Alpweiden, welche es ihm ermöglichten einen bedeutenden Viehstand zu halten. Aber bald konnte die Pachtsumme auch mit Rücksicht auf die Wirthschaft erhöht werden. Wie ein Kelppler pflegte der Spittler im Juni mit den Schafen hinaufzuziehen, später folgten die Ziegen und zuletzt die Kühe. Aber im Herbst mußte er in seiner Eigenschaft als Spittler und Wirth ausharren bis zum Andreastage (30 November). Dann hatte er noch die menschenfreundliche Verpflichtung, wie J. N. Wyß berichtet, in einer offenen Stube des unverschlossenen Hauses eine Flasche Wein, einen halben Geißkäse, einen halben Ziegerstoß, Stroh zu einem Lager, Holz zum Einheizen und Feuergeräth zurückzulassen. Das einsame Hospiz sollte auf diese Weise auch den Reisenden, die in harter Winterzeit dahin verschlagen würden, noch gastlich sein; aber in sündhafter Habgier wurde oft schon am Tage nach dem Abzuge des Spittlers die Bescherung, welche der Noth dienen sollte, geplündert.

Einen Namen erwarb sich in der Fremdenwelt der Spittler Jacob Leuthold. Wyß nennt ihn einen stillkräftigen und verständigen Mann, der über jede Dertlichkeit der einsamen Gegend den genügendsten Bescheid ertheile; den Naturforschern, welche immer häufiger von der Grimsel aus Expeditionen in die Eis- und Schneeregion unternahmen, war er ein treuer Gehülfe. Das „Samariterhaus“ wurde unter ihm immer mehr ein recht gutes modernes Gasthaus. Während in dem bisherigen Hause nur 10 Betten Raum hatten, vergrößerte Leuthold dasselbe aus eigenen Mitteln sehr bedeutend. Aber die Blüthenzeit der Grimsel kam erst, als die Pachtung im Jahre 1836 von Leuthold, der wegen Kränklichkeit sich dem großen Geschäft nicht mehr gewachsen fühlte, auf dessen Tochtermann Peter Zybach überging. Zybach hatte schon die mit der Grimsel verbundene Wirthschaft an der Hand geführt, war aber gar nicht dazu angethan sich die gewandten Formen eines Hotelbesizers anzueignen; er war und blieb in seiner ganzen Erscheinung ein schlichter Landschäftler und machte dadurch auch bei den vornehmen Fremden mehr Glück als wenn er sich die Formen eines Oberkellners zu eigen gemacht hätte. Man freute sich in ihm noch den biedern Schweizer alter Zeit zu finden, während seine eigenen Landsleute meinten, es stecke hinter der Biederkeit und Treuerzigkeit sehr viel Berechnung und Schlaueit. Er wußte die günstigen Zeitverhältnisse zu benutzen und brachte die Grimsel in Flor. Eine tüchtige Hausfrau stand

ihm zur Seite und bald auch blühende Kinder, welche mit besserer Schulbildung ausgerüstet, als sie den Eltern zu Theil geworden war, in dem großen Getriebe der Grimselwirthschaft ihre Aufgaben trefflich erfüllten. So wie Zybach die Fackel des Landschäftlers nicht ablegte, behielten seine hübschen Töchter, denen Hochdeutsch und Französisch geläufig war, die kleidsame Tracht der Haslithalerinnen bei, wußten aber jeden Kaffee-Don Juan, der bei den Kellnerinnen seiner Großstadt seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit erprobt hatte, mit all seiner Liebenswürdigkeit in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Das an Zeichnungen, poetischen Ergüssen und guten Einträgen in Prosa reiche Fremdenbuch der Grimsel enthielt unzählige Danklagen an die Familie Zybach für den gemüthlichen Aufenthalt im comfortablen Gasthause; in den Schriften der Naturforscher, in Reisebeschreibungen und in mündlichen Berichten wurde der Ruhm des Hauses verkündet und Papa Zybach, der wenig über die Grenzen seiner Landschaft hinausgekommen war, wurde ein weitberühmter Mann. In dem interessantesten Buche „Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen“ lesen wir vom Jahre 1838: „Der gegenwärtige Intendant Zybach paßt vollkommen zu seinem Plaze. Er ist ein dicker, gutmüthiger Papa, in gelbe Naturwolle gekleidet, Vater einer zahlreichen und schönen Familie; das einfache Aeußere verbirgt einen gewandten und beobachtenden Geist. Er hat eingesehen, daß er nur gewinnen konnte, wenn er dem Ganzen seinen localen Charakter erhielt. Die meisten Reisenden sind von dem Papa Zybach entzückt.“

Die Grimsel kam in Flor und Zybach galt mit Recht für sehr wohlhabend. Die Alpenwirthschaft wurde von ihm nicht vernachlässigt und seine großen Heerden glichen den Heerden eines alten Patriarchen, wie er selbst einem solchen nicht unähnlich war. Beim Sonnenuntergang entwickelte sich auf dem „Seemätteli“ in der Nähe des Hauses eine idyllische Scene. Dann kamen die vielen schönen Ziegen von den Höhen herab, um dort von den Knechten gemolken zu werden und wenn es nur möglich war, entzog sich Zybach dem Gasthausstreiben, um als Aelpler Unordnungen zu treffen. Er schien mir mit vergnügten Sinnen daren zu schauen und sagen zu wollen: Gesteh, daß ich glücklich bin. Aber wie ich später erfuhr, nagte damals — es war im Sommer 1852 — eine Sorge an seinem Herzen. Er hatte sehr viel aus eigenen Mitteln auf die Grimsel verwendet, war aber nicht

Eigentümer, sondern nur Pächter und Verwalter des Hospizes und es war nicht nur möglich, daß die Landschaft, die bis zur Unbilligkeit gegen Zybach auf ihren Vortheil bedacht war, den Vertrag einmal kündigen werde, sondern nach einigen drohenden Anzeichen konnte dieß in nächster Zeit geschehen. Der letzte für 12 Jahre abgeschlossene Vertrag galt bis zum Ende des Jahres 1853. Nach diesem Vertrage zahlte Zybach einen jährlichen Pachtzins von 2536 Franken, es war ihm aber zugleich auferlegt, die nicht weit von der Grimselalp gelegene, im Eigenthum von Wallisern befindliche Unteraaralp mit eigenem Gelde anzukaufen und den Gemeinden der Landschaft unentgeltlich zu überlassen, wobei ihm gestattet sei, diese Alp sammt den darauf stehenden Gebäuden während der Bestandszeit des Vertrages zu benutzen. Schon 1842 kam Zybach dieser Aufgabe nach durch Ankauf der Alp für 4347 Franken. In neuester Zeit hatte er auch für die Landschaft ausgelegt die Summe von 2715 Franken, welche für Bauten an der Handek und besonders für einen Anbau auf der Grimsel verwendet waren. Als dieser Anbau 1851 vollendet war, konnten auf der Grimsel 100 Personen bequem logirt werden, während 1821 nur 10—12 Betten Platz gehabt hatten. Nicht minder hatte Zybach es sich angelegen sein lassen die Wirthschaftseinrichtungen im Innern der Gebäude zweckmäßig zu verbessern.

Zybach war seiner Leistungen für das Aufblühen der Grimsel sich bewußt, er wollte auch noch mehr leisten und glaubte die Landschaft verpflichtet ihm durch einen neuen Pachtvertrag entgegenzukommen. Er machte in einer schriftlichen Eingabe am 23. October 1852 Vorschläge, welche dahin gingen: ihm und seiner Familie für den jährlichen Zins von 2898 Franken die Pacht auf 18 oder 20 Jahre zu erneuern und eine Vergrößerung des Grimselgebäudes für den Raum von wenigstens 50 Betten vorzunehmen. Das für diesen Bau erforderliche Geld erbot sich Zybach ohne Zinsen vorzuschießen; dagegen sollte eine Concurrnzsteigerung ausgeschlossen bleiben. Vorschlag und Anerbieten wurden einige Tage nach der Eingabe von der Landschaftscommission kurz zurückgewiesen.

Die Saison der Grimsel war zu Ende, die Familie Zybach hatte schon ihr Winterquartier im Oberstein bei Meyringen bezogen, die meisten Dienstboten waren entlassen, nur die Winterknechte, welche den Winter über die einsame Grimsel zu bewachen hatten, waren noch oben und Zybach folgte seiner Familie am 31. October d. J.

In der Nacht vom 5.—6. November, zwischen 10 und 1 Uhr, brannte das Hospiz nieder. Zybach meldete schon am 6. Nov. dem Gemeinderath von Meyringen, ein Spitalknecht habe die traurige Nachricht gebracht, daß das Hauptgebäude und fast alles Mobiliar vom Feuer zerstört worden sei. Ueber die Ursache des Brandes konnte man von den Winterknechten Auskunft erwarten und sie berichteten auch, es sei ein armer aber ordentlich gekleideter Fremder, Ziegelmacher von Profession, am Abend im Hospiz angekommen, habe in Nr. 10 seine Schlafstätte erhalten und durch seine Unvorsichtigkeit müsse das Feuer entstanden sein; ohne Zweifel sei der Unglückliche verbrannt. Bald wurden aber die Berichte über die Entstehung des Feuers verworren und die Muthmaßung einer absichtlichen Brandstiftung gestaltete sich rasch zur Gewißheit. Die Untersuchung wurde mit Umsicht geführt und dadurch sehr erleichtert, daß das Verbrechen mit der größten Ungeheuerlichkeit in's Werk gesetzt war von den Brandstiftern, welche keine andere waren als die Winterknechte auf Anstiften Zybach's. Es würde zu weit führen den Gang der übrigens interessanten Untersuchung, welche genau im „Neuen Pitaval“ (1865) beschrieben ist, zu verfolgen; nur eine sehr ergreifende Scene aus der beginnenden Tragödie mag hier Platz finden. Am 9. Nov. wurde die Untersuchung vom Regierungsstatthalter an der Brandstätte energisch angegriffen. Zybach war zugegen. Am 10. November erschien dort auch der künftige Untersuchungsrichter. Während die beiden Beamten sich unterreden, nähert sich Zybach und reicht dem Untersuchungsrichter mit freundlichen Begrüßungsworten die Hand. Der Richter nimmt auch die dargebotene Hand, sagt aber mit ernstem Blick: „Zybach, Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Diese ernsten Worte brachten dem Zybach, der bei aller ihm zugeschriebenen Weltklugheit geglaubt hatte, die Sache lasse sich in der Stille abmachen, sein Schicksal vor Augen. Nachdenklich und gebückt ging er langsam einige Schritte zur Seite, fing dann an zu laufen und stürzte sich von einem Felsen kopfüber in den nahen See. Alle rennen hinzu und sehen wie er etwas vorwärts schwimmt, aber den Kopf unter dem Wasser hält. Es war ihm aber nicht beschieden so zu enden. Der kräftige Pfarrer Säggi von Guttannen, der zugegen war, stürzt dem Versinkenden nach und wird zwar von der Eiskälte des Wassers zur Umkehr

bewogen, aber es gelingt den erstarrten Alten mit einer Stange zu fassen und an's Ufer zu ziehen. Sein Gesicht war blau und roth angeschwollen, Blut lief aus der Nase. Der Pfarrer läßt ihn in die Heuschene tragen, entkleiden, mit Tüchern reiben, Kaffee sieden, bricht dem Unglücklichen den geschlossenen Mund auf und schüttet ihm den heißen Kaffee hinein. Da erfolgt ein Schrei, der allen Anwesenden durch Mark und Bein bringt und der Alte fährt auf gegen den Pfarrer: Warum er ihn nicht sterben lasse? Der Pfarrer erwidert: „Ihr müßt leben, Zybach, damit Euch Euer Recht werde.“ — Es wurde ihm sein Recht nach einem Gesetze, das schon vor 50 Jahren einem bessern hätte Platz machen sollen. Kein Culturstaat hatte im Jahre 1853 ein schlechteres Strafrecht als Bern in dem helvetischen peinlichen Gesetzbuch von 1799 und die darin enthaltene Bestimmung über Brandstiftung war ein Ausdruck der rohesten Abschreckungstheorie. Am 13. Mai 1853 standen Zybach und die drei Knechte vor den Assisen des berner Oberlandes in Thun. Der Wahrspruch der Geschwornen konnte nur „Schuldig“ lauten, aber für die drei Knechte wurden „mildernde Umstände“ anerkannt, für Zybach nicht. Der Gerichtshof mußte nach dem Gesetze Zybach zum Tode verurtheilen; zwei der Knechte erhielten 12jährige, der dritte 11jährige Kettenstrafe. Vom Großen Rath in Bern wurde der 62jährige Zybach zu 20jähriger Kettenstrafe begnadigt und er hat auch vier Jahre die Ketten getragen. 1857 wurde seine weitere Zuchthausstrafe in lebenslängliche Verbannung aus der Eidgenossenschaft umgewandelt, unter der Bedingung jedoch, daß die Familie Zybach die drei Winterknechte mit ihren Familien nach Amerika spediren lasse, wozu denn auch 5000 Franken verwendet sein sollen. Zybach lebte vier Jahre auswärts, wie es heißt im Elsaß. Im Jahre 1861 ist er dann endlich vom Großen Rath des Cantons Bern vollständig begnadigt worden. Mit welchen Gefühlen mag der 70jährige Greis wieder in seinen Familientreis im Oberstein eingetreten sein?

Das Grimselhospiz ist wieder aufgebaut, aber wer es früher gekannt hat, dem fehlt die Familie Zybach, und die Naturforscher, denen das Berghaus vornehmlich seine Berühmtheit verdankte, kehren auch nicht mehr ein, um dort eine Station für ihre Gletscherexpeditionen zu haben.

Der Todtensee.

Sehr verschieden sind die Seen der Schweiz, auch die des Hochgebirges, an Größe, an Farbe, in ihrer Umgebung. Der Todtensee bei der Grimsel, an der Haussee, ist klein, die Farbe kann man grünlich nennen, aber ein freundliches Grün ist es nicht; die Umgebung ist eine traurige Trümmerwüste. An neun Monate ist er in seiner Felsenschale festgefroren und auch in der kurzen Sommerzeit zeigt er nur wenige Spuren eines thierischen Lebens. Fische hat er nicht; Insektenlarven und eine Käferart repräsentiren auf seiner Oberfläche das Thierreich. Es wäre das Grund genug ihn Todtensee zu nennen, aber richtiger erklärt sich doch wohl der Name daraus, daß er zu den stillen Seen gehört, welche keinen sichtbaren Zufluß und Abfluß haben, denn solche Wasser nennt man im Gebirge todt. Schwerlich richtig ist die Herleitung des Namens von den Todten, welche in zwei der Zeit nach weit auseinander liegenden blutigen Kämpfen in dem kleinen See ihr Grab fanden. Diese Kämpfe, schon durch das Schlachtfeld merkwürdig, gehören aber zur Geschichte des Todtensees und die Granitblöcke umher erschienen mir wie Leichensteine auf Soldatengräbern.

Desfor sagt einmal in der Beschreibung seines Ausfluges nach dem Albrun: „Der Anblick eines Sees hat unter allen Umständen etwas erfreuliches; er ist aber vor allem wohlthuend, wenn man eine wilde Einöde durchwandert hat; diese glänzenden Wasserspiegel mildern mit ihrem zarten Wellenschlage die Wildheit der Hochregionen, und der ermüdete Wanderer grüßt sie mit Entzücken, wie der Pilger der Wüste die ersten Palmen bebauten Landes, die am Horizonte auftauchen.“ Das Bild ist sehr schön und paßt auf manche liebliche Seen im schweizerischen Hochgebirge, aber auf den Todtensee so wenig wie auf den Dautensee am Gemmipass. Der Todtensee harmonirt in trostloser Dede ganz mit seiner Umgebung; er liegt nicht träumerisch da, zum Träumen einladend, sondern ist eben der todtte See, auf den man einen Blick wirft und vorbei eilt. Er hat aber doch mein Interesse erweckt wegen der angedeuteten Kämpfe, von denen der erstere dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts angehört und zwar keiner der Heldenkämpfe ist, in denen die junge Eidgenossenschaft ihre Jugendkraft gegen

einen äußern Feind erprobte, aber er zeigt doch eine Heldenfigur in der Person eines einfachen walliser Landmannes, der auch ein Winkelried hätte werden können. Die Streitigkeiten nahmen ihren Anfang im Wallis, wo die mächtige Familie von Naron den Unwillen des verben Landvolkes erregt hatte und als Wischard von Naron aus dem Lande vertrieben Bern, wo er sein Burgrecht erneuerte, für seine Sache gewonnen hatte, kam es zu einem Kriege zwischen den Wallisern und Bernern, in welchen auch andere Eidgenossen hineingezogen wurden. Der Krieg war größtentheils ein Gebirgskrieg und bewegte sich, wie Johannes von Müller sagt, in Gegenden, wo nicht nur die lebende Natur erstirbt, sondern auch der Sonne Anblick selten ist. Begreiflicher Weise war in diesem Kriege der Grimselpass wichtig und es wird auch die Gegend des Todtensees als Kampfplatz genannt, aber die Hauptschlacht war bei dem Dorfe Ulrichen in Oberwallis, wo die walliser Hirten schon 1211 den Herzog von Zähringen geschlagen hatten. Als die Berner mit Uebermacht brennend und plündernd von der Grimsel her in's Oberwallis vordrangen und schon auf Ulrichen zutamen, da rief Thomas Riedi (Thomas in der Pünt) seine Walliser auf für das Vaterland zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben und mit höchstens 600 Mann überraschte er, von seiner Ortskenntniß Nutzen ziehend, den an Zahl unendlich überlegenen Feind, der aber eines solchen Angriffs nicht gewärtig war. Viele Leichen lagen vor ihm als auch Thomas den Heldentod starb. Die Berner hatten so bedeutend gelitten, daß sie am folgenden Tage den Rückzug antraten. Das geschah 1419. Zwei Kreuze bei dem Dorfe Ulrichen erinnern an die Siege der Oberwalliser in den Jahren 1211 und 1419.

Während für jene Kämpfe der Walliser und Berner der Todtensee nur nebenbei zur Sprache kommt, ist seine Umgebung 1799, als die Schweiz das Schlachtfeld fremder Heere war, blutige Wahlstatt geworden.

Die Alpenübergänge waren den Kämpfenden von entscheidender Wichtigkeit, daher sehen wir Heeresmassen über Bergpässe kommen, die damals fast nur von Hirten, Gemsjägern und Schmugglern begangen waren. Gefahr und Menschenverlust kam bei manchen solcher



H. Janni del.

Stich & Druck v. J. L. Kündig.

GRIMSEPASS-TODTENSEE,
CANT. BERN

lag v. Chr. Krusi in Basel.

halsbrechenden Unternehmungen dem Sturm auf Wall und Mauer gleich. Das zeigen die tollkühnen Kraftstücke Suworows in der schweizerischen Bergwelt.

Im August hatten die Oesterreicher den Gotthard und die Grimsel besetzt. Auf der Grimsel lagerten zwei Bataillone, 1430 Mann stark und 40 walliser Schützen. Sie mußten Hunger und Kälte ertragen, aber es war von großem Werth die Position zu halten. Im Haslithal waren die Franzosen unter Gudin mit etwa 4000 Mann, also mit einer Uebermacht, aber die Grimsel war einer Festung nicht ungleich und ihre Mauern hatten keine Kanonenkugeln zu fürchten. Unterhalb des Grimselospizes liegt der Näterichsboden, ein kleines Thal, das zur Landschaft Oberhasle gehört. Von hier führte nur ein beschwerlicher Saumpfad neben der schäumenden Aare durch die Schlucht mit hohen Felswänden zum Grimselboden hinauf, der vom Spitalnollen, einer queren Felsmauer, wie durch eine starke Böschung geschlossen ist. Hier konnten die Oesterreicher mit einer kleinen Anzahl guter Schützen eine Armee zurückhalten und an solchen Schützen fehlte es den Oesterreichern nicht, die auch noch walliser Gensd'armes im Solde hatten. Aber auch wenn dieser starke Vorposten mit großem Menschenverlust von den Franzosen erkämpft wäre, so hatte die österreichische Hauptmacht hinter dem Sec, der gleich hinter dem Spital liegt, eine feste Stellung und die Reserve war auf dem Grimselsattel, wo die Firsten vom Nägelis-Grätli an der einen Seite sich erheben, das Siedelhorn auf der andern Seite sich herabsenkt. Massena, Oberbefehlshaber der französischen Armee in der Schweiz, hatte Befehl gegeben den Feind an demselben Tage, am 14. August, auf allen Punkten anzugreifen und Lecourbe, dem der eigentliche Gebirgskrieg anvertraut war, hatte dem General Gudin die Weisung zukommen lassen an diesem Tage die Grimsel zu nehmen. Falsch ist es, was man hier und da liest, Lecourbe hätte in eigener Person diese letztere Operation geleitet.

Gudin hatte eine Aufgabe, die er, wenn auch nicht für unausführbar, doch als eine solche erkennen mußte, welche ihm die Hälfte seiner Mannschaft kosten konnte. Aber im letzten Augenblick kam ihm das Glück zu Hülfe: er fand einen Schweizer, der einen Gebirgspfad zeigte, auf dem der Grimselpaß erreicht werden konnte, ohne daß die Oesterreicher es ahnten. Dieser Schweizer war der Wirth Fahner in Guttannen; ob dieser aber im vollen Maße den Namen eines

Verräthers verdiene, wie gewöhnlich gesagt wird, das ist zweifelhaft nach der dem Kampf auf der Grimsel gewidmeten Monographie des kriegskundigen Professor Lohbauer (Bern 1838). Nach ihm hätte Fahner unter seinen Leuten geäußert, er könnte wohl den Franzosen einen Weg zeigen, auf welchem sie ohne Verlust hinter die Oesterreicher kommen und ihnen den Rücken brechen könnten. Das kam zu Gudins Ohren und Fahner mußte die Umgehungscolonne, 300 bis bis 400 Chasseurs führen.

Mit Tagesanbruch rückte die Hauptmasse der Franzosen zum Näterichsboden vor und nahm durch eine drohende Aufstellung die ganze Aufmerksamkeit der Oesterreicher in Anspruch. Während dessen hatte Fahner etwas unterhalb dem Näterichsboden, an der obern Bögelsbrücke, mit den Jägern links abgesehen und mühsam wurde die nächste Schlucht bis an die von den Gerstenhörnern herabhängenden Schneefelder und Gletscherzungen erklettert; dann wandte Fahner sich rechts und in vielen Krümmungen in ziemlich horizontaler Richtung, Felsränder und Gletscher umgehend, kam man auf den Felsenamm des Nägelis-Grätli. Die wilde grausige Scenerie in den Schluchten, die Felszacken in der Höhe brachten die einer solchen körperlichen Anstrengung ungewohnten Franzosen bisweilen auf den Gedanken, der Bauer wolle sie alle verderben. Dreimal hielten sie an und drohten ihn zu erschließen. Dann fiel Fahner auf die Knie und flehte die „lieben gnädigen Herrn Franzosen“ um sein Leben an. Es wird auch erzählt, daß er schlau bemerkt habe, es sei ja noch immer Zeit ihn zu erschließen, man solle doch warten, bis es sich erwiesen habe, daß er ein Verräther sei. Der Marsch wurde fortgesetzt und nach fünfständiger enormer Anstrengung kamen die Franzosen oben an und konnten wie ein Hochgewitter auf die nichts ahnenden Oesterreicher am Grimselsattel niederfahren. In ihrem Schrecken mußten die Oesterreicher weder woher dieser Feind komme noch wie stark er sei. Als nun auch vom Näterichsboden die Franzosen mit Ungeßüm und mit dem Schlachtruf: *en avant camarades! avancez, avancez!* anstürmten, leisteten die Oesterreicher zwar Widerstand, da es ihnen aber klar wurde, daß sie von zwei Seiten angegriffen waren, entstand allgemeine Verwirrung und bald folgte eine regellose Flucht. In kurzer Zeit waren die Franzosen Meister einer Stellung, die man noch am Tage vorher für fast unbezwinglich gehalten hatte und da verstanden sie es auch meister-

haft, den Oesterreichern überall den Ausweg abzuschneiden. Ueber 300 Mann Oesterreicher zogen sich noch in Ordnung gegen den Fuß des Siedelhorn's hin, wurden aber von einer gegen sie entsandten Truppe empfangen und gefangen genommen. Der wildeste Kampf tobte zwischen den äußersten Felsköpfen des Nägeli's-Grätli und dem Todtensee. Es war eine rasende Jagd in der felsigen Wildniß und viele brave Oesterreicher kamen elendiglich um im eiskalten Todtensee, andere retteten augenblicklich das Leben, wurden aber von Kälte und Hunger in der Wüste aufgerieben, die kein anderes Obdach bot als Felschluchten, und noch nach manchen Jahren haben Hirten und Jäger an Orten, die nur selten von Menschen betreten werden, Gerippe gefunden, an denen Fetzen österreichischer Uniformen hingen. Die Naturforscher, welche vor 20 bis 30 Jahren die Gegend um die Grimsel durchwanderten, wissen auch manches zu erzählen von Funden, welche auf jenen Kampf zurückweisen. Desor berichtet: „Ich fragte Jakob (den Führer), ob man nie Waffen oder Munitionsstücke gefunden habe, welche von jenem Kampfe herrührten. Er antwortete, dieß sei sehr gewöhnlich, und in der That fanden wir bald nachher am Fuße einer hohen, polirten Wand einige Ueberbleibsel aus jener Zeit: ein Stück eines Flintenkolben, Fetzen einer Patronentasche und eine Musketenkugel; einige Wochen später an den Wänden des Siedelhorn's die sehr wohlerhaltene Platte eines Eschaf's mit dem österreichischen Doppeladler, welche Escher später im zürcher Museum niederlegte. Durch einen seltsamen Zufall fand an demselben Tage ein junger Basler in dem Narmoore in der Nähe der Grimsel eine vollständige Flinte, an welcher der Ladstock noch befestigt war. Er schenkte sie Herrn Zybach, der sie mit andern Resten jener Zeit auf der Grimsel bewahrt.“

Diejenigen Oesterreicher, welche über die Furka den Rückzug nehmen zu können hofften, wurden abgesehen, die welche sich ins Oberwallis retten wollten, fanden dort auch schon Franzosen. Gudins Operationen waren so umsichtig und rasch, daß er sich ohne Mühe mit Lecourbe und Loison, welche von der Teufelsbrücke her in das Ursernthal vorgebracht waren, am Fuße des Gotthard vereinigen konnte. Glücklicher als die Oesterreicher waren die walliser Gemsgänger ihres Heeres. Als diese sahen, daß alles verloren war, da erkannten sie, daß sie wohl den Beruf hätten todzuschießen, aber nicht sich todtschießen zu

lassen und mit der ihnen eigenen Behendigkeit kletterten sie über die Berge in ihr Heimathland.

Wie lohnte man Fahner, der den Franzosen den Sieg des Tages möglich gemacht hatte? Er erhielt warum er bat; aber in einem Punkte, der für die Beurtheilung seines Handelns wichtig ist, weichen die Berichte von einander ab. Man erzählt, Gudin habe nach beendigter Affaire ihn aufgefordert, sich eine Belohnung zu wählen und versprochen, ihm zu geben, was er verlange. Fahner kannte nichts Besseres als eine Alp für einige Duzend Kühe und erbat sich den Näterichsboden, der ihm gern bewilligt wurde. Der französische General fertigte im Namen der einen untheilbaren Republik ihm und seinen Nachkommen für alle Ewigkeit das Grundstück zu. Die Ewigkeit dauerte aber nur einige Monate, denn als die Franzosen die Schweiz räumten, widerrief die berner Regierung diese Schenkung. Nach einem andern Bericht hatte aber Fahner sich den Näterichsboden schon ausbedungen als er das ihm aufgedrungene Führeramt übernehmen mußte und darüber Brief und Siegel erhalten. Das Letztere ist nicht sehr glaublich, aber eine gute Belohnung mag ihm der französische General im Voraus versprochen haben, mit welcher es ihm denn freilich erging wie mit dem Golde in Märchen und Sagen, das oft am Morgen beim Sonnenlicht besehen sich in Kohle verwandelt hatte. Dem Fahner blieb nichts als die Verachtung seiner Landsleute, von denen manche nicht anders würden gehandelt haben, wenn sie in eine solche Zwangslage gekommen wären. Nehmen wir nämlich an, er habe unbedacht jene Aeußerung gethan, diese sei dem französischen Befehlshaber hinterbracht worden und Fahner habe jetzt nur die Wahl gehabt zu gehorchen oder todtgeschossen zu werden, so hätte er das Letztere wählen müssen, wenn die Besatzung der Grimsel aus Eidgenossen bestanden hätte, aber dann würde auch sein Name als der eines um sein Vaterland verdienten Helden oder Märtyrers in der Geschichte der Schweiz verzeichnet sein. Die Sache lag jedoch anders. Fremde Heere standen sich in der Schweiz gegenüber und auf der Grimsel waren Soldaten Oesterreich's, das in der Entwicklungsgeschichte der Schweiz noch nie die Rolle eines Freundes gehabt hatte. Vielleicht hatte Fahner, wenn es ihm vergönnt gewesen war eine Schule zu besuchen, in dieser von Oesterreich als dem „Erbfeinde“ sprechen gehört. Woher sollte denn bei dem einfachen Bauern eine Vorliebe für Oesterreich kommen, zumal

da die Franzosen sich dort gar nicht durch Bedrückungen unbeliebt gemacht hatten? Muthmaßlich reducirte sich seine Politik darauf, daß er Oesterreicher und Franzosen zum Teufel wünschte, weit weg von der Schweiz. Einen solchen Wunsch hatten damals gewiß sehr viele Schweizer, während andere für Oesterreich oder für Frankreich Partei nahmen, — für Frankreich Männer, die an Bildung und politischer Einsicht unendlich hoch über dem Wirth von Guttannen standen und die sich Patrioten nannten. Es ist schwer in der Beurtheilung Fahnens ganz gerecht zu sein, da uns doch die genauen Details für den Anfang des Herganges fehlen, wir dürfen und müssen daher billig sein und ihn uns als einen natürlichen, nicht als einen sittlich gekräftigten und veredelten Menschen vorstellen. Wäre er das Letztere gewesen, so hätte er nach Erfüllung der ihm aufgedrungenen Aufgabe gesagt: den Dank begehre ich nicht. Statt dessen folgte er der Lockung, für den Dienst, bei welchem er sein Leben riskirt hatte, den Lohn anzunehmen, der ihn und seine Familie, wie er glaubte, aus Armuth in Wohlhabenheit versetzen würde.

Nicht überflüssig ist es hier noch einen irrthümlichen Bericht zu erwähnen, der sich in einem sonst brauchbaren, aber mit großer Vorsicht zu benutzenden Buche (M. Luz, Hand-Lexikon der schweizerischen Eidgenossenschaft, neu bearbeitet von A. v. Sprecher II., 1856, S. 62) findet. Es heißt dort: „Im Kriege 1799 hatten die Oesterreicher die Höhe des Grimselfjoches besetzt. Umsonst suchte der französische General Lecourbe den Posten vom Thale zu erstürmen. Unter der Bedingung, daß man ihm die zu erobernde Alp schenke, versprach ein gewisser Nägeli von Guttannen die Franzosen durch das Gebirg zu führen. Er erhielt das Versprechen (!), und die Franzosen erschienen plötzlich den Oesterreichern im Rücken; diese flohen und auf der schnellen Flucht die Waffen wegwerfend, stürzte von ihnen noch eine Menge in die Abgründe und Felsriffe, so daß noch häufig Knochen und Reste von Waffen aller Art hier herum gefunden werden. Nägeli blieb so arm als er zuvor war; der Grat hingegen bekam von ihm den Namen.“ Weber hat Lecourbe hier gestürmt, noch hieß der Führer Nägeli, noch hat das Nägeli-Grätli damals und davon den Namen erhalten. Die Irrthümer sind aber in neueste Bücher übergegangen.

An den im Vorigen oft genannten Käterichsboden knüpft sich eine liebliche Sage, welche Carl Vogt aus

dem Munde eines (sehr poetischen) Grimselfnechtes vernahm und ausführlich in seinem köstlichen Buche „Im Gebirg und auf den Gletschern“ wiedererzählt und nebenbei eine Winterlandschaft und darnach das rasche Erblühen des Frühlings im Gebirge geschildert hat, wie es schöner nicht geschehen kann. Die Sage mag hier in etwas veränderter Fassung Platz finden und wird vielleicht grade dadurch gefallen, daß sie weit weg von dem schweren Jahre, mit welchem das achtzehnte Jahrhundert schloß, in eine Zeit führt, in welcher die Menschen noch mit den Zwergen und Erdmännlein verkehrten und durch deren Gunst reich werden konnten. Es war insofern eine goldene Zeit, aber der Liebeschmerz, ohne den ja keine treue Liebe wäre, war auch schon in der Welt.

In Guttannen lebte ein junger Bursche, welcher trefflich sich verstand auf die Besorgung der Alpen und des Viehes, auch galt er für den rüstigsten Gemsjäger des Dorfes. Aber er war arm und das hätte ihm sonst keinen Kummer gemacht, wenn es nicht das Hinderniß gewesen wäre für die Verbindung mit dem Mädchen seines Herzens. So waren Lieb' und Leid bei einander; Hans war reich an Liebe, arm an Gut. Mareilk's Vater aber war ein reicher Mann und wollte von der Verbindung nichts wissen, denn er meinte, sein Mareiki sei zu gut für den Hans. Das meinte aber Mareiki nicht, sie bestürmte den Vater mit Bitten und mit Thränen, erreichte aber nichts, als daß der Vater erklärte, sie solle den Hans haben, wenn beider Vermögen gleich sei, und als letzten Termin für Hansens Bewerbung setzte er das nächste Frühjahr. Da sah Hans wohl, daß dies einem förmlichen Abschlagn gleich komme, denn wie sollte er bis zum Schmelzen des Schnees sich Reichthum erwerben, wo er Mühe hatte sich mit Holzfällen durch den Winter zu helfen?

Um seinem täglichen Geschäfte nachzugehen nahm er eines Morgens seine Art. Nur langsam stieg er über die weiten Schneefelder bergan; düster wie seine Gedanken, war der Himmel, erstorben wie seine Hoffnung das Thal. Die Aare, der wilde Bergstrom, der im Sommer mit rasender Gewalt sich einen Weg durch die Hemmungen bricht, welche die Lawinen in seinen Lauf werfen, ward verlegt und nur ein schwaches Bächlein wand sich an ihrer Stelle unter den breiten Brücken durch, welche der Schnee über die Ufer geworfen hatte. Die Hütten des Dorfes lagen tief unter der weißen Decke vergraben. Keine steilen Felsvorsprünge, keine Risse, in welchen Wasserfälle rau-

schon, keine schroffen Ecken der Thalwände mehr. In gleichmäßigem Abhange senkte sich der Schnee hinab gegen das erfüllte Thal, und nur die hohen Tannen ragten mit ihren vom Winde geschüttelten dunkeln Zweigen über das Weiß hervor. Dorthin richtete Hans seine Schritte. Ueberrascht war er, als er beim Nahen sonderbare Töne hörte, welche gar seltsam gegen das tiefe Schweigen der umgebenden Natur abstachen. Es lautete wie das halb erstickte Stöhnen eines Kindes. Dazu ein seltsam Rauschen und Zischen, ein unheimlich Rascheln im Schnee; noch nie hatte Hans dieses Getöse gehört und ein unwillkürliches Grauen überfiel ihn. Er war unschlüssig. Sollte er dem Orte nahen oder der nächsten Tanne sich zuwenden, sie zu fällen und durch Arbeit seine Furcht übertäuben? Da hörte er das Wimmern deutlicher, — gewiß, es war eine menschliche Stimme, die Stimme eines Kindes! Er sprang vorwärts.

Unter einer alten Tanne, deren dichtverschränkte Zweige ein schützendes Dach gegen den Schnee gebildet hatten, ringelte sich ein eckelhaftes Reptil um den Körper eines Zwerges, den es trotz dessen lebhafter Gegenwehr zu ersticken suchte. Das Thier hatte die Gestalt einer Schlange, war eben so rund und walzenförmig wie diese, aber bedeutend dicker im Verhältniß zur Länge. Aus dem weiten Rachen des häßlichen Geschöpfes schoß eine pfeilförmige Zunge und zwei kurze Vorderfüße drückten den von dem Schwanze umschlungenen Zwerg zu Boden. Hans erkannte den Stollenwurm, die zweifüßige giftige Schlange, welche in alten Zeiten im Gebirge hauste. Dem Schwächeren beizustehen zauderte er nicht lange; die geschwungene Art spaltete mit sicherem Streich das Haupt des Ungethüms und ein zweiter Streich trennte den Schwanz vom Rumpfe und befreite den Zwerg von seiner todtbringenden Umschlingung. Der kleine Mann lag in tiefer Ohnmacht. Schnell löste Hans seine Kleider, rieb seine Schläfe mit Schnee und suchte ihn in's Leben zurückzurufen. Es gelang ihm. „Ach, du bist es, Hans, dem ich meine Rettung verdanke!“ rief der Zwerg nach einigen tiefen Athemzügen aus. „Ihr kennt mich, Herr? antwortete der Hans, habe ich Euch doch nie gesehen.“ „Du spaßest, Hans, wir sind alte Bekannte.“ „Wahrlich, ich kann mich Euer nicht erinnern.“ „Schau mich doch recht an.“ „Nein, sagte Hans, Ihr wäret wohl kenntlich genug, hätte man Euch einmal gesehen; und doch, wenn ich Euern langen weißen Bart betrachte, Euern rothen Mantel und

die Krone auf Euerm Haupte, so glaube ich mich zu erinnern, man hätte mir schon in meinen Kinderjahren von Euch erzählt.“ „Mag sein, antwortete der Zwerg, Doch lassen wir das. Ich bin froh, daß du das garstige Thier da getödtet hast, es war mir oft im Wege, und heute, als ich hier vorbei wollte, meine Braut zu besuchen, die dort drüben in jener Felschlucht wohnt, fiel das Ungeheuer über mich her. Ohne deine großmüthige Hülfe war ich verloren. Ich werde ewig dein Schuldner bleiben und damit ich dir einstweilen einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit geben kann, so finde dich in acht Tagen mit Mareili im Räterichsboden ein. Ich feiere dort meine Hochzeit und Ihr sollt mir als Gäste willkommen sein.“ Mit diesen Worten verschwand der Zwerg.

Nachdenklich blieb Hans zurück. Wäre nicht der Körper des getödteten Stollenwurms da gewesen, er hätte zu träumen geglaubt. Woher kannte ihn der Zwerg und wie konnte dieser von seinem Verhältnisse zu Mareili wissen? Sollte er seinen Worten folgen und zum Räterichsboden gehen? Allein konnte er dieß wohl, aber daß Mareili den zwei Stunden langen Weg durch den Schnee machen sollte, das kam ihm etwas sonderbar vor. Immerhin, dachte er, erzähle ich ihr die Geschichte; will sie mitkommen, so werde ich sie führen, verweigert sie den Gang, so werde ich allein gehen und sehen, was aus der Zwergenhochzeit wird.

Er sah Mareili am andern Tage und da hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihm zu erzählen, sie habe einen sonderbaren Traum gehabt. Es sei ihr vorgekommen, als wäre es Sommer und als blühten weit schönere Blumen an allen Flüssen und an allen Felsen denn je vorher. Und da sei sie auf einer grünen Wiese von einem Zwerge angeredet worden, der habe ihr einen großen Mayen gereicht und sie gar freundlich angeredet mit den Worten: „Du kommst doch in acht Tagen mit Hans?“ Als sie antworten wollte, sei der Zwerg verschwunden; es habe ihr aber gedäucht, die Wiese sehe dem Räterichsboden ähnlich. Sie habe den Traum der alten Magd erzählt, welche gejammert über das Unglück, das ihrem Lieblinge bevorstände. Um Gottes Willen gehe nicht, habe sie gerufen; wem der Zwerg erscheint, dem thut er Böses; es würde dich unfehlbar eine Schneelawine auf dem Wege verschütten. Hans erzählte nun sein Abenteuer und die beiden Liebenden konnten nicht umhin, trotz den Befürchtungen der Magd, die günstigsten Vorah-

nungen über die bevorstehenden Ereignisse zu fassen. Sie legten sich aber selbst Stillschweigen auf.

Am achten Tage erwachten die Einwohner von Guttannen früher als gewöhnlich, denn es war ein Zauber in die Welt gekommen. Der Schnee war verschwunden; ein frisches Grün deckte alle Alpen, der Himmel war so blau als mitten im Sommer, die Luft war warm und rings blühten an den Berghängen die Alpenrosen und die blauen Enzianen und der würzige Duft des Brändeli (Männertreu, *Satyrium nigrum*) erfüllte die Atmosphäre. Melodische Klänge, wie ferne Aeolsharfen, durchzitterten die Luft; um den Fuß der Berge weht ein leichter Duft, und nur die ewig weißen Spitzen hatten ihr weißes Kleid behalten. Plötzlich schwoh die Aare an, wie nach einem Wolkenbruch. Man hörte in der Ferne den dumpfen Donner des Handeckfalls. Die Bewohner des Dorfes staunten ein Wunder an, dessen Erklärung sie nicht finden konnten. Doch nicht lange blieben sie unthätig. Der Winter war dieses Mal ungewöhnlich früh eingetreten und schon fürchtete man Futtermangel für das Vieh. Jubelnd zog man nun hinaus auf die Wiesen des engen Thals, auf die Alpen der Bergeshalben. Hans und Mareili waren mit unter den Fröhlichen, allein bald hatten sie sich in dem dichten Gebüsch der Tannen unter der Handeck dem Blicke der Uebrigen entzogen und stiegen nun behende den Berg hinan, mit klopfendem Herzen dem Orte nahend, zu dessen Besuch sie eingeladen waren. Noch am Tage vorher hatten starre Eiszapfen in wunderlichen Formen die graue Felschlucht überkleidet, in welche heute der schäumende Fluß mit wildem Getöse sprang. Ein Regenbogen glänzte in den Wolken, welche aus dem finstern Kessel empormallten. Hell schimmerten die Fensterlein der Sennhüte, welche in der Nähe des Falles aus dem Rund hoher, majestätischer Tannen hervorschaut. Als Hans und Mareili naheten, öffnete sich die Thür und mit gravitatischem Anstande trat ein Zug kleiner Männer hervor, in brauner, mit Gold gestickter Bergmannstracht gekleidet. Jeder führte ein stattlich geschmücktes Fräulein an der Hand, deren schneeweiße Kleider mit wasserhellen Kristallen geschmückt waren. So zogen sie den beiden Liebenden entgegen, und ihr Anführer, den eine Schwungfeder des Schneehuhns auf dem Barett vor den andern auszeichnete, sagte mit freudigem Gruße: Unser Herrscher, der Euch liebt und zu seinem Ehrentage geladen hat, schickt uns zu Eurem Empfange. Er erwartet Euch im Räterichsboden und damit wir

gleichen Schritt mit Euch halten können, so gestattet uns unsere Pferde zu besteigen. Euch selbst können wir keine anbieten, allein die kleine Stunde, welche wir zurückzulegen haben, wird Euch großen Kindern der Berge nur ein Spaziergang scheinen. Er winkte, als er so gesprochen hatte, und kleine Lakaien brachten glänzend angeschirrte Genssen, deren Hörner mit silbernen Glöcklein geziert waren. Die Männlein und Fräulein schwangen sich darauf, und Hans und Mareili in die Mitte nehmend, zog das kleine Volk unter hellem Jubel bergan. Aus den Schluchten, welchen man vorbei zog, tönten die Chöre kleiner Musikanten, welche, beritten gleich den Abgesandten, dem Zuge sich angeschlossen. Hinter allen Büschen, hinter allen Felsen hervor kamen festlich gekleidete Zwerge, auf Genssen und Murmelthieren reitend, von den Hörnern herab stürzten kühne Reiter, von Schneehühnern und Alpenkrähen getragen, und alle grüßten freundlich die Beiden, welche in der Mitte wandelten, und mischten dann ihren Jubel zu dem der Uebrigen.

So gelangte man zum Räterichsboden. Die grüne Ebene war bedeckt mit unzähligen Zelten, lustig schmorte und briet es an den Feuern, an langen Tischen wurde geschmaust. In der Mitte unterschied man das königliche Zelt, aus glänzendem Asbest gewebt, mit der goldenen Krone auf dem Gipfel. In einem prächtigen Wagen, von Steinböcken gezogen, kam der König selbst seinen Gästen entgegen und Hans erkannte in ihm den Zwerg, den er aus dem Rachen des Stollenwurms gerettet hatte. „Willkommen, willkommen,“ rief dieser und tausendfach ward der freundliche Gruß wiederholt. „Ich stelle dich meiner Braut vor, Hans,“ sagte freundlich der König, indem er das niedliche Wesen, welches ihm zur Seite im Wagen saß, an der Hand faßte, und freue mich, die Deinige kennen zu lernen.“ „So weit sind wir noch nicht, Herr,“ antwortete Hans. „Weiß es, weiß es,“ antwortete dieser, aber bei meinem königlichen Wort, kein Monat soll vergehen und du sollst dasselbe Glück genießen, wie ich heute. Doch nun kommt, seid Zeugen unserer Vermählung.“

Drei Tage lang schien in Guttannen die sommerliche Sonne. Das Vieh tummelte sich auf den Bor-alpen, die Menschen nahmen die wonnigliche Zeit als eine Himmelspende. Aber mitten im Taumel der Freude kam die Frage, wo denn Hans und Marie seien und schon begann man im Dorfe zu glauben, sie hätten aus Verzweiflung in der schäumenden Aare

den Tod gesucht. Mariens Vater mußte die Vorwürfe der Dörfler hören und jetzt, da ihm die Tochter fehlte, erkannte er die Härte seines Verfahrens und schwur, es gut zu machen, wenn die Beiden noch am Leben wären. Man fragte, man suchte, niemand wußte Auskunft. Man wollte die Verlorenen auf dem Wege nach der Handeck gesehen haben, allein vergeblich war jetzt auf einmal alles Bemühen bis dorthin vorzudringen. Sobald die Suchenden den Pfad hinanzuklimmen begannen, verfinsterte sich plötzlich der Himmel, Hagel und Schneegestöber stürmten ihnen entgegen und gewaltige Wirbelwinde erfaßten die Steigenden und schleuderten sie zurück. Die Guttanner sahen, daß eine höhere Macht hier walte und erneuerten nicht den vergeblichen Versuch des Vordringens.

Hans und Marie aber hatten nicht Zeit gehabt, nach Hause an die Angst der Ihrigen zu denken. Tanz, Spiel und Schmaus drängten einander und die Freude des kleinen Völkchens, die zarte Aufmerksamkeit für ihre Gäste, die seltsame Neuheit ihrer Umgebung hatten sie so sehr beschäftigt, daß die Zeit ihnen unmerkelt dahinflog. Am Abende des dritten Tages spazierten sie mit dem König und der Königin unter dem Gewimmel des schmausenden Volkes umher. Ohne es zu merken, gelangten sie an die kleine Brücke, welche den Räterichsboden von dem wilden Trümmerfelde trennt, das zwischen ihm und der Handeck sich ausdehnt. „Wir müssen uns trennen, sagte der König. Unsere Lustbarkeiten enden. Ich muß zurück in mein unterirdisches Reich und sorgen, daß das ewige Feuer nicht erlischt, welches im Frühling die Blumen aus der Erde treibt. Die Quellen erheischen die Fürsorge meiner Genossin. So lebt denn wohl, und wenn der Tag naht, der Euch verbinden soll, so vergeßt nicht uns zu laden. Hier, sagte er zu Hans, indem er sich bückte und drei runde Kiesel aufhob, welche zu seinen Füßen lagen, nimm diese Steine und bewahre sie sorgfältig. Willst du mich laden, so wirf einen dieser Steine in die Mare und nenne den Tag, an welchem du mich zu sehen wünschst.“ Die Königin aber löste den Strauß von Enzian und Alpenrosen, welchen sie an der Brust trug und reichte ihn Marien. „Nimm sie zum Andenken. Sie verwelken nie und sollten deine Kinder erkranken, so lege ein Blättchen des Straußes in ihre Wiege.“ Bewegten Herzens dankten Hans und Marie. Der Zug, welcher sie vor einigen Tagen daher geführt hatte, geleitete sie auf's Neue und noch aus der Ferne sahen sie ihre kleinen Freunde grüßend winken.

Niemand wollte der Erzählung der Beiden glauben, als sie mit dem Sinken der Sonne in dem Dorfe anlangten. Der Vater Mariens empfing seine Tochter mit harten Vorwürfen und verbot ihr gänzlich den Umgang mit Hans; er zeigte, daß er bald vergessen, was er in der Stunde der Angst gelobt hatte. Hans war nun trübseliger denn je zuvor; einsam irrte er in den verschneiten Fluren umher. Mit dem vierten Tage nämlich hat der Zaubersommer aufgehört und Schnee deckte wieder die Berge und Thäler, ohne daß man wußte, woher er gefallen war, die Mare verriegelte, die Felsen der Handeck starren in ihrem Stalaktitengewand.

Hans hatte die Höhe erklimmt, wo er vor einiger Zeit den Stollenwurm erschlagen. Traurig stand er unter der Tanne, welche Zeugin seines Sieges gewesen war und schaute hinab auf die rauchenden Hütten und auf Mariens Vaterhaus. Seine Hand umfaßte krampfhaft die Art; — da stand plötzlich der Zwerg vor ihm und sprach freundlich zu ihm: „Du hast Unrecht, Hans, dir trübe Gedanken zu machen. Ist dir meine Hilfe nicht nahe?“ Hans schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, antwortete er. Ich möchte Euch gerne glauben, allein, verzeiht Herr, Eure Dazwischenkunft hat mir mehr geschadet als genützt. Früher durfte ich doch Marien sehen, jetzt, seit dem Besuche bei Euch, ist mir auch diese letzte Freude genommen worden. Ich wollte ich wäre todt.“ „Du bist übler Laune, wie alle Verliebten, denen es nicht nach ihrem Willen geht, antwortete der Zwerg. Aber, laß mich nur machen. Geh nach Hause, verschlafe am Nachmittage deine Sorgen, du möchtest sonst in der Nacht nicht zeitig genug erwachen.“ Sprach's und verschwand.

Hans that wie ihm geheßen war. Um Mitternacht erweckte ihn ein heller Schein. Er sprang auf. Mariens Haus stand in vollen Flammen. Mit Windeseile rannte er hinzu. Das ganze Dorf schlief fest; selbst in dem Hause schien noch niemand erwacht und doch leckten die feurigen Zungen schon die Sparren des Daches. Er glaubte im Wiedersehen die Zwerge zu sehen, welche feurige Kränze und Fackeln in die Glut warfen. Hansens Ruf weckte endlich die Dorfgenossen. Händeringend erschien Marie an einem Fenster. Schon stürzten im Innern die Balken; die brennenden Treppen versagten den Zugang. Hans schlug aber die Leiter an und kletterte hinauf. Die Flammen schienen vor ihm zurückzuweichen. Mit



Zersch Stich u. Druck v. J. L. Fritsch in Lenzburg

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

ENGSTLENALP.
CANT. BERN.

sicherem Arm umfaßte er das Mädchen und trug es hinab. „Rette den Vater!“ In einer Minute konnte Hans, der feuerfest zu sein schien, auch noch dieses Werk vollbringen, da stürzte das Haus zusammen.

Mariens Vater, jetzt so arm als Hans, konnte den Liebenden die Einwilligung nicht mehr versagen und schon nach wenig Tagen warf der glückliche Hans einen der Kiesel in die Aare, der seinen Freund zu dem Hochzeitstage einlud.

Als man die Trümmer des Hauses durchsuchte, fand man den Strauß, welchen die Zwergenkönigin Marien geschenkt hatte, frisch und unverfehrt unter der rauchenden Asche. Er schien durch ein Wunder erhalten, denn die Drucke (Schachtel), in welcher er gelegen hatte, war verbrannt. Marie trug ihn beim Kirchgange an der Brust.

Man hatte lange den Zwergenkönig erwartet. Er

kam nicht. Als man aber nach geschehener Trauung zum frugalen Festmahl sich setzte und die Suppenschüssel abdeckte, da zeigte sich doch, daß er seinen Freund nicht vergessen hatte, denn die Suppe war verschwunden, die Schüssel aber bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt. Das verbrannte Haus wurde schöner wieder aufgebaut als es zuvor gewesen war. Hans war der reichste Mann im Dorfe und lebte fortan glücklich mit Marien. Die Kiesel, welche ihm geblieben waren, trug er zum Näterichsboden und legte sie dort nieder, dem Zwerge inbrünstig dankend. Er fürchtete, seine Nachkommen könnten sie mißbrauchen und des kleinen Mannes Hülfe zu schlechten Zwecken anwenden. Mariens Strauß bewährte häufig seine heilbringende Kraft. Die Kinder wuchsen und gediehen. Hans und Marie lebten lange und glücklich, bis ein sanfter Tod an demselben Tage ihre Augen schloß.

Die Engstlenalp.

Meine Primiz in der Eismwelt des Hochgebirges war einst der Besuch des Unteraargletschers, und der Tag, den ich auf und an ihm zubrachte, kam mir damals vor, wie ein Stück Leben in einer andern Zone, zu der mich ein Zaubermantel getragen hatte; der Tag bleibt mir auch in der Erinnerung schön, wie er es damals war, ein ungetrübter Reisetag, an dem man zum Dank für den klaren heitern Himmel zum Sonnenanbeter wird. Und doch freuten wir uns, als wir von der Grimsel ins Haslethal hinabstiegen und Schnee und Eis hinter uns ließen, um wieder der Matten warmes Grün zu schauen und freundliche Dörfer statt des Hospizes in der Debe. Die Debe hält noch eine Zeit lang an; wieder sieht man die Spuren alter Bergstürze, Granitblöcke und Felsen-trümmer; nur der Näterichsboden zeigt uns eine Alp, die freilich noch gar nicht das Ideal einer Alp genannt werden kann; man sucht über die „håle (b. i. glittschige) Platte“ möglichst schnell hinwegzukommen, die „leke“ oder „böse Seite“ zu überwinden, um die Handeck zu erreichen, die man schon im Bilde geschaut hat, die aber in ihrer Totalität nun doch anders erscheint als auf dem Bilde. Wenn es schon überhaupt sehr schwierig ist, einen solchen Wassersturz im Bilde wiederzugeben, so nimmt sich derselbe auch ganz anders

von unten als von oben aus. Der schon vorher (S. 16) wegen seiner großen Bedeutung in der Entwicklung der schweizerischen pittoresken Landschaftsmalerei genannte Caspar Wolf von Muri ließ sich an Seilen hinab, um von unten die Großartigkeit des Schauspiel zu erfassen. Seit der Zeit ist das Mögliche geschehen, um den Zugang zu erleichtern und die Standpunkte zu betreten, von denen sich dieses größte Kraftstück der jugendlichen Aare, ihr Riesensprung, anschauen läßt. Der Handeckfall ist nicht in unserer Bilderreihe, daher habe ich nicht die Aufgabe ihn zu beschreiben, was ja auch in richtiger Bewunderung oft von Andern geschehen ist, aber eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, die mir aufstieß, als ich von der Brücke auf das glänzende Schaumgewoge hinab blickte und die ich noch oft auf meinen Wanderungen zu machen Gelegenheit hatte. Ein Tourist, der neben mir auf der Brücke stand, meinte, der Tosafall sei doch schöner. Wäre ein Amerikaner da gewesen, der hätte vielleicht gesagt, der Handeckfall sei nichts gegen den Niagara. Es hat ja jeder ein Recht und kann nicht umhin Vergleichen anzustellen und darnach ein Urtheil sich zu bilden. Aber oft sind solche Bemerkungen nichts als Phrasen eitler Touristen, welche sich wichtig machen und zeigen wollen, daß sie vielgereiste Leute sind und

nicht mehr viel Neues finden können. Ich vergleiche auch zwei Wasserfälle, Gletscher, Berge und Thäler mit einander und komme dann meistens zu dem Resultat, daß beide schön seien, aber ich suche mir Rechenenschaft zu geben über ihre Eigenart und ihre Verschiedenheit, und gerade bei den Wasserfällen ist es sehr lohnend dieß zu thun. So wenig eine Brünnetta darum minder schön erscheint, weil eine Blondine auch schön ist, so wenig fehlt einem Staubbach deshalb der Reiz, weil der Rheinfall bei Schaffhausen, der mehr Stromschnelle als Wasserfall ist, bewundert werden muß.

Wenn die Urtheile über den Handeckfall darin übereinstimmen, daß man ihn großartig nennt, so muß doch der Eindruck, den er auf die verschiedenen Beschauer, je nach ihrer Individualität, macht, sehr verschieden sein, da man erzählen hört, der dänisch-deutsche Dichter Baggesen, der oft und lange in der Schweiz verweilte, habe sich an einer Felsenkante über dem rasenden Wasserschwall gelagert und — die Flöte geblasen. Es war freilich noch die Zeit, wo mit den Schäfergedichten Flöte und Schalmel als Lieblingsinstrumente harmonirten, aber die Sentimentalität eines arkadischen Schäfers harmonirte nicht mit dem Donnergetöse des Handeckfalls und, wie J. N. Wyß bemerkt, die Töne eines Orpheus vermöchten nicht die Wasserwuth zu bändigen. Wenn man aber die in Hexametern zusammengefügte „Parthenais oder die Alpenreise“ jenes Dichters kennt, so erscheint jene sonderbare Erzählung nicht mehr sonderbar.

Das große Oberhasle, von der Aare und deren Zuflüssen durchzogen, umfaßt mehrere Thäler, deren schöner Menschenschlag berühmt ist. Um unser nächstes Ziel, die Engstlenalp zu erreichen, verfolgen wir zuerst den Weg, auf welchem die Mehrzahl der Touristen dahin zieht, um über Meyringen in das Oberland vorzubringen. Wenn man noch den vollen Eindruck der Handeck in sich trägt, bietet die Gegend, welche mehr den Charakter der Tede als einer ergreifenden Wildheit hat, anfangs kein Interesse. Wir kommen nach Guttannen und bleiben noch bei der großen Karawane, bis in dem Dörfchen „im Hof“ unser Wegweiser auf den Jochpaß zeigt, während andere Reisende, die nicht auf der großen Route bleiben wollen, sich auf den langen Suftenpaß begeben. Eine Weile haben wir noch mit diesen denselben Aus- und Aufgang, aber wo das Gentelthal und Gadmenthal zusammenstoßen, nehmen wir den Gentelbach als Führer, der uns sicher in das

Gentelthal hinaufbringt, aber nicht ohne unsere Kraft ein wenig anzustrengen und unsere Geduld recht sehr auf die Probe zu stellen, denn ein sanfter Landregen stellte sich ein und gönnte uns nicht die Freude, die wir uns von den grünen Matten und den schönen Baumgruppen versprochen hatten, gestattete uns auch nicht den Einblick in das Urbachthal mit seinem vergletscherten Hintergrunde. Die Kühnheit der Felsparthien konnte zwar der Regen unsern Augen nicht entziehen, aber das Bild war unvollständig, da zu dem Wilden der Gegensatz des Lieblichen fehlte, und selbst der pyramidale Sturz des Gentelbachs wie andere Wasserfälle konnten uns nicht fesseln, da das Wasser so unbarmherzig vom Himmel auf uns herab fiel. Wer an solchen Tagen wandern muß, der findet sich zuletzt in sein nasses Schicksal, weil es eben ein Schicksal ist, das so recht sichtbar und fühlbar vom Himmel kommt: er wird apathisch und fühlt sich nur noch als Gangmaschine, die in Bewegung gehalten werden muß. Die Gangart der Reisegeellschaft ist der Gänsetritt; in gleichem Tritt und Schritt zieht einer dem andern nach. Wenn man aber einmal einen Halt macht, so kommt doch gewöhnlich der beste Reisebegleiter, der Reisehumor, der unter den Humoren eine eigene und zwar treffliche Spezies ausmacht, etwas zum Vorschein. Man schaut sich gegenseitig darauf an, welchen Eindruck das himmlische Naß gemacht, welche Metamorphosen des Daseins sich in den Costümen kund gethan haben und eine gute Bemerkung zündet dann leicht wieder den scheinbar erloschenen Funken des Geistes. Es entwickelt sich auch wohl eine kleine dramatische Scene. Unser Führer Jonathan, der im weichen Mitgefühl sehr partheiisch geworden ist für eine der Damen, die ihm bei der Trübsal des Tages am meisten zu leiden scheint, hatte unterwegs einen Sack acquirirt, ganz rechtmäßig, nicht durch Annexion. Sobald ihm der ritterliche Gedanke gekommen ist, nimmt er den Sack von seinen Schultern und umhüllt die zarte Figur der Dame. Wir spenden dem Paladin den gerechten Dank für den Minnedienst und mit Wonnegefühl läßt sich der gute Mensch durchregnen. Wie oft habe ich mir das Talent eines Töpferer gewünscht, um auf meinen Reisen im Zickzack die Genrebilder in mein Album bringen zu können! Aber wenn ich ein solches Bild vor Augen habe und es mir auch nachher fortwährend im Geiste vorstellig machen kann, so komme ich mir vor wie ein Raphael ohne Hände. Man sagt zwar, Raphael wäre auch ein Raphael ge-

wesen, wenn er ohne Hände geboren wäre, aber man würde doch nichts vom Raphael wissen.

Die zweite Hälfte des Weges zur Engstlenalp ist weniger streng und wir können uns beeilen unter Dach zu kommen. Jetzt steht dort eine Chalet et pension du Titlis à Engstlen, wie auch das unnötig französisirende Rechnungsformular verkündet, damals (1852) diente eine erweiterte Sennhütte als Reiseherberge. Ein einziges Bett stand den Einkehrenden zur Disposition, das zwar ein Himmelbett war und, was ein eigener schweizerischer Begriff ist, ein „anderthalbschläftiges“ Bett, aber wer nicht das Glück hatte, dasselbe durch Prävention oder durch das Loos zu erwerben, konnte sich leicht trösten, denn das Lager auf duftigem Alpheu war gar nicht zu verachten und mancher mag dort zum ersten Mal dieses Stück und Glück idyllischen Lebens gekostet und Hirtenträume geträumt haben. Ich war so prosaisch, gar nicht zu träumen, sondern nach der ermüdenden Tagfahrt den Schlaf des Gerechten zu genießen.

Die große fruchtbare Engstlenalp gehört noch zum Oberhasle, aber zwischen ihren Hirten und den benachbarten Unterwaldnern scheinen die sonst bei Grenzüfern so gewöhnlichen Reibereien wenigstens nicht Regel zu sein. Nur an den auf dieser Alp gehaltenen Schwingtagen stehen die Hasler und die Unterwaldner als Parteien im ehrlichen Kampfe sich gegenüber.

Die Alp ist reich an Weiden und an Wasser, und im Bereich des Wassers hat sie sogar einen Wunderbrunnen, der nicht etwa wegen der Heilkraft diesen Ruf genießt, sondern weil er so recht als ein Segen der Alp erscheint. Was die Sennen noch jetzt von diesem Brunnen erzählen, berichteten schon verschiedene alte Schriftsteller. Der Stadtschreiber Cysat in Luzern, welcher um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Vierwaldstättersee und seine Umgebung beschrieb, sagt: Nicht weit von dem besagten Melchthal, auf den Gebirgen und hohen Alpen ist der wunderbarliche seltsame Brunnen auf Mengstlen, der des Tags nur zweimal fließt, nämlich wann das Vieh zu Sommerzeit trinken will. Man hat auch erfahren, daß dieser Brunnen Unsauberkeit und Wust nicht leidet, denn so man aus Muthwillen oder Unfleiß etwa einen Unflut darein wirft, bleibt der Brunnen etliche Tage sowohl Morgens als Abends aus und giebt kein Wasser. Derselbe Cysat meldet auch von andern Wunderbrunnen der Gegend. In des freien Gotteshauses Engelberg Botmäßigkeit, erzählt er, allernächst

dem Gotteshause, kommt zu Anfang des Maiens das Wasser oder Flumen Suranum mit großem Schwall aus einer Kluft des Erdreichs herfür, anfangs ganz weißfarbig wie Milch, welches hernach in das Aawasser läuft. Item zwischen Wolfenschießen und Engelberg, an einem Ort auf der Landstraße, genannt im Kaltle, auf bemeldetem eingehenden Maien, entspringt ein wunderschön, frisch, kalt und kristalllautes Brunnenwasser aus den daselbst liegenden Felsen in solchem Ueberfluß, daß solches zu etlich Mühlrädern genugsam wäre und als eine sondere Ergößlichkeit anzuschauen ist, wie ich solches anno 1652 auf einen Tag an dem ein und andern Ort mit eigenen Augen anlaufen und hervorkommen gesehen, da doch am vorgehenden Tag kein Wortzeichen des Wassers gespürt worden. Diese beiden Wasser verlieren sich wieder im Herbstmonat. Gleicher Gestalt ist ein solcher Maienbrunnen in der Seeenge zwischen der Lopp und Rothberg, denjenigen, so durch denselben Canal in den Alpnacher oder aus dem Alpnacher in den Vierwaldstättersee schiffen, sehr wohl bekannt. Dieser läuft am heiligen Kreuztage im Maien an und verliert sich wieder an des Heiligen Kreuztag im Herbst. Ingleichen ist sich zu verwundern, daß an dem Bürgenberg, auf der Unterwaldner Seite, ein Bach entspringt, welcher an einem Tage bis in acht oder zehn Mal anläuft, daß er ein Mühlrad triebe und so viele Male ganz wieder abgeht und vertrocknet.

Das Gemeinsame dieser und anderer Zeitbrunnen ist ihre Periodicität, aber sie sind unter sich doch wieder verschieden. Nach dem, was mir über den Brunnen auf der Engstlenalp gesagt wurde, ist es eine Fabel, was Cysat meldet, daß er etliche Tage ausbleibe, wenn Unrath hineingeworfen werde; er höre wohl einmal plötzlich auf zu fließen, aber aus einem andern Grunde. Auch ist es wohl nicht richtig, wenn Cysat sagt, der Brunnen fließe zur Sommerzeit nur zweimal am Tage. Nach meinem Gewährsmann strömt die Quelle den Tag über, etwa von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, ruht aber in der Nacht. Wenn dieses wahr ist, so kann der Grund davon, daß er nicht im Winter und im Sommer nur zur Tageszeit fließt, wohl kein anderer sein, als daß nur zu dieser Zeit die Sonne thätig ist, das Eis und den Schnee in der Höhe zu schmelzen und daß dann das Wasser durch diesen Canal abströmt.

Einen abweichenden Bericht über das Intermitteren der Quelle auf der Engstlenalp gab Meißner

in den Alpenrosen 1812. Er sagt: dieser Bach fängt an im Mai zu fließen und hört auf in der Mitte des Augusts. Sein Lauf ist aber auch täglich mehrere Stunden lang unterbrochen, indem er gewöhnlich gegen oder nach 4 Uhr Abends anfängt und bis gegen Mitternacht zunimmt, von da an aber nach und nach wieder schwächer wird, bis er um 8 Uhr Morgens ganz aufhört. Damit verhalte es sich so: das Schmelzwasser des Eises, durch dessen Abfluß der Wunderbrunnen gebildet wird, sammelt sich den Tag hindurch in dem Engstlen-See, der ungefähr eine kleine halbe Viertelstunde von den Hütten entfernt ein wenig niedriger liegt als die Quelle des Baches, und erst gegen Abend dadurch so hoch ansteigt, daß dieser alsdann anfangen kann zu fließen, und wenn der See durch diesen Abfluß während der Nacht, wo er keinen Zufluß von oben erhält, wieder gesunken ist, so muß der Wunderbrunnen am Morgen aufhören; bei lang anhaltendem Regenwetter kann er aber auch wohl mehrere Tage ohne alle Unterbrechung fließen.

Wenn schon die Berichte über diesen einen Zeitbrunnen so verschieden sind, die verschiedenen Quellen der Gattung aber wieder ihre Eigenart haben, so ist eine genaue Beobachtung durch die Naturforscher geboten, um den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen festzustellen. Vielleicht ist dies geschehen, mir dem Laien aber die betreffende Literatur nicht bekannt geworden.

Ein schwierigeres Problem als die Engstlenalp bietet das Assathal im Unterengadin, aus welchem Ulrich Campell in seiner rhätischen Geschichte meldet, zwei Stunden unterhalb Nemüs falle auf der Mittagsseite von der dortigen Bergkette ein Gewässer in den Inn, dessen Hauptquelle 2—3000 Schritte entfernt im Val d'Assa, in einer Kalksteinhöhle entspringe und die wunderbare Eigenschaft besitze, während des Tages dreimal zu versiegen und dreimal wieder zur vollen Stärke anzuwachsen; er habe im Jahre 1562 Gelegenheit gehabt diese Beobachtung selbst zu machen. Man erklärt das täglich einige Male wechselnde Fließen und Versiegen solcher Quellen daraus, daß sie aus unterirdischen Wasserbecken kommen, welche heberartig ausfließen, wenn sie voll sind.

Das periodische Versiegen mancher Quellen ist betont in dem Namen Hungerbrunnen. So wenigstens erklärt Stalder in seinem schweizerischen Ibiotikon diesen Namen. Eine ganz andere sich an einen Volksglauben anschließende Deutung haben aber verschiedene

ältere Schriftsteller und ihnen schließt sich an Kochholz in den Schweizerfagen aus dem Nargau (I. S. 40): Hungerbrunnen, auch Heidenbrunnen, Zeit- und Hemmbrunnen, Schonbrunnen genannt, sind Quellen, die meistens erst im Monat Mai, oft gar nicht, überhaupt nicht alljährlich zu fließen beginnen und nur bis Juni oder Juli in Fluß bleiben. Aus der Reichhaltigkeit und längeren Dauer ihrer Strömung pflegen die Landleute auf Mißwachs, Theurung und Hungersnoth zu schließen, daher der Name. Dieser landwirthschaftliche Schluß ist nicht unberechtigt. Solcherlei Quellen sind zumeist häufig in wasserreichem Hügellande und entstehen vorzüglich dann, wenn nach einem nassen Spätsommer der Boden so sehr mit Wasser übersättigt wird, daß er das Schneewasser des Winters nicht mehr aufnehmen kann; demnach erscheint dieses beim ohnedies verspäteten Aufthauen des Bodens an der Oberfläche, und durch eine so lang aufgehaltene Verdunstung ist der erkältete Boden für das Gedeihen der Gewächse unbrauchbar. Je weiter diese Bodenbeschaffenheit landschaftlich reicht, um so fühlbarer muß der Mißwachs alsdann werden und es entsteht wenigstens lokale Hungersnoth. Solcher Hungerbrunnen hat die Schweiz sehr viele; im Kanton Zürich bei Wangen, Seglingen, Aspi, der Haarsee bei Henggart, der Schonbrunnen bei Wollishofen. Im Kanton Schaffhausen bei der Ruine Neuenburg am Rhein. Im Kanton Freiburg die Quelle Bramasan im Jaunthal. Im Kanton Waadt der Mocaufa-See.

Von diesen Brunnen und Bächen ist der Hungerbach bei Wangen am genauesten beobachtet (S. J. Scheuchzer's Naturgeschichte des Schweizerlandes I, 336). Jener Volksglaube existirt auch wie der Name Hungerbrunnen bei der Ruine Neuenburg und Kuenlin nennt in seiner Beschreibung des Kantons Freiburg den Bramasan Hungerschreier. Ob aber alle jene Localitäten in dieselbe Kategorie gehören, muß ich bezweifeln.

Der Wunderbrunnen auf der Engstlenalp bleibt eine beobachtungswerthe Merkwürdigkeit, wenn auch das Wunder von ihm abgestreift wurde, wie von dem rothen Schnee, der auch an dieser Alp und am Rhonegletscher gefunden ist. Gänzlich schwindet, ohne Hülfe der Naturforscher, aus dem Gedächtniß der Menschen ein anderes Wunderbild und nur noch ganz alte Mütter wissen davon zu erzählen; es ist das Engstlenfräulein, das früher manchen jungen Senn verlockt hat durch seine Schönheit, aber Ziegenfüße hatte.

Solcher Widerspruch in der Körpergestalt findet sich bekanntlich oft in den Sagen und Märchen, namentlich auch bei den Zwergen und sehr richtig bemerkt der sagentundige Nothholz, daß man allen Wesen des Zwischenreiches eine unvollkommene Körpergestalt zu geben pflege. In das Gebiet moderner Reflexion ist dieser Zug der Mythe gebracht von Heinrich Heine, wenn er im Romancero sagt: „Wir alle gleichen jenen Zwergen, Wir haben alle was zu verbergen.“

J. N. Wyß vernahm noch aus dem Munde eines Sennen am Gauligletscher jene Sage in folgender Einkleidung. Ein Schweizer aus dem Berner Oberlande war einst vor einer ziemlichen Zeit auf Reisen in der Fremde und eines Abends kehrte er in einer abgelegenen Hütte ein, wo ihn ein alter Mann mit Gastfreundschaft empfing. Nach mancherlei Gesprächen gab der Greis sich dem Wanderer als einen Oberhasler zu erkennen, den der Kummer von der Heimat in das Ausland getrieben. Ihm waren — ohne daß die Sage meldet, wie, von wem und warum, — drei schöne Töchter verflucht worden, und bis auf diesen Tag sind alle drei, von der Bezauberung noch unerlöst, auf hohen Haslerbergen, wo sie oft mit Spuk sich zeigen. Zuerst im Gauligletscher haust das Gaultisweiblein und erscheint, von einem Hündchen begleitet, oft den Sennen in dem hintern Urbachthal. Zum Zweiten irrt das Engstlenfräulein an der Engstlenalp zuhinterst in dem Gentelthal und ist von den Hirten gar vielmal erblickt. Zum Dritten weilt das Geißmaidlein auf den Höhen des schönen Haslibergs und hat öfter schon einsame Knaben angelockt. Doch als vor Kurzem es einen hübschen stillgearteten Jungen zum Riltgang zieht, ließ es ein paar Geißfüße sehen und der bangerschrockene Züdling schlich seitab von dannen, weil bei diesem Anblick ihm nicht mehr geheuer war. Wie dieser dreifache Zauber zu lösen sei, weiß wohl der Alte nur, der in der Fremde wohnt, doch hat er niemandem es mitgeteilt und jetzt weiß auch niemand, wo er zu finden, niemand, ob er noch am Leben sei.

Die Engstlenalp hat in der Bergwelt noch die besondere Bedeutung, daß sie eine Ausgangsstation für die Ersteigung des Titlis ist, dessen Spitze von ihr sogar in kürzerer Zeit erreicht werden kann als von Engelberg aus. Bei der so ungemein zunehmenden Luft am Bergsteigen und der Ueberwindung von Schwierigkeiten, vor denen man noch vor 20 Jahren zurückschreckte, wird freilich ein „richtiger“ Bergsteiger sich nicht rühmen dürfen auf dem Titlis gewesen zu

sein, allein man wird doch darin eine genügende Legitimation zum Eintritt in den Alpenklub sehen. Einzelte Ersteigungen gehören schon dem vorigen Jahrhundert an. Als der erste Ersteiger wird ein Geistlicher des Klosters Engelberg im Jahre 1739 genannt; beglaubigt ist die Ersteigung durch den Arzt Marcus Feierabend 1786. Jetzt gilt ein solches Kraftstück nicht mehr als früher ein Gang auf den Pilatus, aber wer auf dem Gipfel des Titlis steht, hat doch einen Höhepunkt erreicht, von welchem der Rigi nur als ein Hügel erscheint.

Die Höhe des Jochs läßt sich in $1\frac{1}{4}$ Stunden von der Engstlenalp erreichen; dann geht es über ein Terrain, auf welchem Trümmerfelder, Lawinenschnee und grüne Abhänge mit einander wechseln, an dem untern Ende des Trübseegletschers vorbei; weiter aufwärts zum engelberger Speisgänterli und über eine Felsenkante in die Eisregion hinan zum Nollen, dem beschneiten Gipfel der Titlisgruppe. Beim „Stand“ treffen die Wege von Engelberg und Engstlen zusammen. Für gute Bergsteiger ist die Entfernung von den Sennhütten der Engstlenalp bis zum Nollen (3239 M.) 5—6 Stunden.

Wer ohne Schwindel die Spitze erreicht hat, der thut wohl zuerst seinen Blick in die Umgebung nach Norden zu richten, wo der Nollen einen verhältnißmäßig sanften Abhang hat, während er gegen Südosten mehrere Tausend Fuß schroff abfällt und von dort der zerrissene Wendelgletscher und die wilden Urathshörner entgegenstarren, so daß man das Schauerliche in höchster Potenz im Bilde vor und unter sich hat.

Wenn ein zweckdienlicher Aufgang zu einer Bergspitze gefunden und erprobt ist, so fühlen die kühnen Bergsteiger sich angereizt zu versuchen, ob nicht der Berg von einer andern Seite und in neuen Wendungen zu erklimmen sei. Oft gelingt dieß, bisweilen giebt es dann aber ein Unglück. Am 23. Aug. 1865 hatte ein Herr Höpner aus Dresden den besten Führer des Engelbergerthals, Eugen Infanger, für die Ersteigung des Titlis von einer neuen Seite oder in einer zum Theil neuen Richtung engagirt. Die Beiden waren schon weit hinaufgekommen als ein abschüssiges blankes Gletscherfeld, links von der Nothegg, nur 20 Minuten davon entfernt, sie ins Verderben brachte. Herr Höpner scheint zuerst ausgeglichen zu sein und den durch einen Strick mit ihm verbundenen Führer nach sich gezogen zu haben, denn Infangers Hände zeigten sich bei der Leichenschau vom Anklammern

an den Gletscher ganz geschunden. Die zerschmetterten Leichen wurden am Tage nach dem Unglück aufgefunden. Inzanger hinterließ eine zahlreiche Familie, deren Noth die trauernde Wittve des Herrn Höpner, welche mit banger Erwartung der Rückkehr des Mannes geharrt, aber nur seinen verstümmelten Leichnam wieder gesehen hatte, durch eine ansehnliche Pension zu mildern sogleich bereit war. Aber auch der schweizerische Alpenklub, welcher einen Bergführer, wie Eugen Inzanger es war, zu den Seinigen rechnet, blieb nicht unhätig. Voran ging die basler Sektion mit einer bedeutenden Summe; die Collette bei den Mitgliebern

der übrigen Sektionen ergab ein weiteres Capital, das zur Unterstützung der Familie und besonders der Erziehung der Kinder des Verunglückten verwendet werden soll.

Dieser Unglücksfall mahnt von Neuem, daß eine irgendwie gewagte Bergersteigung nie mit einem einzigen Führer und wäre er der allerbeste, unternommen werden sollte. Wäre hier noch ein dritter erfahrener, kräftiger Mann im Bunde gewesen, so wäre muthmaßlich das Unglück nicht geschehen. Vielleicht war auch das bei anderen Gletscherfahrten nothwendige Zusammengebundensein gerade hier nicht am Platze, und konnte nur schaden, nicht nützen.

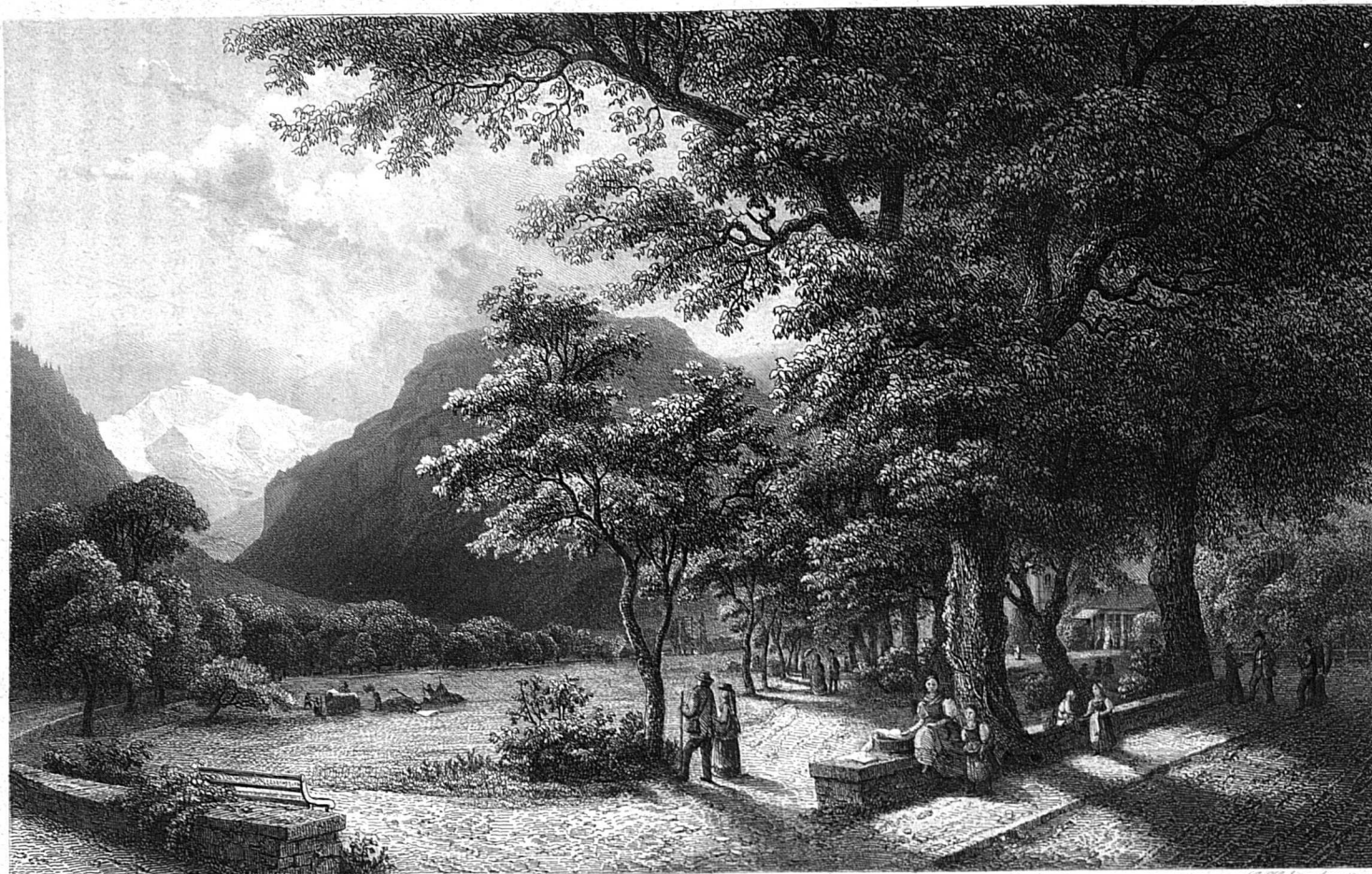
Interlaken.

Man erzählt von einem berühmten deutschen Aesthetiker, daß er nicht in's Berner Oberland habe gehen wollen, um sich den Geschmack an Tirol nicht zu verderben. Die Schweiz kann immerhin das, wenn auch in sonderbarer Form, doch vom Standpunkte der Wissenschaft des Schönen gespendete Lob acceptiren. Aber das Berner Oberland ist nicht bloß gepriesen, sondern auch verrufen. Mancher, der nach einem Besuche desselben wieder der Heimath zuziehen will, thut es mit schwerem Herzen, aber mit sehr erleichteter Geldbörse und formt sein Urtheil über den Aufenthalt in dieser großartigen und zugleich lieblichen Gebirgswelt in den sprichwörtlich gewordenen Satz: Das Leben ist schön, aber theuer! Am Ende verschmerzt er doch daheim die Einbuße seiner Cassé, aber das Zauberbild der geschauten Herrlichkeit bleibt ihm frisch und er zieht nochmals dahin, wo das Leben zwar theuer, aber doch so schön ist. Er weiß, daß er lasterhafte Rechnungen zu zahlen haben wird, er quartirt sich dennoch wieder ein in einem der eleganten Hotels Interlakens, besucht auch wieder die große Scheideß, wo er noch lasterhafter behandelt wird.

Interlaken wird immer, zum Verweilen für die, welche die Anstrengung des Bergsteigens scheuen müssen und für die, welche leichtgegürtet auf die Höhen streben, ein unvergleichliches Stück der Schweizerwelt bleiben. Wer es früher gekannt hat, mag freilich seufzen, daß das alte Interlaken kaum noch zu entdecken, sondern in den Schatten gesetzt ist durch die Neustadt der Hotels und Pensionen am Höhenweg, wo in der Reise-

saison eine Polyglote studirt werden kann und Orient und Occident neben einander wandeln. Im Anfange dieses Jahrhunderts (1804) schrieb Ulrich Hegner: „Da Unterseen und das anstoßende Interlaken gegenwärtig noch nicht als allgemeine Heil- und Lustplätze angesehen und als solche noch wenig besucht werden, so wurden wir in unsrer Herberge noch mit wahrer natürlicher Gefälligkeit und nicht mit jener abmessenden gespannten Höflichkeit empfangen, die zwar theilnehmend in Worten, aber noch weniger als gleichgültig im Blick ist, womit man sonst in den berühmten Kurorten aufgenommen wird. Den Mann, in dessen Hause wir wohnen, kennen Sie schon lange, wenn Sie sich der Reinhard'schen Schweizertrachten in Marau erinnern, wo er als Oberländer Bauer nach dem Leben getroffen ist. Jetzt Herr Seckelmeister Großmann, vorher Müller des Ortes.“

Das ist nun jetzt, nach mehr als 60 Jahren, Alles anders geworden und man muß sich oft erst besinnen in Interlaken, ob Interlaken noch zum Berner Oberlande gehöre. Der alte Großmann — Gott habe ihn selig! — ist längst als Conterfei eines Oberländer Bauern mit der sehenswerthen Reinhard'schen Gallerie in den Bundespalast in Bern gewandert und ich habe den Mann mit dem treuherzigen, biedern Gesicht in dem alten Costüm dort noch vor Kurzem begrüßt. Wie könnte auch ein Maitre d'hotel in Interlaken es wagen, so altmodisch zu erscheinen! Aber die hübschen Oberländerinnen in ihrer schmucken Nationaltracht sind doch noch da, wird der junge Tourist sagen, der Interlaken



BLICK AUF DIE JUNGFRAU
VOM HÜHWEBB IN INTERLAKEN.

VUE SUR LA JUNGFRAU
DU HÜHWEBB D'INTERLAKEN.

Vorlag von Ch. Krüsi in Basel.

B. Müller del. et grav.



gestreift hat. Hören wir, was Karl Vogt über das junge schöne Geschlecht von Interlaken vor 25 Jahren schrieb: „Da fallen mir die Emmeli's und Mimili's aus dem „Bödeli“ wieder ein, die romantischen Hirtinnen, deren Gemüth noch so frisch und unbefleckt ist, als der Pelz der Lämmer, die sie weiden, oder als der Schnee ihrer Gebirge. Wenn's nur so wäre. Allein man muß einen außerordentlichen Vorrath von gutmüthiger Leichtgläubigkeit haben und noch außerdem vor lauter Fantasmagorieen nicht dazu kommen, die Wirklichkeit zu sehen, wenn man die unschuldigen Mädels in Interlaken finden will. Dem Kenner zeigt schon die Tracht, wen er vor sich hat. Da findest Du nicht mehr das schlicht gescheitelte Haar mit handdurchflochtenen Zöpfen, welche über den Rücken herabhängen, das schwarze Nieder, den einfachen Rock, die bloßen Arme und die eisenbeschlagenen Schuhe; Gott bewahre! im Pas de deux kommen Dir diese Sonnenrinnen entgegen, die noch nie eine Alp bestiegen haben, zierlich frisiert mit Locken und Blumen, glänzenden Busennadeln auf dem mit Spitzen besetzten Hemde, überladen mit geschmackloser Silberstickerei, und gebildet — ach wie gebildet! Sie sind in Wälschland gewesen und haben dort französisch plappern gelernt und nebensbei auch etwas Anstand et de la mythologie adaptée pour des jeunes demoiselles. — Verzwick und verschoben, geziert wie Hofdamen, leiden sie an all' den Vapeurs und Migrainen, die jetzt schon längst aus der Mode gekommen sind, und kein gesunder, frischer Kern läßt sich unter der civilisirten Lünche finden. Wie die schöne Volkstracht unter ihren eiteln Händen zu einer lächerlichen Maskerade herabgesunken ist, so sind auch die gutmüthige Schalkhaftigkeit, der leichte Wit und das empfängliche Herz verwandelt worden in gefallsüchtige Coquetterie, angelernte Naivetät und Claren'sche Empfinderei. O der Unnatur, daß sie sich nicht schämen im Angesicht ihrer heimischen Berge, deren gewaltige Stirnen, trotz der Jahrtausende, welche über sie hinweggegangen sein mögen, noch eben so frei und unverändert in den blauen Himmel hineinragen, als sie aus der Hand der schöpferischen Natur hervorgingen. Im Schatten jener Nußbäume, deren Blätter noch von dem ehernen Tritte der Gepanzerten flüstern können, gegenüber jener Jungfrau, deren keuscher Kranz nur dem Kühnsten ward, wandeln jetzt die schönsten Nachkommen eines herrlichen Geschlechtes, und suchen die schwere Börse des Insulaners durch girrendes Kosen zu erleichtern.“

Die Farben sind hier stark aufgetragen, aber das Bild enthält Wahrheit. Ohne Zweifel gilt jedoch von Interlaken, was ich an andern, im Sommer von Touristen aus allen Weltgegenden überschwemmten Orten bemerkt habe, daß deren Bewohner im Winter und überhaupt außer der Saison, wie ihre Lebensweise, so auch ihre Denkweise verändern und wenn sie wieder unter sich sind, ihre Natürlichkeit wieder gewonnen haben.

Interlaken — inter lacus, zwischen den beiden Seen von Thun und Brienz, ist ein Bezirk; einen Ort Interlaken gibt es, genau genommen, nicht, denn der Höhenweg mit seinen großen Etablissements gehört zur Gemeinde Narmühle. Früh führte aber schon das dortige Kloster den Namen Interlaken oder gewöhnlicher Interlachen (auch Znderlappen). Es war ein Augustinerkloster für Männer und Frauen, die zwar durch eine Mauer von einander geschieden waren, aber die Nachbarschaft war doch gefährlich und man erzählte, wie überall von solchen Doppel-Conventen, von argen Uebertretungen der Kirchenzucht, weshalb das Nonnenkloster aufgehoben und dessen Einkünfte dem Stift des h. Vincenz in Bern überwiesen wurden. Einst, als das Nonnenkloster noch bestand, wollte oder sollte Elisabeth von Scharnathal, Schwester des vornehmen Ritters Conrad von Scharnathal, Profeß thun (1474). Aber gerade, als sie der Welt entsagen sollte, erblickte sie einen schönen Jüngling von Interlaken, Thomann Güntsch. Anshelm in seiner Berner-Chronik nennt ihn einen Ordensjüngling. Sie rief ihn, in Gegenwart der beiden Convente, „um die heilige Ehe an“, welche auch zu Stande kam und Elisabeth brachte ihrem Ehemann einen Theil der Herrschaft Unspunnen zu. Es ist dieses Stück aus der Klostergeschichte erbaulicher, als was sonst von dem reichen, üppigen, schlechtverwalteten Kloster gemeldet wird, welches in der Reformationszeit aufgehoben ist. In einiger Verbindung mit dem Kloster steht eine Sage, die ich als schon zum Kreise der Hochgebirgsagen gehörig und den Sagen anderer Gegenden verwandt, nach dem Vorgange vom Pfarrer Gerwer in Grindelwald, mittheilen will.

Die Unterwaldner machten 1341 einen Streifzug in das Klostergebiet von Interlaken; auch das zum Kloster gehörige Grindelwald wurde heimgesucht. Die Unterwaldner erschienen plötzlich auf der großen Scheidegg, machten die Hirten nieder und trieben das Vieh weg. Ein Aelpler aber, der sich hatte retten können, rief durch das Alphorn in's Thal hinab:

Lugga, lugga, die gute Chue,
Sie muß gegen Unterwalden zue.

Das hört sein „Meitschi“, versteht den Ruf, eilt nach der Kirche, wo die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt ist. Rasch brachen die Mannen auf, bewaffneten sich in der Eile und erreichen die Unterwaldner auf dem „Zwirgi“ oberhalb Meiringen und jagen ihnen nach kurzem Kampfe die Beute wieder ab. Im Aerger sticht ein Unterwaldner nach der ihm wieder abgenommenen Kuh; das Thier schlägt im wilden Schmerz mit dem Hinterfuß auf den Felsboden und noch vor wenigen Jahren war der „Kuhtritt“ deutlich und in natürlicher Größe zu sehen.

Es sind hier zwei Sagen zusammengefügt; der ersten fehlt aber die Spitze, daß der Aelpler in seinem Eifer zu retten sich todt geblafen hatte und von den Seinen auf der Alp liegend, noch mit dem Alphorn in der Hand, gefunden wurde. Aber auch diese Form der Sage ist der Gegend nicht fremd. Im Hintergrunde des wilden Bergthals Habtern, nach der Grenze des Cantons Luzern zu, liegt eine Alp mit Namen Mellgäu. Dahin kam eine Schaar Entlebucher, tödtete die Oberländer Semmen und raubte deren Vieh. Um die That recht grausig zu machen, sollen sie sogar die Semmen in der siedenden Wolke verbrannt haben. Ein rüstiger Oberländer Hirt war aber mit der Wolle, dem hölzernen Milchtrichter, entsprungen. Der stellte sich auf einen Vorsprung nach dem Habterthale zu und schrie durch die Wolle so mächtig was geschehen war, daß ihm der Leib zersprang. Aber seine Geliebte unten im Thal hatte das Rufen verstanden, lief und bot das Landvolk auf, das sich bewaffnete und die Entlebucher schlug bei der Wehri, wo noch in diesem Jahrhundert Schwertgriffe gefunden sein sollen. — Der zweite Theil jener Sage ist eine der so oft vorkommenden Deutungen von auffallenden Eindrücken im harten Gestein, welche Fußspuren gleichen.

Eine Sage anderer Art knüpft sich an das hübsch gelegene Neltwald am nahen Brienser-See. Dort wohnen einst drei starke Riesen, die sich in Bären- oder Wolfshäute kleideten. Da entbot ein deutscher Kaiser dem Volke des Oberlandes für einen Kriegszug zu seinem Heere zu stoßen. Man sandte ihm aber nur die drei Riesen und als er darüber sich erzürnte, versprachen diese zu leisten, was ein zahlreiches Volk zu leisten nicht im Stande sei. Alsobald begaben sie sich hin in den nahen Buchenwald und schnitten sich drei schenkeldicke Stämme ab, säuberten sie von allen Nesten

und stellten sich mit solcher Wehr in Reih' und Glied zu den kaiserlichen Schaaren. Die Schlacht bewährte sogleich, was sie vermochten, denn ihre Riesenkeulen, fürchtbar niederschmetternd, erkämpften schnell den Sieg. Da sprach der Kaiser huldreich: Wählet Euch zum Lohn was Ihr möget; es soll mein Dank für Eure Dienste sein. Sie erwiederten: Hoher Kaiser, vergönnet uns Euren Adler auf unserm Banner zu führen, wenn unsere Gemeinde dereinst zu 100 Mann in das Feld zu rücken vermag, und erlaubt uns, wenn wir zu Lande an unserm See des Sommers durstig hinunter wandeln, in den Pflanzplätzen bei Bönigen, auf dem Reichsboden, drei Rüben auszu ziehen und eine mit der Hand, zwei im Gürtel davon zu tragen. Der Kaiser gewährte gnädiglich diese Bitten, und oft am Wege zwischen Neltwald und Bönigen, wo jetzt der Platz „am Stadel“ heißt, versahen sich die Riesen mit den Rüben. Aber, wie oft auch starke Männer vom Briensersee in kaiserlichen und königlichen Heeren gebient haben, niemals hat die Gemeinde Neltwald dem deutschen Kaiser 100 streitbare Mannen stellen können und wollen. Diese Sage gibt manches zu deuteln. Es ist darin ein Anklang an die einst verbreitete Regel des vom Diebstahl streng geschiedenen Mundraubes „drei sind frei“; aber für den Sagendeuter ist es bemerkenswerth, daß J. N. Wyß, der in seiner Reise in das berner Oberland die Sage mittheilt, in dem Dorfe Matten eine bemalte Glasscheibe sah, auf welcher ein Bär dargestellt war, der ein Paar Rüben in seinem Gürtel trug. Der Name Neltwald erinnert wohl auch an Nefgrimm, den Bären der altdeutschen Thiersage.

Da wir zum Hochgebirge streben, wollen wir uns bei der ohnehin bekannten Topographie des „Böbeli“ nicht aufhalten; bevor wir aber die Jungfrau besteigen, das schon tiefer in die Gebirgswelt führende Lauterbrunnenthal aufsuchen. Die Lüttschine zeigt den Weg und da, wo bei dem kleinen Dorfe Zweilüttschinen der Fluß sich zweigt, folgen wir nicht der schwarzen Lüttschine nach Grindelwald, sondern der weißen Lüttschine, dem Bergstrom des Lauterbrunnenthals, das sich in fünf Stunden von Zweilüttschinen bis Ammertzen erstreckt. Das Thal ist nirgends über eine Viertelstunde breit und erscheint dadurch noch schmaler, daß es zu beiden Seiten von steilabfallenden Bergwänden, die an einigen Stellen wohl 2000 Fuß hoch sind, eingeschlossen ist.

Die Deutung des Namens Lauterbrunnen ist ein anmuthiges Spiel, das auch Grindelwald erfaßt hat. Bevor noch das Thal Lauterbrunnen und Grindelwald

bewohnt waren, schickten die benachbarten Anwohner einige Kundschafter hinein und auf die Frage, was sie gefunden hätten, antworteten diese: „Lauter Brunnen“ und einen Grindel-Wald. Von diesem letzteren Namen werde ich später reden. Lauterbrunnen soll also nicht von der Reinheit und Klarheit seiner Wasser, sondern von deren Vielheit den Namen empfangen haben und es gibt ja auch dort der stürzenden Bäche so viele. Da die angeblichen Entdecker des Thals benachbarte Schweizer waren, also etwa von dem früh bewohnten Böödel, so konnten sie wohl antworten: „Luter Brünne“, aber eine solche Beziehung des Thalnamens ist doch sehr unwahrscheinlich. Wir haben in der Schweiz verschiedene ähnliche Zusammensetzungen, die zu berücksichtigen sind. Lauterbach ist ein Dörfchen am gleichnamigen Bache in der Pfarrei Bachingen im Bernerlande. Ein kleiner Badeort in der Gemeinde Dstringen im Bezirk Zofingen heißt von seiner klaren Heilquelle Lauterbach. Im Berner-Amt Trachselwald ist ein Lauterbach-Thal. Was aber besonders zu beachten ist, die Lauteraarhörner haben ihren Namen im Gegensatz zu dem Finsteraarhorn. Dazu kommt noch, daß nach einer Angabe von J. R. Wyß die Kirche in Lauterbrunnen ehemals ein Filial von Ostig (an der Lüttschine) war unter dem Namen St. Andreas ad fontes limpidos. Darnach scheint es mir ausgemacht zu sein, daß das Thal Lauterbrunnen seinen Namen habe von den „lauteren Brunnen“ (fontes limpidi), die seine Zierde sind, und nicht von „lauter Brunnen“.

Wenn man von Zweilüttschinen aufwärts in's Thal steigt, so erblickt man bald zur Linken die merkwürdige Hunnenfluh, eine Felsenmasse, die wie eine zur Vertheidigung des Thals aus ungeheuren Quadern aufgebaute Bastion aussieht. Nach der Sage hat sich das Landvolk vor den Hunnen des furchtbaren Attila auf diese Fluh gerettet. Andere Locale, deren Namen an die Hunnen anklingt, werden mit den spätern Einfällen der Hunnen in Verbindung gesetzt. So ist im walliser Besoncethal eine natürliche Felshöhle mit dem Namen la grotte des Huns. Sie liegt nach der Beschreibung von Lutz (Hand-Lexikon, Ausg. von Sprecher) 670 Fuß über der Thalebene und an einem steilen Felsvorsprunge, zu welchem man nur mit Seilen oder Leitern gelangen kann. Im Innern zeigt sie sich sehr sorgfältig mit Zimmerarbeit ausgelegt und scheint einem Einsiedler zur Wohnung gedient zu haben. Der Volksglaube will aber, daß sich eine angefehene Fa-

milie der verfolgten Hunnen dahin geflüchtet und in ihr mehrere Jahre sich aufgehalten habe. Statt solcher kühnen Griffe in die Geschichte paßt zu der Lage und Beschaffenheit der Hunnenfluh besser die Annahme eines Sturmriesen Hun, der oft wie ein wilder Jäger durch die Luft fährt und schauerlich toset und heult, wenn er an einer solchen Fluh Widerstand findet und in den Berghöhlen sich verfängt. Nochholz meldet (Argovia 1860, 134), die alamannische Mundart lasse den Sturmwind gleich einem Hunde „hünen“.

Der Hunnenfluh gegenüber, an der andern Seite der Lüttschine, braust der Sausbach daher, der seinen Namen verdient. Er kommt von der hohen Sausalp, rauscht durch eine Schlucht, nimmt dann an Wildheit zu, die sich in mehreren Wasserstürzen offenbart und fällt zuletzt in die Lüttschine. Oben an dem Bergstrom soll in alter Zeit ein Dorf, vielleicht mit dem Namen Saus, gestanden haben, das aber mit seinen Bewohnern von dem wilden Wasser vernichtet wurde. Nach einer Variation der Sage hat eine Pest die Bevölkerung weggerafft. Nur ein kleines Kind blieb übrig und da niemand wußte, welchem Geschlecht der Findling angehöre, nannte man ihn nach dem Ort seiner Herkunft Sausler, welchen Namen noch jetzt ein zahlreiches Geschlecht im Oberlande führt. Eine ähnliche Bewandniß soll es mit dem sehr verbreiteten Namen Abplanalp haben. In der Nähe von Brienz ist die geräumige Planalp, auf welcher einst ein Dorf stand. Da entfesselte sich der Planalpbach und riß Häuser und Menschen in die Tiefe. Von allen wurde nur ein kleiner Knabe in seiner Wiege gerettet; man gab ihm den Namen Abplanalp und er wurde der Stammvater eines sehr großen Geschlechts. Die so vielfach in der Schweiz auftretende Annahme von einer Verwilderung und Verödung einst bewohnter Gegenden in der Höhe findet sich auch bei dem am äußersten Ende des Lauterbrunnenthals liegenden wilden Ammertenthal, auf dem nach der Sage einst ein Dorf stand und durch welches auch ein Paß in's Wallis hinüber führte. Lawinen sollen den Ort verwüstet und dann auch der vorrückende Gletscher den Paß unzugänglich gemacht haben. Die Sage hat darin noch einen Nachklang, daß das Geschlecht der Ammerter ein Ueberrest der einstigen Bewohner jenes Dorfes sein soll.

An den Sausbach heftet sich noch eine Sage, welche J. R. Wyß nicht mit Unrecht romantisch nennt, die aber noch romantischer sein würde, wenn nicht ein recht profaisches Moment eingeflochten wäre. Da, wo der

Sausbach sich mit dem Sulzbach vereinigt, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden unter Eisenfluh (Ffenfluh), und einen schönen Fall bildet, soll in der Nähe vortreffliche Weide gewesen sein, bevor der Bachrurs übergriff. Auf dem linken Ufer hirtete ein schönes Mädchen von Eisenfluh, auf dem rechten ein wackerer Jüngling von Mürren. Bald gewannen sie sich herzlich lieb. Nachdem sie oft am Bache stehend miteinander gesprochen und gescherzt hatten, hüpfte der rüstige Knabe, wenn der Bach nicht zu wild war, über die vorragenden Steine und das nicht ungefährliche Wagestück durfte nicht unbelohnt bleiben. Da kam es an einem Tage, daß der Bach gewaltig angeschwollen war und die Felsstücke in seiner Mitte forttrieb oder drohend übertoste. Ihn zu überschreiten schien unmöglich; die Liebenden mußten sich begnügen, sich zu sehen, und der Braus des Wassers gestattete kaum, daß sie sich süße Namen zuriefen. Aber lustiger Uebermuth ergriff sie und sie fingen an sich Rasenstücke zuzuwerfen. Einige Male trafen sie sich nicht; als aber der kräftige Jüngling wieder ein solches Stück hinübergeschleudert hat, sieht er das Mädchen niederstürzen und regungslos daliegen. Da schreckt ihn nicht mehr des Stromes Gewalt, er stürzt sich hinein und arbeitet sich kühn zu der Geliebten hinauf. Da gewahrt er, daß an den Wurzeln des rasch ausgeprägten Rasens ein Stein verborgen gewesen ist und das Mädchen an der Schläfe getroffen hat. Er besprengt die Geliebte mit Wasser, sie blickt verzeihend auf, aber ihr Auge schließt sich wieder und ihr Athem schwindet. Vergebens ruft er ihren Namen, ruft süße Namen, welche das Echo der Klüfte wiederhallt. Da befällt ihn unaussprechliche Trauer. Das auch im Tode schöne Mägdelein ward bestattet, wo es hingefallen war und der Hirt erbaute sich ein Hüttlein an dem Grabe. Früh und spät harrete er dort im heißen Gebete aus und nach wenigen Jahren starb er eben da, wo seine Freude gestorben war.

Leicht ließe sich diese Sage verschönern, wenn man an die Stelle des Werfels mit dem Erdkloß eine andere unvorsichtige That setzte, aber man muß die Sagen in ihren wesentlichen Stücken unberührt lassen. Manches abschreckende Beispiel von Schlimmbesserungen schweizerischer Sagen hat der Zürcher Reithard gegeben.

Je weiter man in das Lauterbrunnenthal eindringt, desto mächtiger wird der Eindruck der starren Felsmassen, zu denen die springenden und stürzenden Bäche in Farbe und Beweglichkeit den Contrast bilden. Wa-

rum eilen wir aber so; es ist doch mancher Punkt, der zum Verweilen einladet, um Bilder seltsam geformter Felsparthien einzuprägen. Die Jungfrau übt ihren Zauber aus; man eilt um ihr in der Nähe die Huldigung darzubringen und in voller Pracht steht sie da, wenn man das fröhliche Bergdorf betreten hat, dessen Häuser und Hütten zu beiden Seiten der Lütchine zerstreut sind. Südwestlich von der Jungfrau ist das Breithorn mit seinem blanken Gletscherfelde und noch mancher Berggrieze zeigt sich neben ihm wie ein Gefolge der Königin des Thales. Die hehre Pracht des Hochgebirges hindert aber nicht auch den freundlichen Eindruck zu empfangen, den die Umgebung des Dorfes auf den Wanderer ausübt. Lauterbrunnen liegt etwa 700 Fuß höher als Interlaken und hat ein kälteres Klima, aber in der heißen Sommerzeit ergiebt sich daraus, zwar nicht um die Mittagszeit, die erquickliche Alpenfrische und die Lage ist doch auch nicht so hoch, daß in dem Thalgrunde es an schönen Alhornen fehlte, während an den Berghängen die dunkleren Tannen ausharren, bis wo die dem Auge von hier sichtbare Vegetation ein Ende hat. Zum Thalbilde gehören aber auch besonders die das Auge entzückenden Alpenweiden umher, die das Thal zum Hirtenthal machen. Zwar von „armen Hirten“ sieht man hier unten nichts; die Bewohner des Dorfes sind geschäftig für die Fremden, um deren Ansprüchen zu genügen, wenn auch ihre ganze Thätigkeit nicht wie in Interlaken in dieser menschenfreundlichen Fürsorge aufgeht. Vielleicht war es eine durch historische Reminiscenz veranlaßte vorgefaßte Meinung, welche mir die Bevölkerung des Lauterbrunnenthals anders geartet erscheinen ließ als die Bewohner des Böödeli, denn um über jene ein Urtheil mir zu bilden, hätte ich verweilen müssen und nicht zur Zeit der Höhe der Saison kommen dürfen. Die historische Notiz bestand darin, daß ich gelesen hatte, die Lauterbrunner seien eingewanderte Walliser und zwar aus dem Löttschen-Thal. Nach einer Angabe von J. N. Wyß soll in einer Urkunde des Jahres 1349 die Völkerschaft des gesammten Thals sich nennen: „Wir die Leute, die da sitzen und wohnen zu Lauterbrunnen, Grindelwald und Ammertzen, die man nennt Löttscher.“ Nach der Sage ging auch einst ein Weg von Lauterbrunnen nach dem Löttsenthal zwischen dem Tschingelhorn und Breithorn durch, aber wenn ein solcher Paß existirte, so ist er längst vergletschert. Jetzt gilt es doch immer als ein Kraftstück im Bergsteigen, wenn jemand direct von Lauterbrunnen in das Wallis hinüber-



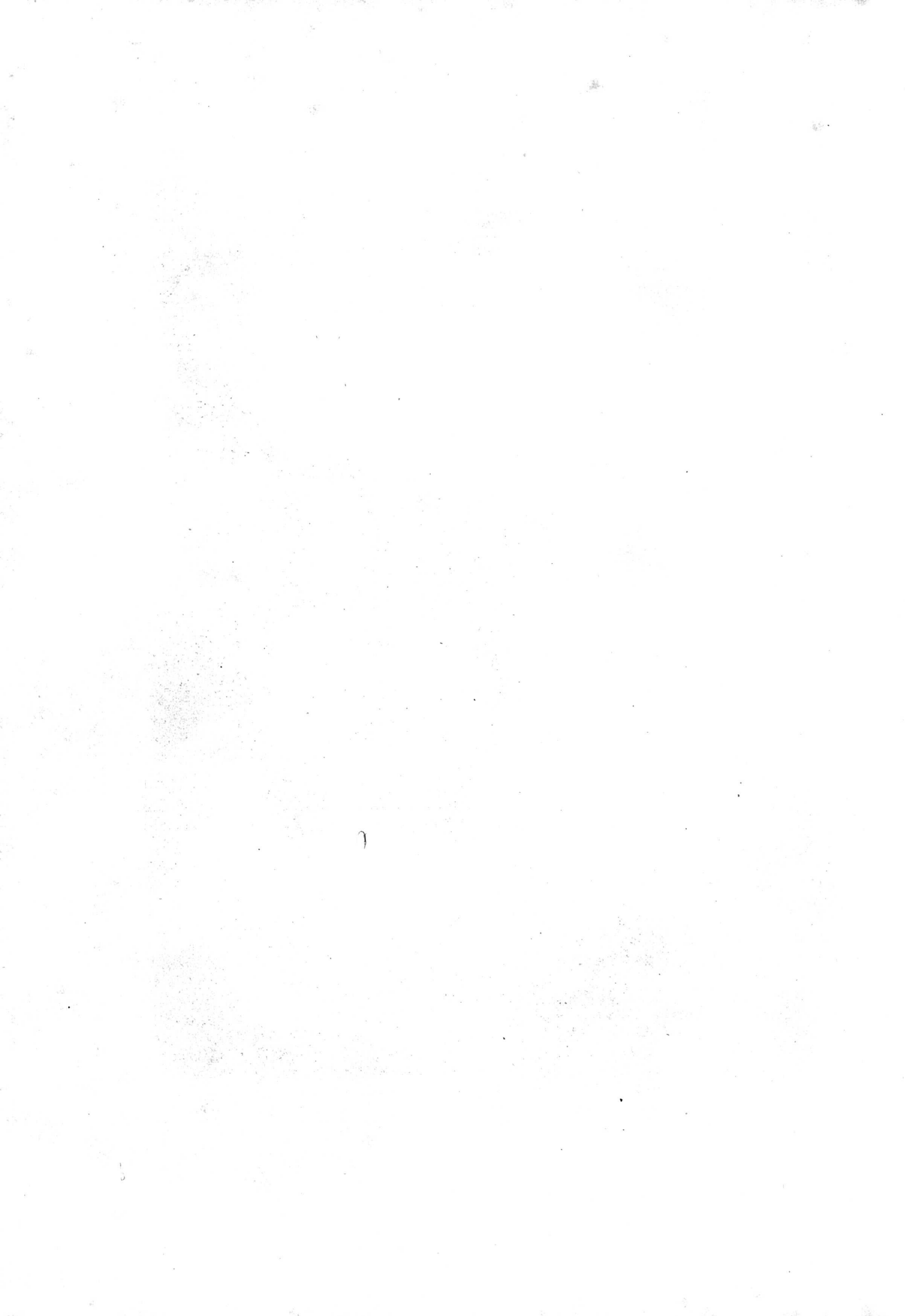
K. Corradi del. ad nature.

Meyringen.

H. Zollinger sculp.

MAISON SUISSE.

(au pied du Brunig)



klettert und wiewohl sich keiner der jetzigen Heroen der Alpenclubs einer solchen That rühmen würde, wird doch als eine Entdeckung von Hugi hervorgehoben, daß er im Juli 1829 an einem Tage über den Tschingelgletscher und den steilen Tschingeltritt von Lauterbrunnen in das Hauptthal von Wallis gelangte.

Welche Spaziergänge und Excursionen, gefährliche und ungefährliche, sich von Lauterbrunnen machen lassen, steht in den rothen Büchern genau verzeichnet (besonders bei Tschudi). Der nächste Spaziergang, um dessen willen viele Reisende Lauterbrunnen aufsuchen, führt zum Staubbach, dem wir eine besondere Skizze widmen müssen.

Mit wenig Beschwerde, aber bei günstiger Witterung, zumal in der Morgenfrische, ist ein Gang zum Ende des Thales hin, nach Trachselauinen mit großem Genuß verbunden. Bis zu dem Weiler Stachelberg ist der Weg neben dem Bache fahrbar, dann überschreitet man einen Steg und gelangt ohne große Mühe nach Trachselauinen, das kein Dorf, sondern nur ein Weiler ist, aber seit 1865 ein einladendes kleines Gasthaus, im berner Holzbaustyl, hat. Da immer mehr Touristen in den weitem Hintergrund des Thales, in das Ammertenthal und zu den Schmadribachfällen vordringen, sowie die eigentlichen Bergsteiger auf den Tschingelgletscher und andere Höhepunkte streben, und selbst das schon oben erwähnte Breithorn erobert ist, so hat das zwischen mächtigen Gneißblöcken gebaute freundliche Hôtel du Breithorn, dem doch wohl auch ein entsprechender deutscher Name genügt hätte, ohne Zweifel seine Zukunft.

Das Breithorn ist hier sehr imposant. „Groß und stolz steht es einsam da im Hintergrunde des Thales, umgeben von gebrochenen Gletschern und flankirt von der kegelförmigen Schneekuppe des Tschingelhorns“, sagt der erste Besteiger des Breithorns, Edm. von Fellenberg aus Bern. Seine treffliche Beschreibung der Expedition (Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 1866) hat dadurch einen erhöhten Reiz, daß sie uns zeigt, wie passend die Engländer das Bergsteigen als Sport bezeichnen und wie die Nationen darin mit einander wetteifern.

Edm. von Fellenberg war am 26. Juli 1865 in Lauterbrunnen eingetroffen, wohin er sich drei altbewährte Führer von Grindelwald bestellt hatte. Daß der berühmte Bergsteiger es auf etwas Ungewöhnliches abgesehen hatte, ahnten die Lauterbrunner, erhielten aber auf ihre Frage nach dem Wohin nur die Ant-

wort: „In's Lötschthal.“ Besonders neugierig war Christian Almer von Grindelwald, der als Führer von zwei Engländern dahin gekommen war, die etwas unternehmen wollten, das sie aber auch verbargen. Einige Regentage hielt die Bergsteiger zurück, die gegenseitig Versteck miteinander spielten. Als das Wetter am 29. d. M. aufhellte, ging es vorwärts. F. engagierte noch einen Lauterbrunner, einen flinken Schneider, der früher (1862) mit ihm auf dem Doldenhorn gewesen war. So viel Mannschaft erschien nicht überflüssig, denn es war ziemlich viel Gepäck zu tragen, ein $7\frac{3}{4}$ Pfund schweres Zelt mit Kautschukboden, Schafpelz, Plaid und Proviant und es stand in sicherer Aussicht, daß an die Stelle des verschwindenden Proviantes eine Steinlast treten würde, da F. geologischer Steinklopfer ist. — Früh am Sonntag, 30. d. M., ging es von Trachselauinen aufwärts nach Ammertenen. Auf der Ammertenalp wird rasche Rundschau gehalten. „Aus dem wilden Roththal bricht der zerklüftete Roththalgletscher hervor, dessen Lawinen die gegenüberliegende Alp Stufstein bedrohen. Nun tritt auch der wasserreiche Schmadribach in den Vordergrund und alle die kleineren Wasserfälle, welche Silberbändern gleich an den Felsen kleben.“ Auf der Alp Steinberg wird recognoscirt. Man wählt den Weg über den Tschingelgletscher, übersteigt auf einem schmalen Rundholz die schäumende Wassermasse des Tschingelbachs, arbeitet sich an einer Moräne empor und erreicht die blumenreiche Alp Oberhorn und den kleinen See daselbst. „Malerische Steinblöcke umgeben den kleinen türkisblauen See, dessen Ufer von der glühendsten Alpenflora geziert sind. Man steht hier mitten in einem der imposantesten Berg- und Gletscheramphitheater, die nur zu finden sind. Rings herum strecken mächtige Gletscher sich zu Thal, hohe, halbbewachsene und ganz vegetationsleere Moränen sehen gewaltigen Festungswällen gleich. Darüber hinaus braunrothe Klippen, blaue Gletscherwände, glänzende Firnhalden, und der freundliche azurne Sommerhimmel über diese feierliche Sonntagsstille ausgebreitet.“

F. empfiehlt dringend allen Besuchern des Lauterbrunnenthals, sich die zwei Stunden mehr vom Steinberg aus nicht reuen zu lassen und bis zum Oberhornsee zu steigen. Wer nicht über den Tschingelgletscher weiter wolle, könne von hier am Schmadribach vorbei wieder nach Ammertenen hinunter. Besonders schaurig groß nähme sich die Jungfrau von dort aus, welche ihre kahlen Felsenwände zeige.

Von der Alp Oberhorn, wo Mittagsrast gehalten wurde, begannen die Strapazen über Moränen, Gletscher und tiefklaffende Gletscherschründe. Am Abend wurde zum Bivouakiren ein Platz über dem Schneefeld der Wetterlücke ausgewählt. Das Zelt erwies sich als comfortabel, während es in der Nacht draußen sehr unwirthlich stürmte. Am andern Morgen war es zwar kalt und umher fand sich frisch gefallener Schnee, aber der Himmel war prächtig klar und brachte neuen Wandermuth. Man hatte noch nicht zwei Stunden geklettert, als das Falkenauge eines Führers die beiden Engländer mit ihren zwei Führern nachkommen sah. Es mußten über 100 Tritte in eine steile Eiswand gehauen werden, während die Engländer immer nachrückten und den großen Vortheil hatten die eingehauenen Stufen benutzen zu können. Es begann eine Wettkletterei von zwei und einer halben Stunde und zuletzt wurde die Spitze im wirklichen Sturmschritt von F. und seinen Führern genommen. Ueber das

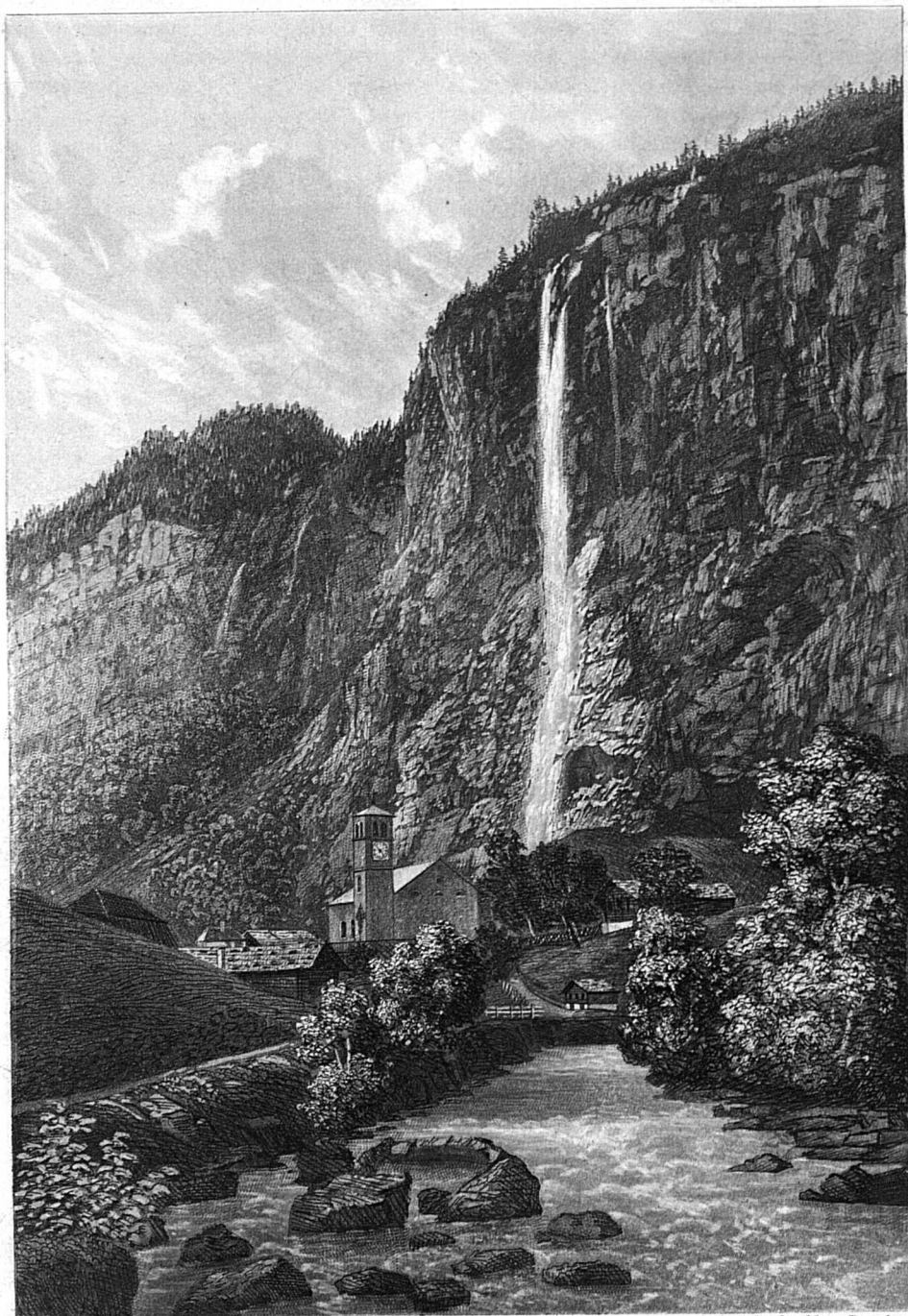
Finale meldet F.: Eben war unsere Fahne eingepflanzt worden und flatterte lustig im Winde, als Ulmer's kirschroth verwettertes Gesicht über dem Gipfelgrate sichtbar wurde. Er wurde von meinen Führern mit einem etwas zweideutigen Jubel empfangen. Es war 10 Uhr 40 Minuten gewesen, als wir den Gipfel betraten, und 10 Uhr 50 Minuten, als die Herren Philipott und Hornby ihr „Tanngrätzli“ neben unsere Fahne steckten. Nun wurde natürlich auf einem so erhabenen Punkte Bekanntschaft gemacht und die „joined parties“, feierten mit Champagner und Bordeaux die Unterwerfung des Breithorns.

Die Aussicht von diesem Höhepunkte (3774 M. oder 11,618 Fuß) nennt F. mehr originell als schön. Der Rückweg ging in's Lötschenthal. Kaum aber hatte der Unverwüsthliche einige Tage pausirt, da stand er wieder als erster Eroberer auf dem Groß-Grünhorn (4047 M.)

Der Staubbach.

Die Wasserfälle der Schweiz, diese wahrhaft freien Naturkinder, haben es sich schon oft müssen gefallen lassen, in die gefesselte Ordnung nach Regeln der Aesthetik gebracht und classificirt zu werden und einige Versuche der Art zeigen, daß den Aesthetikern von Fach bei kunstgerechter Naturbetrachtung der Sinn für unbefangene Naturbetrachtung abhanden kommen kann. Wenn z. B. Bouterweck, der einst berühmte Aesthetiker, den Reichenbach einer Dytthyrambe, den Staubbach einem Feenmärchen vergleicht, so kann man das als flüchtigen sog. geistreichen Einfall gelten lassen, sobald aber daraus eine Classification sich ergeben soll, ist es nichts sagend. Gewiß haben der Reichenbach und der Staubbach einen verschiedenen Charakter und gehören deshalb verschiedenen Classen dieser glänzenden Naturbilder an, aber die Wasserfälle, zu denen der Staubbach gehört, unterscheiden sich doch wieder sehr von einander und um ihren Charakter zu erfassen, darf man sich nicht mit den Merkmalen der Art begnügen. Es sagte daher schon Alexander von Humboldt in seinen pittoresken Ansichten der Cordilleren, der Eindruck der Wasserfälle hänge von mehreren Umständen ab; die

Wassermasse, die sich herabstürze, müsse in richtigem Verhältnisse zur Höhe ihres Falles sein und die sie umgebende Gegend müsse einen romantischen wilden Charakter haben. Die Bissevache und der Staubbach in der Schweiz hätten eine sehr große Höhe, aber ihre Wassermasse sei unbedeutend. Der Niagara dagegen zeigte eine ungeheure Wassermasse, aber ihr Fall sei nicht über 50 Meter Höhe. Eine Kaskade, die mit nur wenig erhabenen Hügeln umgeben sei, mache weniger Wirkung, als die Wasserfälle, die man in den tiefen Thälern der Alpen, der Pyrenäen und besonders der Anden-Cordilleren sehe. Außer der Höhe und dem Umfang der Wasserfälle, außer der Gestalt des Bodens und dem Anblick der Felsen gäbe die Kraft und die Form der Bäume und der Graspflanzen, ihre Vertheilung in Gruppen oder einzelne Sträuße, und der Contrast zwischen den Steinmassen und der frischen Vegetation solchen großen Naturscenen einen besondern Charakter. So würde der Sturz des Niagara noch viel schöner sein, wenn seine Umgebungen, statt sich unter einer nördlichen Zone, in der Gegend der Pinien und Eichen zu befinden,



Stich u. Druk v J.L. Rüdiger in Lenzburg

STAUBBACH.
LAUTERBRUNNEN, C^T BERN.

Verlag v Chr. Krieger in Basel



mit Helikonien, Palmen und baumartigem Farrenkraut geschmückt wären. So weit Humboldt hier hervorhebt, worauf bei der Betrachtung der Wasserfälle zu achten sei, kann man ihm beistimmen, und wenn man der Autorität des berühmten Mannes huldigen müßte, so könnte man bedauern, daß er nicht in einem Schöpfungscomité dem Schöpfer zur Seite gewesen sei. Ich habe den Niagara nicht gesehen, was aber den Rheinfall betrifft, so meine ich, daß die geringe Höhe seines Falls seiner Schönheit gar keinen Abbruch thut, daß er eben dadurch die Mitte hält zwischen Wasserfall und Stromschnelle und darin liegt sein Charakter und seine Großartigkeit.

Der Staubbach ist oft gemalt und oft beschrieben, oft gepriesen und nicht selten getadelt. Die Menschen tadeln oft, was sie nicht fassen können. Zschokke sagt einmal, bei Gelegenheit des Rheinfalles, er habe immer gefunden, es könne ein Wasserfall nicht gemalt werden, denn immer sähe er, und wenn sich auch der trefflichste Künstler daran wage, wie gefroren aus. Die rastlose Bewegung, die keinem Pinsel Stand halte, sei ja das eigentliche Wesenhafte seiner Schönheit. Er finde aber auch, er könne sogar nicht einmal beschrieben werden; immer bleibe das lebendigste Wortbild arm hinter der Wirklichkeit zurück. Daß Zschokke damit nicht abschrecken will von dem Versuch einen Wasserfall zu beschreiben und wohl auch nicht von dem Unternehmen einen solchen im Bilde zu reproduciren, zeigt seine eigene sehr gelungene Beschreibung des Rheinfalles. Der Staubbach ist in Versen besungen und in poetischer Prosa gepriesen worden. Im Ganzen gefällt mir für solche Gegenstände mehr eine poetische Prosa als eine in Verse eingezwängte Prosa. An der Beschreibung des Staubbachs in Albrecht von Haller's Alpen finde ich zwar zwei Verse schön:

„Der Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme
fließen,
Die aus den Wolken flieh'n und sich in Wolken
gießen“,

aber der bombastischen Beschreibung des Staubbachs beim Mondenschein in Baggesen's Parthenais, welche J. N. Wyß wahrhaft dichterisch nennt, kann ich keinen Geschmack abgewinnen, obgleich sie im „homerischen Silbenmaaß“ gegeben ist. Für die beste Beschreibung des Staubbachs halte ich die von Ulrich Hegner, der zugleich sehr fein den Grund angibt, warum der Staubbach bei manchen Künstlern und Kunstrichtern nicht in Gunst sei.

Hegner sagt: „Ich will mit niemand streiten; ich weiß, daß Künstler und Geschmacksweise heut zu Tage mit geringer Achtung von diesem Staubbache reden, und immer eine ganze Reihe anderer Wasserfälle anzuführen bereit sind, die sie diesem vorziehen: aber sagen muß ich, wenn ich meiner eigenen Empfindung treu bleiben will, daß ich diese Naturmerkwürdigkeit unter die erhabensten zähle, die ich gesehen. Auf einer senkrechten Höhe von neunhundert Fuß schießen zwei Ströme Wasser über die Felsen hinaus und vereinigen sich bald in eine bewegliche Wasserfäule, wovon nur ein kleiner Theil sich an einer Klippe bricht, das Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen ausbreitet und zuletzt in einen schimmernden Staub verdünnt, theils auf eine beträchtliche Weite die Matten umher mit einem immerwährenden Thau benetzt, theils sich in einem tiefen Wasserbecken voll glühender Regenbogen wieder sammelt. Genau so sahen wir den Staubbach; ich möchte nichts übertreiben. Er ist nicht groß durch einen unaufhaltsamen wilden Strom, der sich an schönen Felsenmassen schäumend und mannigfaltig bricht, oder durch seinen Donner die Erde bewegt und die Töne des menschlichen Erstaunens verschlingt. Aber er ist erhaben durch seinen himmelhohen Fall, durch die großen Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in ewiger Folge aus der Höhe hinabbrängen, durch sein allmähliges Hinschwinden in Nebel und durch das Feuer seiner Regenbogen, besonders aber durch sein mit der Sanftheit des Ganzen so harmonisch übereinstimmendes, leises und zartes Geräusch, das nicht von einer einzelnen Stelle herkömmt, sondern den Zuschauer allenthalben wie Stimmen der Geister zu umgeben scheint. Hieraus ergiebt sich auch, was die Künstler gegen diese Naturschönheit haben; sie können aus dem geraden Fall nichts Malerisches herausbringen, die Weichheit in der successiven Bewegung der Massen nur in steifen Stillstand verwandeln, und weder das Glanzlicht des Wassers noch die Zauberschimmer der Regenbogen malen; und die Kunstrichter, sie geben sich nicht dem Eindruck hin, sondern reden meistens von der Schönheit nach hergebrachten Principien und nach ästhetischen Regeln, die sie sich aus fremdem Urtheile abgezogen haben. Mich freut es, nun zu wissen, daß es sehr große Schönheiten in der Natur geben kann, wenn sie schon nicht in den Schnürleib malerischer Formentheorie passen.“

Der Staubbach ist das prächtige Finale des Plätzbachs, welcher auf der Alp Plättschen aus sieben nahe

bei einander rieselnden Quellen entspringt. Da schon die Alp den Namen Plätschen führt, könnte man zweifeln, ob der Name Plätschbach auf die eine Wasserbewegung bezeichnenden Klangwörter Plätsch, plätschen (Hochdeutsch plätschern) zurückweise, aber warum sollte nicht die Alp von ihrer Merkwürdigkeit des Wasserreichthums und des Wassersfalls den Namen erhalten haben? Zur Charakteristik des Staubbachs gehört zwar vornemlich der Wasserstaub und daher kam der Name, hätte man ihn aber erst jetzt zu taufen, so wäre der Name Schleierbach wohl auch recht passend, denn wem fällt es nicht ein, daß er der silberweiße flatternde Schleier der hehren Jungfrau sei? Im Salzburgischen giebt es einen Schleierfall. Auch Seidenbach würde hübscher klingen als Staubbach. Im Maderanertal in Uri ist der Seidenbach, wenn auch kleiner, von derselben Art wie dieser Staubbach. Aber wir haben den unter diesem Namen weltberühmten Staubbach nicht umzutauften.

Der Plätschbach hat weiter oben einen ersten Fall, von dem wenig geredet wird, weil man ihn vom Thal aus nicht sieht, der aber auch sehr sehenswerth ist. Da ich nicht oben gewesen bin, folge ich der Beschreibung von J. R. Wyß. Ungefähr zwei Stunden abwärts von seinem Urquell auf der Alp strubelt der Plätschbach in einem tiefen, mit Steinen angefüllten Graben durch einen Tannenwald, bis zu einer hervorragenden Felsenwand, die nach unten etwas wölbig zurückweicht und schon den Namen Staubbach-Valm führt. Wer hinaufsteigen will, gelangt in 1½ Stunden dahin. Anfangs betritt man den Kirchweg nach Mürren, der sich am Greifenbach durch eine Halbe voll grasreicher Matten in einer breiten Lücke desjenigen Felsenbandes emporzieht, von welchem der untere Staubbachfall in die Tiefe stürzt. Man schreitet über den Greifenbach, das Flußbächlein, den Lauibach und das Herrenbächlein. Der obere Theil des Weges steigt durch den Pfundwald empor. Vom Herrenbächlein hinweg führt ein Seitenpfad links und nach ein Paar Duzend Schritten über verwitterten Schiefer, wo das Gehen am schwierigsten ist, steht man neben dem Wassergrusse des obern Staubbachs. Wie sehr dieser es verdient nicht über den untern Staubbach vernachlässigt zu werden, das zeigt die Schilderung des Eindrucks, den Wyß mit seinen Begleitern empfing. Drei mächtige Staubbogen, sagt er, und zwischen ihnen unzählige blinkende Silbertropfen, in tausendfach wechselnden Flimmern, sanken jeden Augenblick vor uns nieder, und

spannten sich jeden Augenblick erneut vor unserm kühlbewehrten Angesicht aus. Es schien ein wallendes, kunstvoll geflochtenes Netz von Silberdrath herabzuhängen, durch welches wir jenseits der Thalluft die Jungfrau, das Silberhorn und den hintern Eiger in ruhiger Klarheit erblickten. Etwas Schöneres hatten wir nie gesehen. Auf unserer Rechten, wo das niederthauende Wasser in Millionen Tropfen auf die schwärzliche Schieferklippe fiel, am Rande des blumenreichen Grasswuchses zeigte sich zugleich ein leuchtender Regenbogen und fast als vereinten sich Iris und Flora sorgenlos tanzend an diesem Abgrund, erglänzte herrlich der Boden mit allen Farben des Rubins, des Smaragdes, des Saphyrs und des Topases. Vielleicht hätten wir jetzt zurücktreten sollen, denn Herrlicheres durften wir nicht erwarten; aber kaum hatten wir ein Paar Schritte rechts gemacht, so hob sich der Regenbogen am Schiefergestein — einem forteilenden Fluge von Schmetterlingen ähnlich — in die Luft und schien plötzlich hinüber an den grünen Wengberg entfliehen zu wollen, der freundlich einladend unter der schwärzlichen Felsenwand von Männlichen, Thunertschuggen und Lauberhorn uns jetzt entgegenschimmerte. Noch war der unterste Grund des vorliegenden Thales mit dem blau hineingewirkten Bande der Lüttschinen uns unsichtbar, und nur die Wiesen und ländlichen Hütten auf ihrem rechten Gestade lachten besonnt nach unseren Höhen. Jetzt aber schritten wir neben dem Staubbach hinab zu dem äußersten Rande, wo er den furchtbaren Sprung von einem mehr als leukadischen Felsen in den Abgrund wagt, und alsobald gewahrten wir die Kirche sammt dem gypsbeworfenen Pfarrhaus, das nicht übel einem Kartenhäuschen von Kinderhand glich. Die Lüttschine sammt ihrer Brücke kam mit zum Vorschein und von Ferne zeigten sich die Hörner auf der Iseltenalp hinter Zweilütschinen und Gündlischwand am Eingang von Lauterbrunnen. Wer Lust zu einem Wagstücke hat, mag zuvorderst an der Felsenkannte niederliegen und die Wolke des untern Staubbachfalles von oben besehen. — Nach langem genußvollem Säumniß erst wandten wir uns wieder um und stiegen zwei Duzend Schritte neben dem Bach empor, bis wo wir von Stein zu Stein springend auf sein linkes Ufer gelangen konnten. Er kommt vom obern bis zum untern Sturze nirgends zur Ruhe, denn sogleich nach dem ersten muß er über einen Absatz des Felsens springen, wo jetzt der Regenbogen, den wir zurückgelassen hatten, uns wieder spielend entgegen kam. Gleich einer leidenschaftlichen, tief-



J. Güssler del.

Druck v. L. Rüdtschli

Rüdtschli sc.

DIE JUNGFRAU
BERNER OBERLAND

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

bewegten Seele hastet der Strom von Fall zu Fall. Sein Bett ist oberhalb noch voll Gestein, bis unterwärts die Schroffheit zunimmt und nackte Fluh erscheint, von welcher zweigetheilt das Wasser Alles forttreibend, was bis hieher geschwemmt worden, endlich unaufhaltbar in eine Tiefe stürzt, welche man sich um so fürchterlicher denken mag, wenn man hört, daß noch unterhalb des Absturzes an der Seite gegen den Greifenbach hin oft umgehauene Tannen zu Thal gestürzt werden, die mit ungeheurer Kraft ihre Gipfel ellentieft in das Erdreich des Alpgrunds bohren.

Für das Beschauen des untern Staubbachs ist Sonnenglanz sehr wünschenswerth, daher in der Reisesaison, im Juli und August, die Zeit von 7 Uhr Morgens bis Mittag zu wählen, weil nur in dieser Zeit die Sonne über die Bergmasse sich erhebt, von welcher der Bach herabkommt, wenn die Königin des Tages überhaupt so gnädig ist zu erscheinen. Da gehört denn zum vollen Eindruck, den die Wasserpracht auf das Auge macht, auch die kindliche Freude sich von dem Wasserstaube bespritzen zu lassen und kreischend fahren die modernen Rajaden auseinander, wenn ein stärkerer neckischer Luftzug in den beweglichen Wasserfall greift und einen sanften Regenschauer auf die „zärtlich weißen Gewänder“ wirft.

Wer den Staubbach im Sonnenglanze gesehen hat, den wird, auch wenn er nicht gerade an Mondscheinpoesie leidet, es verlocken, das Wasserbild mit dessen wilder Scenerie auch einmal im Mondenschein anzuschauen und wer dann einsam sich dahin begiebt, dem tönen die Tadenzen des Baches bald oben bald unten wie lockende und murmelnde Geisterstimmen; er sieht „eine weiße Riesengestalt, ein geisterbleiches Nebelgebild, das in langfaltigem starr herabhängendem Mantel unverwandt sich an die Felsenmauer lehnt. Aber nicht lange, so kehrt wieder Leben in die Gestalt und nicht nur schimmert die Staubsäule selbst mit reinem Silberglanze, sondern auch die Wasserstrahlen am untersten Absatze der Fluh bekommen Glanz und das entlehnte Sonnenlicht des nächtlichen Gestirns wagt in halber-

blaßtem Farbenspiel den Zauber des Tages auf dem Staubbach bald nach Art eines Regenbogens, bald in geschlossenem Kreise rings um denjenigen nachzubilden, der in so einsamer Stunde dort weilt.“ (J. R. Wyß.)

Die Kraft des pfeilschnellen Falles ist so mächtig, daß er sich nicht vom Winter besiegen läßt; er erstarrt nicht wie die kleineren Sturzbäche, aber der gestrenge Winter, der das Bild des schönen Lauterbrunnenthals so total verändert, wirkt doch auch auf ihn ein, denn nicht nur fehlt zu seinem Silberglanz der Gegensatz des hellen, saftigen Grüns der Thalschaft, sondern Hunderte und Tausende von großen und kleinen Eiszapfen hängen sich an die Felswände und glänzen und glükern hüben und drüben; aber als ob die Wassernymphe das Gepränge solcher Zierrathen verschmähete, fortwährend knickt das seitwärts übergreifende Wasser an diesen Eiszapfen und nimmt sie mit sich in die Tiefe, und wenn im Februar der erste warme Föhn die Schneedecke des Thales sprengen will, dann erfaßt er auch diesen Eisflitter und wirft ihn prasselnd in das Strombett.

Während die Umwohner gern von diesem Schauspiel erzählen, muß man schon näher mit ihnen bekannt sein, um zu erfahren, wie sich der Staubbach im Hochgewitter ausnehme. Wenn sie sich auf eine solche Schildeinlassen, so geschieht es nur mit der Einleitung: Gott bewahre uns davor! Mit dem raschen Anschwellen des Baches verändert sich seine Farbe; das Silberweiß wird braun und zuletzt grauschwarz; nicht bloß Felsstücke, sondern abgerissene Tannen jagen herab; unheimlicher noch als der rollende Donner und der zischende Blitz sind die ächzenden Stimmen vom Tannenwalde her und der heulende und pfeifende Wind mit seinem dumpfen Echo aus den Felschluchten. Es ist, als ob der Tag des Weltgerichts über das friedliche Thal komme und angstvoll blicken die Bewohner auf die anschwellende Lutschinen, die sich schon oft, noch im Jahre 1852, verheerend über die Thalsfläche ergossen hat.

Funnyfrau.

Immer mehr ist es in neuester Zeit Mode geworden Berge und Bergspitzen mit den Namen ihrer

ersten Besteiger oder solcher Personen zu belegen, welche in der Erforschung der Gebirgswelt sich auszeichnen.

Es ist das eine persönliche Huldigung, welche man dem Verdienste zollt, aber die Mode hat doch eine bedenkliche Seite, insofern solche Taufnamen mit dem Charakter, der Individualität und der Erscheinungsform der Getauften ebensowenig etwas gemein haben, als die Menschenkinder mit den Kalender-Heiligen, deren Namen ihnen in's Leben mitgegeben werden. Die nicht durch eine rasche Taufe, sondern in unwordenklicher Zeit entstandenen Namen der Berggipfel und anderer Dertlichkeiten im Gebirge sind dagegen in der Regel oder doch sehr oft charakteristisch. Sehr zu beachten ist daher, was J. Coaz in Chur in seinem Aufsatz „Ueber Ortsbenennung in den Schweizeralpen“, (Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 1865) sagt: „Ich kann mich mit der Uebertragung von Personennamen auf Bergspitzen im Allgemeinen nicht befreunden. Es ist nach meiner Ansicht eine Annahmung unserer Generation, Gebirge, die Hunderttausende von Jahren älter sind als wir und uns um ebenso viele Jahre überleben werden, mit unserem flüchtigen Leben in unzertrennliche Verbindung bringen zu wollen. Hüten wir uns vor einer Manie, wie solche in der Naturgeschichte und namentlich bei der Benennung von Pflanzen eingerissen ist. Die Pflanzennamen bilden jetzt eine wahre Musterkarte der verschiedensten Personen-Namen aus bald allen bekannten Sprachen, ohne daß damit der Wissenschaft gedient wäre, wohl aber wird hierdurch die richtige Aussprache und das Einprägen derselben in das ohnedem genug geplagte Gedächtniß möglichst erschwert. Unsere Alpen möchte ich vor solchem Mißbrauch gewahrt wissen. Ausgezeichnete Schweizer, die sich um das Vaterland Verdienste erworben, die leben wärmer im Herzen des Volkes fort, zu dessen Wohlergehen sie beigetragen, als auf den hohen, kalten Olymp.“

Die Jungfrau ist glücklicher Weise verschont geblieben mit der Taufe auf den Namen ihres ersten Bezwingers; der Name Meyers-Horn wäre doch auch zu profaisch gewesen. Im Volkswitz hat man sie wohl Madame Meyer genannt, aber das war eben nur ein schlechter Witz. Lange schon hatte sie ihren schönen Namen, bevor sie erobert wurde und sie wird ihn haben „so lang als Grund und Grat stehet.“ Der Name Jungfrau kommt schon neben dem Eiger vor in der Chorographia ditionis bernensis von Thomas Schoepf (1577) und in dem sonderbaren Poem von J. N. Rübmann: „Ein neuw, lustig, ernsthaft, poetisch-Gastmal und Gespräch zweier Bergen in der löblichen Eidgenossenschaft und im Berner-

gebiet gelegen, nämlich des Niefens und Stockhorns als zweier alter Nachbarn“ (1606). Hier ist die Jungfrau oft genannt und an einer Stelle heißt es:

„Scheideck, Jungfrau und Fischerhorn,
Zwischend denen ein Straß zuworn
In's Haslin Land, da z'höchst aufstringt,
Im Birg die finster Nar entspringt.“

Für die Erklärung des Namens Jungfrau pflügt das meiste oder alles Gewicht darauf gelegt zu werden, daß dieser Berg so lange nicht erstiegen sei und für unersteiglich gegolten habe. So sagt A. W. Schlegel in den Alpenrosen 1812: „Die Jungfrau und der Mönch sind der Scherz einer gutgelaunten Einbildungskraft; jener Berg ist nie erstiegen worden und seine Gipfel sind ewig beschneit,“ und G. Studer in seinen topographischen Mittheilungen aus dem Alpengebirge (1843): „Es scheint, daß die Jungfrau diesen Namen ihrem schönen Gletschergewande und dem Nimbus der Unbesiegttheit und der Unbesiegbareit verdanke, der sie früher umgab, wo die Besteigung ihres eisigen Gipfels noch für ein Werk galt, das kein Sterblicher auszuführen vermöge.“ Ich habe einiges Bedenken gegen die Betonung des Nichterstiegenseins zur Erklärung des Namens. Als die Jungfrau schon ihren Namen hatte und noch lange nachher waren nur noch wenige der vielen Spitzen des berner Hochgebirges erstiegen, sie waren fast alle jungfräulich. Es muß also doch wohl in ihrer Erscheinung etwas gewesen sein, das Veranlassung gab die Jungfrau mit diesem Namen auszuzeichnen. Von allen Seiten ist sie durchaus nicht anziehend wie von Interlaken aus, und hier mögen die Mönche des Klosters, in dessen Mauern es an einer „gutgelaunten Einbildungskraft“ nicht fehlte, der hehren Erscheinung im weißen Gewande den Namen Jungfrau gegeben haben, wozu denn eine ähnliche Laune den Namen Mönch gesellte, vielleicht eben durch die Nonnen desselben Klosters.

Obgleich die Jungfrau (4267 M.) niedriger ist als das Finsteraarhorn (4275 M.), ist sie doch weit mehr angeschaut und bewundert worden. Von der Nordseite üben ihre edlen Formen und die Reinheit ihres Gletschergewandes den unaussprechlichen Zauber aus, der ihr den Rang der jungfräulichen Königin im Hochgebirge gegeben hat.

„Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar

Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.“
(Schiller.)

Bekanntlich wurde die erste Ersteigung der Jungfrau im Sommer 1811 von zwei Aarauern, Joh. Rudolph und Hieronymus Meyer unternommen und ausgeführt. Im berner Oberlande wollte man nicht recht glauben, daß sie wirklich die höchste Spitze erreicht hätten, denn die Jungfrau galt allgemein für unersteiglich und die Gebrüder Meyer hatten nicht Berner, sondern zwei Walliser zur Begleitung genommen. Nicht wie die späteren Jungfraubesteiger über die hinteren Terrassen des Aletschgletschers, sondern von der entgegengesetzten Seite stiegen die Gebrüder empor und obgleich das aus ihrer nachherigen Beschreibung nicht deutlich hervorgeht, scheinen diese ersten Pioniere über den gebrochenen Kamm des schauerlichen Roththals, das Hugi später genau untersuchte, vorgebrungen zu sein. Das mag denn auch bei dem Volke umher den Glauben an die Richtigkeit ihrer Angaben geschwächt haben, denn das Roththal galt so ziemlich als eine Hölle im Hochgebirge. In diesem vergletscherten und wie von rostrothen Felsen eingerahmten, scheinbar unzugänglichen Thal haufen die bösen Geister und müssen verdamnte Zwingherren und Geizhälse büßen und Wetter machen. Von da hört man ein seltsames Wetterschießen, ein Tosen und Säusen, Donnerrollen und Knattern wie vom Flintenfeuer. Es ist die wilde Jagd der Roththalherren. Das von glaubwürdigen Personen bezugte eigenthümliche Getöse, welches man nicht genügend aus dem Springen von Eisspalten erklären kann, ist hier wie die unheimlichen Tonarten in der Lustregion an andern Orten, in die sehr verbreitete Sage vom wilden Jäger eingefügt, dessen rothe Tracht ihm eigenthümlich sein soll.

Schon im folgenden Jahre 1812 wurde der Jungfraugipfel wieder von Gottlieb Meyer von Aarau, Sohn von Joh. Rudolph, nebst zwei walliser Führern erstiegen. Gerade das Mißtrauen, mit welchem der Bericht über die Ersteigung im vorigen Jahre aufgenommen war, scheint zu dieser schnellen Wiederholung angespornt zu haben. Aber die Zweifler verstummten auch jetzt noch nicht, denn die Berichte der Gebrüder Meyer waren in den Hauptsachen zu kurz und hatten nicht die Genauigkeit und Bestimmtheit, wie man sie von solchen Pfadfindern verlangt. Daher sagte Desfor im Jahre 1841: „Unglücklicher Weise leiden die Be-

richte der Brüder Meyer an einem Hauptfehler; sie sind durchaus unbestimmt und flößen so wenig Vertrauen in die Richtigkeit der erzählten Thatsachen ein, daß man viel guten Willen braucht, um aus ihren Nachrichten den Weg zur Jungfrau herauszufinden. Indes können die Gletscher von einem Jahre zum andern außerordentlich wechseln; Orte, die vor 30 Jahren leicht zugänglich waren, sind heute vielleicht durchaus unwegsam. Gegenwärtig ist es unmöglich, von Osten her den Jungfraugipfel zu ersteigen; zu Meyers Zeiten konnte der umgekehrte Fall sein. Ich muß offen gestehen, daß ich eher an die Wirklichkeit der beiden Besteigungen glauben als sie bezweifeln möchte.“ Auf eine solche Autorität hin hat man sich denn auch endlich beruhigt und die beiden Ersteigungen der Jungfrau von 1811 und 1812 als geschehen registriert.

Erst am 8. September 1828 wurde die dritte Ersteigung der Jungfrau von mehreren Männern aus Grindelwald ausgeführt. Um dieselbe Zeit versuchte es der kühne Naturforscher Hugi, kam aber nur bis auf den Roththalfattel, und als er 1832 vom untern Grindelwaldgletscher her hinter dem Eiger herum den Versuch erneuerte, wurde er vom Unwetter überfallen und mußte umkehren. Er hatte augenscheinlich nicht die Gunst der Wettermächte, denn 1828 war er auch ganz nahe vor dem Ziel vom Finsteraarhorn durch den Sturm zurückgeworfen.

Epochemachend und bahnbrechend war eine Besteigung der Jungfrau im Jahre 1841, die vierte in der Reihe. Sie wurde von Männern unternommen, von denen einige unter den Forschern im schweizerischen Hochgebirge oben an stehen, und der demnächst gelieferte Bericht (von Desfor) war das erste wirkliche Itinerarium aus dieser Region. Nicht alle die Männer, welche im Thatendrange aus den Sennhütten von Möril ausgebrochen waren, kamen zum Höhenziel, sondern von 13 nur 8: Agassiz, Desfor, Forbes, Duchatelier (von Nantes) und vier Führer. Von diesen Führern war Jacob Leuthold so sehr der Hauptführer, obgleich er noch nicht oben auf dem Gipfel der Jungfrau gewesen war, daß ohne ihn das Ziel entweder gar nicht oder nach bedeutenden Abirrungen erreicht worden wäre. Als man nach einer Wanderung auf dem Aletschgletscher eine Rast machte, entstand merkwürdiger Weise ein Streit, welche der in Sicht liegenden Spitzen der Gipfel der Jungfrau sei. Ein walliser Führer, der bis dahin mitgenommen war, zeigte auf einen Gipfel zur Rechten und behauptete, das sei das

„Fraueli-Horn“, wie die Walliser, wenigstens früher, häufig die Jungfrau benannten; Desor schenkte dem Walliser Glauben, da wurde aber Leuthold zornig, warf seine Bürde zu Boden und erklärte, es heiße ihn beleidigen, wenn man an seiner Kenntniß der Berge zweifeln wolle, er kenne die Jungfrau, wenn er auch nicht droben gewesen sei, und er werde auf der Stelle die Gesellschaft verlassen, wenn man die schlechte Spitze des Wallisers erklimmen wolle. Auf Agassiz Vorschlag beschloß man, nun dem schon so oft als zuverlässig bewährten Leuthold zu folgen, wohin er auch führen möge, und bald sah man, daß er Recht hatte, denn das Fraueli-Horn des Wallisers war nur eine südlich vom Mönch gelegene, niedrigere Spitze, welche zum Stoc des Grünhorns gehört. Der Verwirrung wegen, welche diese Bergspitze verursacht hatte, gab man dieser den Namen Trugberg und der große Dufour'sche Atlas hat die Tausche anerkannt. — Ein anstrengendes und gefährvolles Steigen von 6 Stunden, von dem genannten Ruheplatz an, brachte die Wanderer unter Leuthold's kaltblütiger, sicherer Führung auf den Gipfel der Jungfrau. Als man schon dem Gipfel ganz nahe war, hatte man noch eine Schwierigkeit zu überwinden, die recht grausig war. Von einem kleinen winkligen Absatz, der etwa 10 Fuß niedriger war als der wahre Gipfel, führte zu diesem Gipfel nur ein scharf zugeschnittener Kamm, dessen Breite zwischen 6—10 Zoll wechselte, während die Gehänge seiner beiden Seiten zwischen 60—70 Neigung hatten. Der Grat war etwa 20 Fuß lang. Mit Leuthold's Hülfe wurde das unmöglich Scheinende vollbracht. Ueberwältigend war nun der Hochgenuß, von der höchsten Zinne der Jungfrau in die Welt zu schauen, aber von sehr kurzer Dauer, wenn auch unauslöschlich in der Erinnerung. Die Fläche des Gipfels war nemlich ein kleines Dreieck von etwa 2 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite, dessen Basis gegen die Ebene schaut, während seine Spitze sich in den erwähnten schmalen Grat verlängert. Auf einem solchen Fleck konnte nur ein Mann stehen, es mußte also einer den andern ablösen. Leuthold leitete zuerst Agassiz hinauf, der 5 Minuten blieb, dann Desor, der auch nicht länger verweilte, darauf Forbes und Duchatelier. Als im folgenden Jahre G. Studer hinaufkam, fand er die Spitze so wie Desor sie beschrieben hatte, aber nicht alle Besteiger stimmen in ihren betreffenden Angaben über die Spitze und die Länge der Firnspalte ganz miteinander überein und sehr auffallend ist es, daß Gottlieb Meyer 1812 den Gipfel

wesentlich anders fand als sein Vater und Oheim im Jahre vorher. Diese Letzteren hatten die Kuppe als nach allen Seiten hemisphärisch abgerundet und etwa 12 Fuß im Durchmesser haltend geschildert, auch angegeben, daß sie von der zu ihr führenden Firnspalte durch eine tiefe, zwar nur einen guten Schritt breite, Firnspalte getrennt sei; Gottlieb Meyer nennt aber die Kuppe ganz spitz. Man könnte darnach fast noch zweifeln, ob der höchste Gipfel im Jahre 1811 erreicht sei oder es müßte denn die Jungfrau, um nicht wieder durch eine Besteigung entweiht zu werden, sich während des Jahres unzugänglicher gemacht und ihr Haupt umgestaltet haben.

Die fünfte Besteigung der Jungfrau wurde 1842 von G. Studer und J. Bürki aus Bern, in Begleitung von vier Männern aus dem Hasle ausgeführt. In der Beschreibung dieser Expedition hat G. Studer die meisten Angaben von Desor bestätigt, aber die Beschreibung hat doch in topographischer und orographischer Beziehung großen selbstständigen Werth und genauer und deutlicher ist der eingeschlagene Weg, fast Schritt für Schritt angegeben. Man nahm die Route von der Grimsel durch das obere Rhonethal nach Bellwald zum Aeggischhorn hin, am Ufer des großen Aletschgletschers. Einkehr in den gastlichen Steinhütten der baumlosen Märjelen-Alp (7000'). Ueber Alpweiden zum Aletsch-See (oder Märjelen-See) auf den Gletscher. Für die Nacht Bivouac am Rande des Gletschers, an einer gegen den Wind geschützten vertieften Stelle am Fuße des Bannerhorns. Früh am folgenden Morgen wieder auf den Gletscher. Das letzte Grün in der Winterwelt einige Halden am Fuß der walliser Rieser-Hörner, mit dem poetischen Namen Schönbühl. Die Oberfläche des Gletschers verwandelt sich in ein glänzendes Schneefeld, das sich ohne bedeutende Steigung bis an den Sattel zwischen der Jungfrau und dem Mönch erstreckt. Man nähert sich dem eigentlichen Gebirgsstoc der Jungfrau, der mit dem Kranzberg beginnt. Nach einem Marsch von 3 Stunden war der Fuß des Jungfraukammes erreicht und jetzt begann die Strapaze. Im Hintergrunde einer schneeigen Schlucht zwischen der Jungfrau und dem nördlichsten Abhange des Kranzberges zogen sich in Absätzen steile Wände empor und zwei schreckliche Bergschründen waren zu überwinden. Um 10 Uhr, nach sechsständiger Morgenwanderung, standen die Kletterer auf dem Rothhalsattel (3946 M.), von dem die Firnwände ostwärts mit weit und drohend klaffenden Bergschründen jäh

und glatt nach dem Aletschgletscher herabfallen, westwärts aber senken sich Firn und Felsen beinahe senkrecht 3000' tief in das vergletscherte Roththal und weiter hinab. Wer auf diesem schmalen Grat ganz schwindelfrei ist, der kann eine prachtvolle Fernsicht genießen und über dem Breithorn den Silberdom des Montblanc erschauen. Von dem Roththalsattel hebt sich schlank und steil die höchste Jungfrau Spitze als ein schmal zulaufender Eisrücken etwa 800—900 Fuß empor. Man gebrauchte aber noch drei Stunden um hinaufzukommen, denn jeder Fußtritt mußte erst durch Einhauen des Eises ermöglicht werden. Einer der Führer verebnete die höchste Spitze mit dem Beil, um Platz für drei Personen zu gewinnen.

Verschiedene Besteiger der Jungfrau haben einen Anlauf genommen, um dasjenige zu beschreiben, was sie da oben gesehen haben, oder vielmehr dort sichtbar gewesen ist, aber sie mußten alle mit dem Geständniß abschließen, daß sie doch nur wenig genau in's Auge fassen konnten, theils weil die Zeit des Verweilens zu kurz gewesen, um das unermessliche Diorama zu erfassen und zu beherrschen, theils weil dem Menschen ein an den Lichteindruck des reinen Aethers gewöhntes Auge nicht verließen sei. Die genaueste Beschreibung gibt G. Studer, da dieser Meister in der Aufnahme von Panoramen das rechte Auge hatte für die Situation und die Verhältnisse der Höhen, aber auch dieser Meister, da er es verschmähen muß die Phantasie spielen zu lassen, gesteht am Schlusse seiner Schilderung, die Aussicht sei so unermesslich, daß der Blick es nicht vermöge, sogleich in alle einzelnen Gegenstände einzudringen; wohl präge sich der Gesamteindruck dieser herrlichen und großartigen Rundsicht tief in das Gemüth ein, aber um das Gewirre der in's Unendliche sich verlierenden Gebirgswelt, sowie die einzelnen Gegenstände der weitabliegenden Ebenen entziffern zu können, müßte das durch innere Aufregung und Blendung des Schnees angegriffene Auge allmählig sich an den unermesslichen Gesichtskreis gewöhnen können, der ihm hier aufgeschlossen sei. Daher liege auch der reiche, begeisterte Genuß dieser Aussicht mehr in der eigenthümlichen, erhebenden Empfindung, die das Verweilen auf einer der höchsten, von Sterblichen so selten betretenen, Zinne des Alpengebirges in der Brust des Beobachters hervorrufe, als in dem Studium des zu seinen Füßen ausgebreiteten Gemäldes. Wie tief G. Studer den Gesamteindruck in seinem Gemüth erfaßte, zeigt die erhabene Sprache, mit welcher er dem

Empfundene Ausdruck verleiht: „Während in dunkler Tiefe die Menschenländer ruhen, eine himmelhohe Kluft uns scheidet von all' dem Treiben und Jagen daselbst und ein hehrer Friede über diese unbegrenzten Weiten ausgegossen zu sein scheint, betrachtet man verwundert die fremdartigen und doch zum Theil befreundeten Gestalten der riesenhaften Alpenwelt, die uns mitten in ihre geheimnißvolle, dem Flächenbewohner ewig verschlossene Gesellschaft aufgenommen haben. Ihr Schweigen ist die Stille des Grabes, ihr Klüstern das Brausen des Gießbachs, ihre Sprache der Donner der Gletscherbrüche, das Festkleid dieser versteinerten Himmelsanwohner hängt als eine Decke von glänzendem Firnkristall über ihren Felsenschultern, der Nektar, den sie dem kühnen Wanderer bieten, strömt aus blauen Eisgrotten hervor und bildet die unversiegbaren Quellen, die die Erde tränken. In ihrem Greisenantlitz, auf ihrer tiefburchfurchten Stirne, sind die Tage der Schöpfung und die Jahrtausende der Zerstörung eingegraben, aber mit einer Hieroglyphenschrift, die zu entziffern der arme Sterbliche bis jetzt noch umsonst versucht hat. Ernst ist die Umgebung und erschütternd das Weilen mitten unter diesen Denksäulen und Zeugen der schaffenden Urkraft. Mit einem Gefühl heiligen Schauers verläßt man diese erhabene Stätte, mächtig ergriffen von dem großen befriedigenden Bewußtsein, einige Augenblicke auf der Spitze der majestätischen Jungfrau zugebracht zu haben.“

Vergebens sucht das Auge von dieser Höhe die Menschenwohnungen von Lauterbrunnen und Grindelwald zu entdecken; sie sind durch Bergwände verdeckt. Einzig Unterseen ist sichtbar und am Ende des durch die Entfernung sehr klein gewordenen Thunersees die Stadt Thun. Die Bergwände mit ihren Kuppen, welche die Thäler von Lauterbrunnen, Grindelwald und Interlaken einfassen, auch das Schilthorn und das Faulhorn kommen dem Beschauer von dieser Zinne nur noch als Hügel land vor. Unwillkürlich heftet sich der Blick südwärts auf den ungeheuren Aletschgletscher und die Eis- und Felsenmassen, welche die nächste, „allerhöchste“, Gesellschaft der Jungfrau bilden. Wie G. Studer es verstanden hat die Augenblicke auszunutzen, das zeigt die Skizze, in welcher er dieses Bild bewahrt hat. „Als Pfeiler und Mauern, nicht von Menschenhänden gebaut, gleichsam bestimmt, die Gewölbe des Himmels zu tragen, steigen aus diesen blendenden Firnen die Urväter des Berner-Oberlandes empor; zuerst der allem Ansehen nach leicht ersteigbare Mönch, kaum

erkennbar in seiner niedergedrückten Gestalt; seitwärts von ihm der Eiger, scharf wie ein geschliffenes Schwert und geisterhaft aus nächtlicher Tiefe auftauchend. Mit dem Mönch durch die sanfte Einsattlung des Vieschergrates verbunden, über den ein Gletscherübergang nach Grindelwald möglich ist, erheben sich der Kamm des Trugberges, die Grindelwalder Viescherhörner, des Finsteraarhorns stolzes Felsenhaupt und der gezackte, gletscherreiche Grat der Walliser Viescherhörner. In eigenthümlicher Gruppierung treten hinter dem Vieschergrat die Schreckhörner, die Lauteraarhörner, der Berglistock und die Wetterhörner, von denen das mittlere durch den Mönch verdeckt wird, gewaltig hervor. Zur Rechten des Meischgletschers, die Spitzen des Kranzberges weit überragend, steht die herrliche Firnpyramide des großen Meischhorns und die noch unbekannt, namenlose Gebirgskette, die den Lötschthal-Gletscher und das Lötschthal südlich begrenzend, sich westwärts über hohe, vergletscherte Firnen und Hörner bis an das riesige Nesthorn hinzieht. Westlicher noch fällt der Blick auf die Nachbargebirge der Jungfrau, die scharfkantig, als glänzende Firnmauern, von dem Kranzberg über das Gletscherhorn und die Ebnefluh nach dem Breithorn und Tschingelhorn sich erstrecken und aus deren wildzerklüftetem Schooß die Roththal-, Breitlauenen-, Schmadri- und Breithorn-Gletscher herunterstarren und mit ihren Riesenkrallen die Felsenstufen des Ammertenthals umklammern. Wirklich ergreifend ist es, auf alle diese Kolosse des Alpengebirges herunterzuschauen, nach deren strahlenden Zinnen sonst das Auge mit einem demüthigen Gefühl eigener Schwäche emporzusehen gewohnt ist. Nur des Finsteraarhorns Riesenbau und, wie es uns schien, das schöne Meischhorn, haben ihre edlen Häupter noch nicht gebeugt, sondern überragen kühn und stolz, doch nur unbedeutend, die Spitze der Jungfrau.“

Nach Studer's Wegweisung war unternehmenden Bergsteigern der Besuch der Jungfrau sehr erleichtert und es erfolgte eine Besteigung nach der andern, aber auch in Richtungen, die man für ungangbar gehalten hatte. Im Sommer 1862 war *Thioly* von Genf an dem steilen südlichen Absturz der Jungfrau emporgekommen. Am 9. August 1864 stürmte einer der Koryphäen des englischen Alpenclubs, *L. Stephens*, mit seinen Landsleuten *Macdonald* und *Grove* von Lauterbrunnen durch das Roththal hinauf und schon 1863 war eine englische Dame, *Mrs. Winxsworth*, hinaufgekommen. Die

Ersteigung von Grindelwald aus ist seit 1865 durch Errichtung einer Hütte, auch elegant Pavillon genannt, in einer Höhe von fast 3000 M., hinter dem Mönch, erleichtert, insofern hier das Nachtlager gehalten werden kann und dann für die entscheidende Tagfahrt mehr Zeit bleibt, als wenn weiter unten campirt wurde.

Auf dem einen unserer Bilder sehen wir in der erhabenen Einsamkeit der Jungfrauette einige lebendige Wesen und wie es ein geselliger Zug ist, daß man auf einer längeren Bergwanderung sich freut, wenn man auf ein anderes Menschenkind stößt und oft noch mehr, wenn dieses Menschenkind dort heimisch als wenn es auch nur herangekommen ist aus der Welt, welche man die civilisirte nennt, so wollen wir nicht vorbeigehen, ohne die beiden Creaturen zu begrüßen, welche mit gleicher Neugierde oder Wisbegierde von hoher Klippe in den Abgrund schauen. Es ist ein Geißbub mit seiner stattlichen Lieblingsziege, die ihm wie sein Schatten folgt, wenn er zu klettern beginnt, an gefährlichen Stellen auch wohl den Führer macht. Der Bube hat sich aus reiner Bequemlichkeit niedergelegt, nicht weil er schwindelig ist, denn vom Schwindel weiß ein richtiger Geißbub so wenig als seine Geiß. Die Ziege, ein He-goat, wie es scheint, verschmäht solche Bequemlichkeit, um nichts von der Naturbetrachtung zu verlieren. *Karl Vogt*, der nicht bloß Affen und Menschen scharf beobachtet hat, sondern auch in das sonstige Thierleben tief eingedrungen ist, widmete einst auf der Grimfel den Ziegen sein Studium und kam zu der Ansicht, daß eine Ziege viel mehr als irgend ein anderes Thier etwas von einem Philosophen habe; man müsse sie nur sehen, wie sie hin- und herschreiten, wie sie fressen und saufen, alles mit einem Ernste, als ob die Weltordnung davon abhinge. Der Spötter meint, es sei eine Eigenheit der Ziegen, wie der Philosophen, daß jede hartnäckig ihren Weg verfolge und sich wundere, daß die übrigen ihr nicht folgten, deshalb sogar mit Verachtung auf diese hinflicke. Aber nicht bloß diese Hartnäckigkeit, sondern auch ein eigenthümlicher Hang zu Reflexionen und ein tief sinniges Zerstreutsein, ein vollkommenes Vergessen der Welt während dieser Gedankenspiele stelle diese Thiere den Jüngern der Weltweisheit nahe. Stundenlang, sagt *Vogt*, könne eine Ziege vor irgend einem Gegenstande stehen, ohne daß sie auch nur einmal die Beine verstelle oder den Kopf drehe, und sicherlich mache sie während solcher Zeit die tief sinnigsten Betrachtungen; er habe das in dem Ausdruck ihrer Gesichter gelesen, wenn er gleich nicht so

Wetterhorn.

Eiger.

Mönch.

Jungfrau.



Zeich. Stich, u. Druck v. J. L. Rüdigerli in Lenzburg.

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

JUNGFRAU - KETTE.
CANT. BERN.

glücklich gewesen sei, später das Resultat ihrer Speculationen kennen zu lernen.

Der Geißbub ist auch ein Philosoph, namentlich Naturphilosoph, welche Art der Weltweisen sonst seit Oken selten geworden ist. Aber darin unterscheidet er sich von seinen vierbeinigen philosophischen Genossen, daß diese ihr Lebelang Philosophen bleiben, er aber oft durch eine solche Propädeutik in ganz andere Gebiete des praktischen Lebens vordringt. Mancher Geißbub ist später Staatsmann in seinem Lande geworden; nicht wenige haben „geistlich studirt“ und dann als gute Hirten gewirkt und geendet. Aus einem Geißbuben, der die rauhe Schule im Gebirge durchgemacht hat, kann alles werden. In Sils im Oberengadin gehört das schönste Haus einem Herrn Josti. Wer Hamburg und Berlin kennt, dem erweckt die Nennung dieses Namens süße Erinnerungen; hier in Sils erfährt er, daß Herr Josti als Knabe im Gebirge die Ziegen gehütet hat, dann als Conditior und Chocoladefabrikant Millionär geworden ist, daß ihn aber das Heimweh wieder in sein Hochdorf zurückführte. Berühmt geworden ist Thomas Platter aus Grächen im Wallis, der ein recht armer kleiner Geißbub war und nach einem wechselvollen Leben ein angesehenes Buchdrucker und Professor in Basel wurde, wo er die Reformation förderte († 1582). Seine herrliche Autobiographie schildert sein frühes Hirtenleben in erziehender Weise. Sein Vater war sehr früh gestorben und als seine Mutter wieder „mannete“, wurde der kleine Thomas in die Welt hinausgestoßen. Als er etwa 6 Jahre alt war, gab man ihn zu einem Bauern aus der Verwandtschaft, dem mußte er das erste Jahr die jungen Ziegen bei dem Hause hüten. Da mag ich mich denken, schreibt er, daß ich etwa im Schnee stecken blieb, daß ich kaum daraus mochte kommen und daß mir oft die Schühlein dahinten blieben und ich baarfuß und zitternd heimkam. Derselbe Bauer hatte bei 80 Geißen, deren mußte ich in meinem siebenten und achten Jahre hüten. Ich war da noch so klein, daß, wenn ich den Stall aufthat und nicht gleich zur Seite sprang, die Geißen mich niederstießen, über mich weg liefen und mir auf Kopf, Ohren und Rücken traten, denn ich fiel meistens vorüber. Wenn ich dann die Geißen über die Biisp über die Brücke trieb, liefen mir die ersten in die Saaten und Kornäcker, und wenn ich diese heraustrieb, liefen die andern hinein. Da weinte ich denn und schrie, denn ich wußte wohl, daß man mich zu Nacht würde streichen. Wenn aber dann

mehr Geißhirten zu mir kamen von andern Bauern, die halfen mir, insonderheit einer, der war groß, der hieß Thoman im Leidenbach, der erbarmte sich meiner und that mir viel Gutes. Da saßen wir denn beisammen, wenn wir die Geißen auf die hohen und grausamen Berge brachten und zehrten miteinander. Wir hatten jeder ein Hirtenkörblein beschloffen am Rücken und Käse und Roggenbrod darin. — Er beschreibt, wie er mehrere Male in Lebensgefahr gewesen, wie er einmal von einem Felsen herab gestürzt sei, daß die andern Buben meinten, er wäre todtgefallen, er aber sei gesund wieder nach oben gekommen. An derselben Stelle stürzte aber sechs Wochen später eine Ziege herab, die war todt. Ein halbes Jahr später war er wieder in Todesgefahr. Am Morgen früh, sagt er, führte ich meine Ziegen vor den andern Hirten aus. Da gingen meine Ziegen zu der rechten Hand auf ein Felslein, das eines guten Schrittes breit war; darunter war es grausam tief, mehr als tausend Klafter und nichts als Felsen. Von dem Felslein ging eine Geiß der andern nach über einen Schroffen (Abfatz) hinauf, daß sie bloß die Fußklauen mochten stellen auf die Krautbüschel, die auf dem Felsen gewachsen waren. Wie sie nun alle aufhin waren, wollte ich auch nach; als ich aber nicht mehr denn ein Schrittlein mich am Grafe aufgezogen hatte, konnte ich nicht weiter kommen, mochte auch nicht wieder auf das Schräfflein schreiten und durfte noch viel minder „hinter sich“ springen, denn ich fürchtete dann über den grausamen Felsen zu fallen. So blieb ich eine gute Weile stehen und wartete auf die Hilfe Gottes; selbst konnte ich mir nicht weiter helfen, als daß ich mich mit beiden Händen an einem Grasbüsch hielt und mit dem großen Zehlein auch auf einem Wöschlein stand und wenn ich müde war, so zog ich mich auf an dem Wösch und zog das andere Zehlein dahin. In dieser Noth war mir am meisten Angst, weil ich die großen Geier fürchtete, welche unter mir in den Lüften flogen; ich fürchtete, sie würden mich hinwegtragen, wie es wohl in den Alpen geschieht, daß die Geier Kinder und junge Schafe hinwegtragen. Dieweil ich nun, da stand und mir der Wind mein Gewändlein hinten aufwehte (ich hatte auch keine Hosen an), so ersieht mich mein Gesell Thoman von weitem und wußte doch nicht, was das wäre. Als er mein Röcklein flattern sah, vermeinte er, es wäre ein Vogel. Wie er mich aber recht ersieht, erschreckt er, daß er gar bleich wurde und sprach zu mir: Tomilin, nun stand still! geht hinzu auf das

Felslein, nimmt mich an dem Arm u. trägt mich wieder, „hin-der sich“, da wir denn aufkommen mochten zu den Geißen.

Dieses authentische Stück aus dem Geißbubenleben hält so ziemlich die Mitte zwischen den Bildern, welche einige neuere Schriftsteller davon entworfen haben. J. G. Kohl sagt im ersten Bande seiner Alpenreisen (1849): „Die kleinen muntern Geißbuben bilden eins der poetischen Elemente der schweizerischen Bevölkerung, und wenn man denen, welche versichern, daß alles Idyllische aus den Schweizerbergen längst verbannt sei, zu glauben geneigt sein sollte, so könnten einen diese Geißbuben allein auf andere Gedanken bringen.“ Ganz anders klingt die Schilderung in Tschudi's Thierleben der Alpenwelt: „Der Wanderer trifft, nachdem er halbe Tage lang in den endlosen Trümmer- und Eislabyrinthen umhergestiegen ist, ohne eine Spur von Menschen und Vieh zu bemerken, plötzlich und zu seinem höchsten Erstaunen eine elende Stein- und Moos-hütte, einen verwilderten Buben, den Sonne, Wind und Schmutz in die Wette gebräunt haben, und eine kleine, höchst muntere Ziegenheerde, die sich malerisch auf den einzelnen Blöcken, an den Grasbändern der Felsen und weit in den Flühen hinan vertheilt hat und den fremden Besucher mit neugierigen und muthwillig frohen Blicken betrachtet. Es sind das gewöhnlich milchlose Heerden (ganz junge Ziegen, kastrierte und junge Böcke), die auf möglichst wohlfeile Weise überfömmert werden sollen und 3—5 Monate in den ödesten und wildesten Gebirgslagen zuzubringen haben, ohne irgend einer Pflege zu genießen als das Bißchen Salz, das ihnen der Junge von Zeit zu Zeit auf einen Felsen streut, um sie beisammen zu behalten. Diese Hirtenbuben führen wohl das armseligste Leben, das in der Nähe der Kulturländer möglich ist. Im Frühling ziehen sie mit ihrer bestimmten Zahl von Thieren in's Gebirge, ohne Strümpfe und Schuhe, Weste und Rock, in den erbärmlichsten Kleiderfragmenten, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen, oft einem Wetterhute und etwas magerem Käse und Brot versehen. Das ist ihre einzige Speise während des ganzen Sommers. Von warmer Nahrung ist keine Rede. Oft bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thale alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate neues Brot und Käse. Diese Nahrungsmittel werden in der Zwischenzeit beinahe ungenießbar. Der arme Tropf nagt Wochen lang an einem ganz durchschimmelten Brotstücke und einem schwarzbraunen, steinharten Käsefragmente, in dem man nur mühsam eine menschliche Speise zu er-

kennen vermag. Den Tag über plagt ihn die Langleiwe, gegen die er oft nur in der vollendetsten Gedankenlosigkeit, weit seltener in irgend einer nützlichen Beschäftigung (wie wir z. B. im Wallis etwa strickende Hirtenbuben finden) ein Schutzmittel sucht. Bei schlechtem Wetter kauert er Wochen lang ohne Feuer, ohne Wort, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loch, aus dem er nur hervorkriecht, um seine Thiere zu überblicken, die es, obgleich auch sie schutzlos den Unbilden der alpinen Witterung preisgegeben sind, doch verhältnißmäßig weit besser haben als ihr Hirte. Gegen den Herbst hin rückt die Gesellschaft dann gegen die mildern Kuhalpen hinunter, und wenn Frost und Schnee auch hier mächtig werden, treibt der Bube zu Thal, um einen unglaublich elenden Lohn in Empfang zu nehmen. Es klingt fast fabelhaft, wenn versichert wird, daß manche dieser Geißbuben ein solches Sommerleben so lieb gewonnen haben, daß sie es nicht leicht mit einem andern, menschlicheren vertauschen würden, daß sie gesund und stark bleiben und den größten Theil ihrer Hirtzeit den trefflichsten Humor behalten.“ Kohl meint sogar, die Geißbubenzeit sei die Grundlage des so berühmt gewordenen Schweizer-Heimwehs!

Nehmen wir zu diesen Bildern noch den «Chevrier de Praz-de-Fort» in Lambert's Alpen, so sind das wohl merkwürdig verschiedene Auffassungen des Geißbubenlebens, da es doch jeder derselben an Wahrheit nicht fehlt. Tschudi ist bis an die äußerste Grenze gegangen, wo nicht bloß die Gemüthlichkeit aufhört und vom Idyll nichts übrig bleibt, sondern wo der Schweizerbub einem Lappländer ähnlich ist. Kohl begegnet den muntern Knaben, wie sie in der Nähe ihres Dorfes sich zusammengefunden haben und miteinander scherzen und lachen, während ihre Zicklein sich in Bocksprüngen üben. Ich habe Geißbuben von beiden Arten angetroffen; mit denen, die auf die äußersten Vorposten gewiesen waren, mich freilich kaum unterhalten können, daher es mir nicht möglich war, aus ihrem eigenen Munde Näheres über ihr Leben zu erfahren, denn sie sprechen das Idiom ihrer Landschaft in der primitiven Reinheit und schon ihre Bejahungs- und Verneinungslaute spielen in einer sonderbaren Tonart. Aber so weit eine gegenseitige Verständigung möglich ist, sind sie sehr dienstfertig, ohne auf Belohnung zu spekuliren. Sie bedürfen ja so wenig zum Leben und vielleicht sind diese kleinen Heerdenfürsten zum Betteln zu stolz. Aber ich dachte doch nicht: Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein!



Mürren.



A. Huber sc.

Trümmelbach.



Trachselauinen.

Mürren.

Zum Lauterbrunnenthal gehört noch das Bergdorf Mürren (1630 M.), das erst in neuerer Zeit weltbekannt geworden ist und in den rothen Büchern die gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat. Aber schon J. N. Wyß hat vor mehr als 50 Jahren in trefflicher Weise geschildert, warum der Besuch Mürrens so lohnend sei. Seitdem hat sich das Dorf mit seinen über die Matten zerstreuten, wettergebräunten Häusern und Hütten wenig geändert; nur könnte man glauben, die Tugend des Hirtenlebens habe ihre Reinheit verloren, wenn man bei Wyß liest: „Kein Wirthshaus verschlimmert die Sitten des Ortes und jetzt dort das Gasthaus zum „Silberhorn“ erblickt. Aber diese freundliche Herberge, wie sie aus einem wahren Bedürfnisse entstanden ist und die Touristen anheimelt, hat doch wohl auf die Sitten der Dörfler nicht nachtheilig eingewirkt. Immerhin war die Zeit noch idyllischer und patriarchalischer, als der genannte Wanderer an eine beliebige Thür in Mürren klopfen und Gastfreundschaft in Anspruch nehmen konnte. Er berichtet darüber: „Wie Menschen im idealen Naturzustande, vertrauensvoll jedem Mitmenschen nahestehend, verfügten wir uns in den Ort und wählten uns zur freieren Ansicht das oberste der Häuser, um anklopfend eine Herberge zu verlangen, die gutmüthig und ohne Bedenken von der Eigenthümerin, einer Wittwe, uns gestattet wurde. Da schritten wir grüßend hinein, fanden eine Tochter und ein paar Söhne, wurden erbedigt unseres Geräthes, kleideten uns im Webgaden neben dem häuslichen Webstuhl um, bestellten eine gute Milchsuppe sammt einem Gericht von Eiern zum Nachtessen, und eilten alsbald wieder in's Freie, um mitten zwischen der neugierigen Jugend des Dorfes im Grünen sitzend beim scheidenden Abendlicht des herrlichen Schauspiels der kaum irgendwo prachtvolleren Schneegipfel zu genießen.“ Das klingt wie eine Fabel aus dem wegen seiner Wirthshauspolitik nicht eben best beleumdeten Berner Oberlande, wie ein Märchen aus alten Zeiten; aber wer viel gewandert ist, weiß doch, daß es in der Schweiz an uneigenmäthiger Gastfreundschaft nicht fehlt.

In 2—3 Stunden kann man von Lauterbrunnen auf dem Wege, der für die in Lauterbrunnen einge-

pfarrten Bewohner von Mürren der Kirchenweg ist, nach Mürren kommen. Man hat da zwar eine Steigung von mehr als 1300 Fuß, kann sich aber den Aufgang dadurch sehr erleichtern, daß man sich lebhaft vergegenwärtigt, mit welchen Schwierigkeiten die Bewohner von Mürren, die sehr kirchlich sein sollen, in der Winterzeit zu kämpfen haben, um der Kirchenandacht in Lauterbrunnen theilhaftig zu werden. Namentlich am ersten Weihnachtstage versäumt nicht leicht, wer irgend die Kräfte dazu hat, zur Kirche in Lauterbrunnen zu wallfahrten, und wird dafür auch kein Ablass gespendet, so darf doch jeder, der am Abend wieder heimgekehrt ist unter das Dach seiner Hütte, sich sagen, daß er, um an geweihter Stätte den Segen des Himmels sich zu erbitten, mehr geleistet habe als die gewöhnlichen Kirchgänger. Kohl, der an einem Tage im Spätherbst nach Mürren kam, ließ sich an Ort und Stelle erzählen, es sei zu Weihnachten und Ostern schon vorgekommen, daß die Männer mit Schaufeln und Hacken vorangegangen seien und den Weibern und Mädchen Bahn geschafft hätten, und er bemerkt dazu, es müsse ein erhebender Anblick sein, eine solche sonntäglich geschmückte und vom frommen Eifer getriebene Gemeinde zu sehen, die sich von den Höhen durch Eis und Schnee zum Gotteshause hindurchgrabe. Es kommt aber auch vor im strengen Winter, daß eine Leiche nicht herabgebracht werden kann auf den Kirchhof im Pfarrdorfe. Da hilft man sich denn wie auf der Göschenenalp in Uri und im Gebirge Graubündens; man stellt die Leiche an einen kalten Ort, läßt sie einfrieren und bringt sie zu gelegener Zeit hinab.

Die vielen Bäche, welche dem Wanderer auf dem Wege von Lauterbrunnen nach Mürren entgegenrauschen und von denen er manche zu überschreiten hat, während andere munter von den Felsen herabspringen, diese Fülle des Wassers belebt die in Felsen starrende Gegend, in welcher sich zwar noch Baumwuchs findet, aber nur die ernstesten Tannen gedeihen. Wenn man schon in eine beträchtliche Höhe gekommen ist, passiert man auf einer Brücke den Pleischbach, der noch sehr zahm ist und erst näher an Lauterbrunnen als Wassersturz den Namen Staubbach empfängt. Schon vorher

hat man sich umgewendet, um an einem schönen Punkte auf den durchwanderten Theil des Lauterbrunnenthals zurückzuschauen, aber das Auge, das schon den Eiger erblickt hat, sucht die Höhe und die Erwartung eines Hochgenusses im Anschauen eines großen Gebirgs-panorama's wird in Mürren nicht getäuscht. Es ist ein schönes Compliment, daß Zwan Tschudi in seinem Schweizerführer dieses Panorama neben das vom Faulhorn gestellt hat. Zwar ist die Aussicht vom Faulhorn bei klarer Luft weit ausgebehnter, aber man erfaßt in Mürren die Bergriesen in größerer Nähe, tritt unmittelbar zu einigen heran, als wenn man auf dem Gipfel des kahlen Faulhorns steht. Der beste Aussichtspunkt ist übrigens von dem $\frac{1}{2}$ Stunde von Mürren gelegenen Allmendhubel.

So wie manche Hochthäler in einem der sichtbaren Schneeberge entschieden ihren Beherrscher haben, ist es in Mürren das zur Jungfrauette gehörige, glänzende Silberhorn (3690 M.), welches von seinem Fuße bis zum Scheitel angeschaut wird. Zwar erhebt sich an seiner linken Seite der Schwarzmönch, aber dieser ist niedriger und geht auf in dem Massiv des Silberhorns, so daß er wie die „rothen Bretter“ nur als eine Stufe des Silberhorns erscheint. Vom Silberhorn kann man sagen, es mußte diesen Namen bei den Menschen finden. Seine Kuppel, eben das Horn, im reinsten Ebenmaß, ist mit purem Schnee bepanzert, so daß nirgends ein dunkler Fels hervortritt. Wenn aber im Mittsommer die Sonne an der Oberfläche der Schneedecke ihre Macht gezeigt hat, so gefriert in der Nacht die Fläche und wenn am folgenden Morgen die Sonne sich wieder zeigt, dann ist das Horn erst recht das Silberhorn.

Der Jungfrauigipfel dominirt hier nicht, er ist unmittelbar zur Rechten des Silberhorns kaum bemerkbar; es ist als ob die Königin dem Silberhorn, das doch nur ihr stattlicher Trabant ist, einmal die Herrschaft übertragen hat. Zur Linken stehen Mönch und Eiger in voller Klarheit und weiter ab das Lauberhorn und der Tschuggen, noch ferner der Männlichen. Zur Abwechslung verweilt auch das Auge auf den Hütten der Wengernalp, welche durch das wilde Trümmleten-Thai von der Jungfrauette getrennt ist. Rechts vom Silberhorn stehen in langer Reihe das Gletscherhorn, die Ebnefuh, das Mittaghorn, das Grobhorn, das Breithorn, das Tschingelhorn und das durch seinen Namen gekennzeichnete Spaltenhorn. Es ist ein Panorama, nicht so überwältigend wie vom Faulhorn,

aber eben deshalb in seiner ganzen Schönheit zu erfassen.

Das Dorf Mürren besteht aus etwa 40 über die Matten und an den Abhängen zerstreuten Häusern und hat nach der Tradition sehr lange so bestanden, ohne Zunahme oder Abnahme der Wohnungen und der Bevölkerung. Es giebt freundlichere Dörfer in der Bergregion, in welcher noch der Horn prächtig gedeiht, während Mürren, der Alpenregion angehörig, in fast baumloser Gegend, nur einen kleinen Bannwald von Nadelholz über sich hat, der als Schutzwehr gegen Lawinen seine Dienste leistet. Wenn aber die Sonne ihren Glanz auch auf dieses Stück der Welt ausgegossen hat, so erscheinen zwar die schwarzbraunen Häuser kaum heiterer, aber man versteht, was Schiller das warme Grün der Matten nennt. Da ist nicht eine Waldregion, welche Uebergang und Vermittelung bildet zwischen der Hochebene, auf welcher das Hirtenleben gedeiht, und der Schneeregion über den gewaltigen Felswänden: unmittelbar hat man das herrlichste Weiß des Silberhorns und das schönste Mattengrün vor Augen, als ob diese Farben durch das Nebeneinander sich gegenseitig erhöhen und verschönern.

Zwar wissen die Bewohner von Mürren, seit so viele Fremde zu ihnen kommen, es längst, daß es noch viele Länder über das Lauterbrunnenthal hinaus giebt und daß Bern nicht die Hauptstadt der Welt ist; sie lassen sich auch in den Fremdenverkehr hineinziehen und haben Nutzen von demselben, aber wenn die letzten touristischen Schwalben wieder abgezogen sind, dann ist die Lebensweise der Mürrener wieder grade so, wie sie es im Anfange dieses Jahrhunderts war, ein Bild der Genügsamkeit. Ein kleiner Knabe, der mich an- zog, weil er einen so festen, sichern Blick auf uns Fremde richtete und gar nicht geneigt war, sich scheu zu verkrühen, mußte mir Rede stehen und sich von mir in der Wissenschaft examiniren lassen. Er mochte mich für einen städtischen Schulmeister halten und hatte auch nicht ganz Unrecht. Er ließ sich die Prüfung gefallen und erzählte mit Stolz, daß er schon etwas lesen könne, was er bei seinem Herrn Lehrer lerne. Das Vaterunser hatte ihm die Mutter auf den Lebensweg mitgegeben. Da kam mir in den Sinn zu erfahren, was er sich dabei denke, wenn er bete „Unser täglich Brot gib uns heute“, denn ich hatte gehört, daß Brot für die Mürrener ein seltener Leckerbissen sei. Ich fragte daher den Buben, ob er denn auf sein Gebet hin auch täglich Brot bekomme. Er sah mich darauf



Druck v. J. L. Rüdiger.

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

Rüdisühli dol et souep

EIGER & MÖNCH.

etwas verduzt an, sagte aber alsbald, von Erdäpfeln, Käse und Milch könne man auch leben, er werde aber doch fortfahren, jeden Abend um das täglich Brot zu bitten, die Mutter wisse schon, warum das gut sei. Ich streichelte ihm die Wange und sagte, so sei es recht, Vertrauen zur Mutter bringe den Kindern Segen.

Meine Jagd auf Gebirgsfagen war in Mürren nicht ergiebig, aber eine Ueberlieferung gehört doch schon dem Sagenkreise an. Vor vielen Jahren soll ein Lämmergeier ein kleines Kind geraubt, emporgetragen und auf einem Felsen des Schwarzmönchs jämmerlich zerrissen haben. Man sah noch eine Zeitlang das rothe Kleidchen des Kindes am Felsenriff im Winde flattern. Es wird mit dieser in der Hauptsache vielleicht wahren Begebenheit der Name Speisepfad für einen Vorsprung am Schwarzmönch in Verbindung gebracht. Die neueste Zeit hat aber einen Bergpfad in der Nähe von Mürren zum Schauplatz einer Tragödie gemacht, von der Kinder und Kindeskinde erzählt werden. Zu den Excursionszielen, die von Mürren aus angestrebt werden, gehört das Schilthorn (2971 M.) zwischen dem Lauterbrunnen- und Kienthal. Die Aussicht von dieser abgestumpften Pyramide wird sehr gerühmt und soll der Aussicht vom Faulhorn gleich kommen, aber zu den leichten Parthien gehört die Besteigung nicht. Gerade deshalb nahm vor wenigen Jahren ein junges, auf der Hochzeitsreise befind-

liches, Ehepaar aus der englischen Aristokratie sich die Ersteigung des Schilthorns vor, kam auch mit dem Führer bis zu einer bedeutenden Höhe, wo nur noch kahle Felsen mit Eis und Schnee wechseln. Da fühlte die junge Frau, daß sie denn doch ihre Kräfte an dem heißen schwülen Tage schon zu sehr angestrengt habe und daß die Erreichung des Gipfels für sie eine Unmöglichkeit sei. Um aber ihrem Ehegemahl den Triumph des Vollbringens nicht zu rauben, beredete sie ihn mit dem Führer hinaufzusteigen, während sie sich ausruhen und neue Kraft für die Rückkehr nach Mürren sammeln wollte. Die beiden Männer kamen auch auf den Gipfel, aber schon war ein Gewitter im Anzuge, die Firnhäupter, welche man in strahlender Klarheit zu sehen gehofft hatte, waren glanzlos und drohend; bald kamen Donnerschläge, die ein fürchtbares Echo fanden, Blitze leuchteten und züngelten um die Bergriesen; es war schauerlich schön, aber es galt rasch wieder hinabzukommen und die Angst um die Zurückgelassene gab dem jungen Manne doppelte Kraft. Als man an den Ort kam, wo sie zurückgeblieben war, sah man sie nicht. Ohne Zweifel war sie abwärts gegangen; sie hatte an einem Felsen ein Obdach gesucht. Da fand man sie auch, aber als Leiche. Die schöne junge Frau war vom Blitze erschlagen. Wahrscheinlich hatte eine stählerne Broche oder eine solche Verzierung an ihrem Hut den Blitz herangeleitet.

Eiger und Mönch.

Während der Name Eiger keinen symbolischen Anhalt bietet, sondern nur ein Problem ist für den philologischen Wurzelgräber, geben die Namen Jungfrau und Mönch den Stoff zu anmuthigen Spielereien. Gatschet meint, die Volksanschauung habe in den silberhellen Schneeflächen der Jungfrau in dichterischer Weise eine weißgekleidete Nonne gegenüber dem dunkelfarbigen, zu ihren Füßen liegenden, Mönch erblickt. Dieser Mönch, der Schwarzmönch, findet aber keine Erhörung, während der Weißmönch mit ihr in eine engere Verbindung gekommen ist, aber die Verbindung ist doch das kalte Jungfrauojoch; die Jungfrau bleibt Jungfrau. Gatschet bemerkt noch, daß zufällig die Namen Weißmönch und Schwarzmönch auch auf

die Farbe der Kleidung des Prämonstratenser- und des Benedictinerordens anspielen. G. Studer äußert, es könne wohl den Stoff zu einer romantischen Sage abgeben, daß die in der herrlichen Reinheit ihres Firngewandes prangende Jungfrau zwischen zwei Mönchen sich erhebe, von denen der eine (der Schwarzmönch an der Stellisfluh) in finsternem Ernst und mit tiefgefurchtem Angesicht zu ihren Füßen sich winde, während der andere (der Weißmönch oder Inner-Eiger), ein kräftiger Greis, mit glänzendem Silberhaar und wallendem Barte, wie zum Schutz und Schirm, ihr kühn und ehrfurchtsgebietend zur Seite stehe. Es ist zwar keine Volks-sage bekannt, welche auf diese bedeutsame Gruppierung Bezug hätte, aber eine solche Vision enthält mindestens

eben so viel Poesie als die Hymnen, mit denen die Jungfrau und der Mönch von verschiedenen Verkünstlern angefangen worden sind.

Mit einigem guten Willen läßt sich in dem emporragenden Felsen des Schwarzmönchs eine Kapuze oder Mönchskappe erkennen und es ist wohl möglich, daß da der Name Mönch zuerst entstand, während der Weißmönch noch gar nicht als Individuum vom Eiger gesondert wurde, sondern nur Inner-Eiger hieß, oder, wie es scheint noch im vorigen Jahrhundert, Heigers-Geißberg. Jetzt denkt aber jeder bei der Nennung des Namens Mönch nur oder zunächst an den zwischen dem Eiger und der Jungfrau stehenden, mächtigen Schneeberg. Die allmächtige Phantasie hat freilich auch entdeckt, daß dieser „in grauer Felsenkutte mit riesiger Schneekapuze“ dastehe.

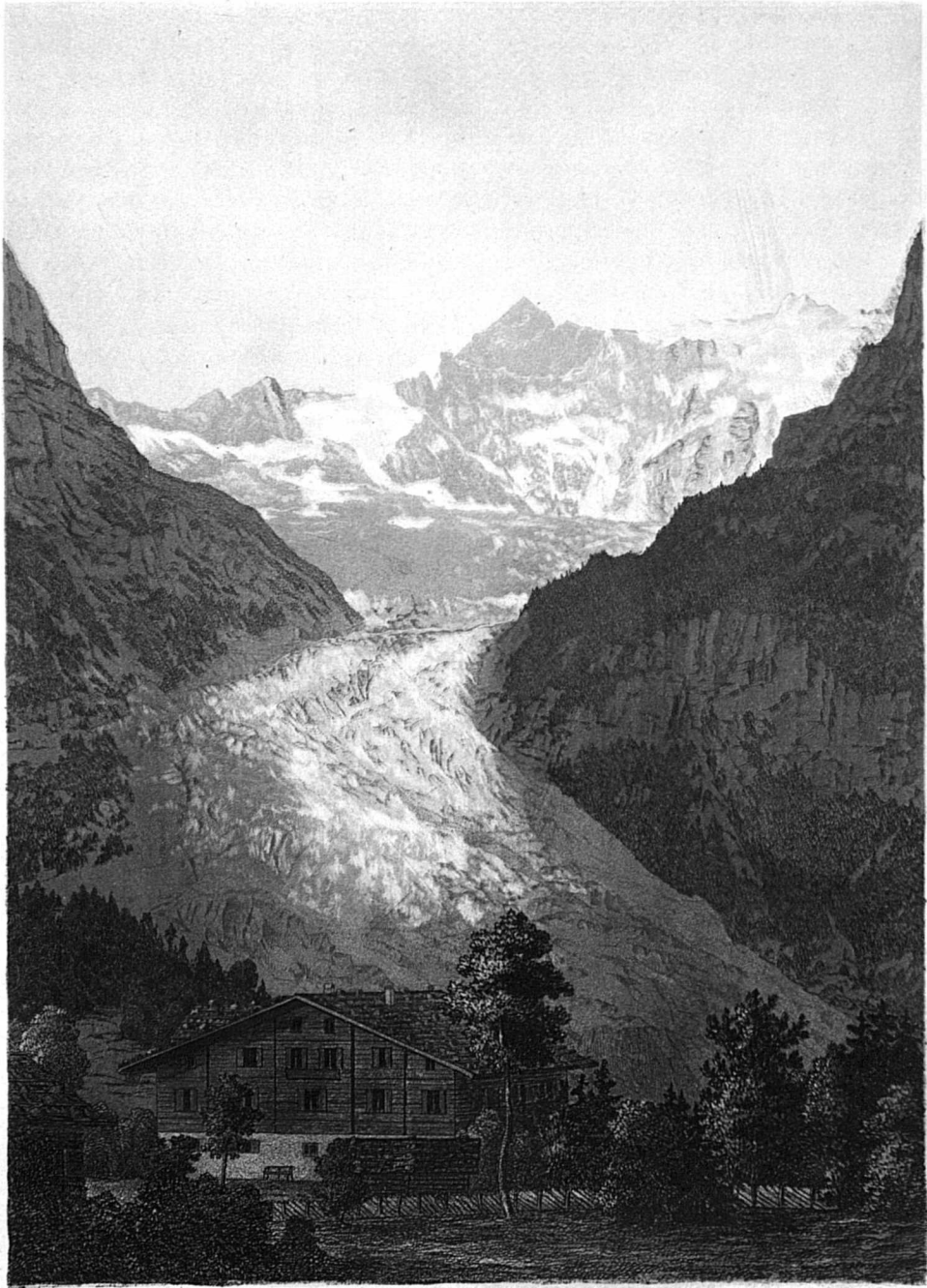
Der Gipfel des Mönchs (4104 M.) oder der des großen Mönchs, wie man zur Unterscheidung neuerdings sagt, ist abgerundet, während der Eiger (3975 M.) in einen scharfen Kamm aufläuft. Wer nur einmal in die Schweiz gekommen ist und das Glück gehabt hat, bei klarem Himmel von der Wengernalp Jungfrau, Mönch und Eiger zu schauen, der kann sich trösten, wenn er auch einige Regentage in den Kauf nehmen mußte, er hat doch etwas unbeschreiblich Schönes gesehen.

Man nahm längere Zeit an, der Mönch sei zuerst im Sommer 1855 von einer vornehmen, schönen, gelehrten Dame, der Fürstin Koltzow-Wassalsky, bekannter unter ihrem literarischen Namen Gräfin Dora d'Istria, erstiegen worden. Sie hat es auch geglaubt und eine Beschreibung der Besteigung in ihrem Werke *La Suisse Allemande et l'ascension du Mönch* (1856) geliefert. Es wurde mit sechs der besten Führer aufgebrochen, um auf die Jungfrau zu kommen, aber unterwegs erklärten die Führer, es sei unmöglich, an dem Tage dieses Ziel zu erreichen. Da fragte denn die Dame, ob die Besteigung des Mönchs eben so schwierig sei? Man sagte ihr, dieser Berg sei noch nie erstiegen worden. Desto besser, erwiderte sie und ging festen Schrittes vorwärts. „Da Peter Kaun und Peter Bohren mich so entschlossen sahen,“ schreibt die Dame, „ergriffen sie die Fahne, gingen voraus und pflanzten sie auf der höchsten Spitze des Mönchs auf, ehe wir selbst dahin gekommen waren. Diese Fahne war weiß, gelb und blau und der theure Name meiner Wallachei war mit großen Buchstaben darauf gestickt. Wie wenn der Himmel unsern Wunsch begünstigt hätte, rollten

sich die Wolken über alle umgebenden Berge und ließen nur den Gipfel des Mönchs unbedeckt. Obgleich die Abdachung steiler war als die des Eigers, fanden wir doch keine viel größeren Schwierigkeiten. Der Schnee war hart und da wir nicht so tief einsanken, war das Gehen weniger ermüdend. Wir hielten uns so, daß wir eine Kette bildeten, und wir gingen im Zickzack vorwärts, von der Ungeduld den Gipfel zu erreichen, angetrieben. Ich sah überall nur dichte Schneelager und nirgends die Eismassen, welche Desor auf der Jungfrau gefunden hatte. Wahrscheinlich war der Mönch wegen der Jahreszeit (12. Juni) noch unter den angehäuften Schneemassen des Winters begraben. Dieser Umstand trug zum Erfolg unserer Unternehmung wesentlich bei.“ Es fehlt in der kurzen Beschreibung so sehr an allen genauen topographischen Angaben, daß es ganz unmöglich ist, daraus zu entnehmen, welche Bergspitze denn erreicht worden sei. So plötzlich vom eingeschlagenen Wege zur Jungfrau Spitze abzuschwenken und in kurzer Zeit ohne Mühe die noch nie erklimmene Mönchsspitze zu erreichen, das fällt zu sehr in den Kreis des Wunderbaren. Peter Bohren und Genossen sind galant gegen die Dame gewesen und haben ihr den schönen Traum der ersten Besteigung des Mönchs gegönnt. Dabei ist es ein eignes Zusammentreffen, daß die Dame, welche mit solchem Eifer in ihren Schriften gegen das Mönchthum gekämpft hatte, als sie nun mit gleichem Eifer den einen Mönch, der ihr imponirte, bezwingen wollte, von diesem dupirt wurde.

Seitdem ist nun der Mönch mehrere Male bestiegen, zuerst von Dr. Forges aus Wien mit Christen Ulmer u. a. und dann von mehreren Engländern.

Weit schroffer als der Mönch erscheint sein Nachbar, der Eiger, ist aber doch und vielleicht eben deshalb früher erstiegen worden. Von Grindelwald aus ist er so herausfordernd und seine Spitze scheinbar so nah, daß man sich nothwendig an ihm versuchen mußte. Zuerst soll ein Irländer, Harrington, mit Chr. Ulmer u. a. im August 1850 hinaufgekommen sein, dann 1861 Dr. Forges, 1862 die Engländer Hardy und Liveing, 1864 Miß Walker von Liverpool. Einen genauen Bericht haben wir über die Besteigung durch Neby, von Fellenberg und Gerwer am 23. August 1864. Dieser Bericht (von Neby) findet sich in dem Prachtwerke dieser drei Herren „Das Hochgebirge von Grindelwald“ (1865). In stiller, klarer, vom Vollmond beglänzter Nacht wurde um 2 Uhr aufgebrochen



R. Ringger Sculp.

GRINDELWALD-GLETSCHER. GLACIER OF GRINDELWALD.
GLACIER DE GRINDELWALD. CANT. BERN. CANT. BERNE.
CANT. DE BERNE. Verlaß v. Chr. Krüsi in Basel. CANT. BERNE.

und die Marschroute ging zum rechten Ufer des Eiger-Gletschers. Gegenüber den schwarzen Gestalten der Felsen umher hob sich mit hellem Schimmer das Silberhorn (3990 M.) aus der Nacht hervor. Als der Tag anbrach, erweiterte sich der Gesichtskreis und wie oft auch der Sonnenaufgang im Hochgebirge, wo die Schneegipfel „im feurigen Rosen des jungen Tages erglühen“, schon geschildert worden ist, muß doch das zarte Bild, in welchem der Eindruck dieses Sonnenaufganges wiedergegeben ist, anmuthen. Die Poesie ist sehr wohlfeil, wenn man nach bequemer Tagfahrt ganz behaglich von Nigikulm einen Sonnenuntergang schaut; wenn man aber im Gebirge bald nach Mitternacht aufgebrochen ist, um einen recht langen Tag zu einer Hochwanderroute zu haben, so fröstelt das Herz noch beim Morgenrauen; doch wie durch einen Zauberschlag ist man erwärmt, wenn die Sonne mit ihrem Strahlenkranz erscheint, und wer auch sonst nicht poetisch sein will oder nicht gewohnt ist sich über sein Gefühl poetisch auszudrücken, das ist ein Augenblick, wo der Satz des Engländers wahr wird: *Once in his life every man becomes a poet* (Einmal im Leben wird jeder zum Dichter). Es sei fern von mir zu sagen, daß Professor Meby es nicht oft sei, aber jedenfalls war er es auch am Frühmorgen des 23. August. Er sagt: „Wunderbar war der Anblick des Horizontes; auf der Erde lag er als tiefdunkler, blauer Streif auf, darüber aber hatte er mit dem glühendsten Roth sich geschmückt, das in den zartesten Abstufungen mit dem hellen Blau des Himmels sich vermischte. Und plötzlich schossen nun die Sonnenstrahlen da und dort hervor und er-

zeugten namentlich in der Tiefe eine Reihe von Lichteffecten, wie ich sie in dieser Wärme und in diesem Glanze bisher noch nicht gesehen hatte. Besonders die grünen Höhen der Scheidegg strahlten in eigenthümlich gelbgrünem Lichte und die Wirkung mußte für uns um so bedeutender sein, als uns selbst, die wir im tiefsten Schatten uns befanden, die Quelle desselben verborgen blieb. Und nun begann auch das Flachland seine Schönheit zu entfalten. Ueber den Thunersee und seine romantischen Ufer hinweg eröffnete sich bereits der Einblick in zahllose Gauen bis zu den fernen duftigen Höhen des Jura hin. Die Beleuchtung war außerordentlich klar und eindringend. Die hellen Kirchtürme und die goldnen Fruchtfelder ließen sich bis über Bern hinaus deutlich erkennen und auch die Stadt selbst wurde zu unsrer freudigen Ueberraschung sichtbar. Vom Hochgebirge war wenig zu sehen; nur Mönch und Jungfrau standen imposant in nächster Nähe, während in größerer Entfernung Mtels und Balmhorn hervortraten. Um so malerischer lagen dafür die grünen Ketten des Stockhorns und der Freiburgerberge vor uns, die mehr und mehr coulissenartig sich übereinander emporhoben und in weitester Ferne am Jura den Hintergrund fanden.“ Nach dieser Morgenandacht ging es mit bedeutenden Anstrengungen über Felsen und beschneite Eisfelder aufwärts. Vor 11 Uhr wurde das oberste Ende des Grates erreicht, wo der Felsen aufhört und ein blendender Firnmantel den Gipfel des Berges umhüllt. Kurz vor 12 Uhr war die Spitze erreicht. Der ganze Marsch hatte fast 10 Stunden gedauert.

Grindelwald - Gletscher.

Zugleich mit der oben angeführten sagenhaften Erklärung des Namens Lauterbrunnen ist die Deutung des Namens Grindelwald verbreitet worden. Als die Rundschaffer von Interlaken oder dem Haslithal aus den damals noch unbekanntem Thälern im Innern des Hochgebirges zurückgekehrt waren, sollen sie auf die Frage, was sie gefunden hätten, geantwortet haben: Lauter Brunnen und einen Grindel-Wald. Da nun Grindel im Altdeutschen Riegel bedeutet, wovon das in der Schweiz und sonst im alamannischen Gebiete

gebräuchliche Grendel nicht verschieden ist, so würde Grindelwald den das Thal wie mit einem Riegel verschließenden Wald bedeuten. Aber so wie jene Erklärung von Lauterbrunnen einer ebenso einfachen richtigeren Deutung weichen muß, so giebt es auch für Grindelwald eine bessere Herleitung. Grint bedeutet im Mittelhochdeutschen auch Kopf und so wird nach Stalder Grind bei den Entlebuchern und berner Oberländern gebraucht, aber davon hergeleitet ist es auch der kopfförmige Felsen, und wie dieser sprach- und

landeskundige Mann bemerkt, heißt eine große runde Flußmasse bei Brienz der dürre Grind. Darnach wäre das Weisammen der Waldung und der Bergköpfe namensgebend für Grindelwald gewesen. Der Urwald ist im Laufe der Zeit durch die nur den augenblicklichen Vortheil berechnenden, nicht für die Zukunft sorgenden Menschen gewaltig gelichtet worden und man hat auch ohne Aufmerksamkeit die Ziegen den jungen Wald benagen und vernichten lassen; aber die Bergköpfe sind geblieben.

Grindelwald ist unbestritten eins der schönsten Gebirgsthäler der Schweiz und seine Berühmtheit verdankt es nicht zum wenigsten dem Umstande, daß man in bequemster Weise sich hier zwei Gletscher zur Anschauung bringen kann, welche als Ausläufer der großartigen Firnwelt auch den entzücken, der sie nicht mit dem Auge des Naturforschers mißt und prüft.

Wegen seines bequemen Zuganges ist der untere Gletscher auch Damengletscher genannt und wird am meisten in Augenschein genommen, aber wegen des reineren Eises empfiehlt sich der Besuch des oberen Gletschers. Wer nicht als Naturforscher für die fortwährenden Veränderungen am Ende des unteren Gletschers Interesse hat, wird sich sehr getäuscht finden, wenn er in der Hoffnung zum ersten Mal in seinem Leben die ihm als unvergleichlich geschilderte Farbe des Gletschereises mit eigenen Augen zu schauen, da wo der Gletscher anfangen soll, nur Geröll, Geschiebe und Schmutz sieht und von einer Farbenpracht auch weiter hinaus nicht viel entdeckt. Schwerlich wird es ihn entschädigen, daß er von Leuten, die den Drang der Mittheilung und Belehrung haben, an denen es dort nie fehlt, erfährt, welche Bewandniß es mit den Moränen der Gletscher habe und wie ein Gletscher ab- und zunehme. Er wird sich entschließen, um die Schönheit eines Gletschers sich zum Bewußtsein zu bringen, die Expedition auf das „Eismeer“ zu machen, die zwar ein wenig Anstrengung kostet, aber dadurch, weil man sich den Genuß verdient, um so lohnender ist. Es kommt ihm dabei zur Anschauung, wie dieser Gletscher zwischen den ungeheuren Wänden des Mettenbergs und Eigers von den Biescherhörnern und der Strahleck herabsteigt. Der Name Eismeer wird ihm zwar etwas zu großartig vorkommen, zumal da noch ein unteres und oberes Eismeer unterschieden wird und der Vergleich des Gletschers mit einem Flusse muß richtiger erscheinen, aber es macht die Architektur der Eismasse und deren Einfassung einen großen Eindruck. Der Neuling in der Gletscherwelt bewundert zum ersten Mal, wenn er in

eine Gletscherspalte hinabschaut, eine Farbe, die er blau nennen muß und die ihm doch ganz neu ist; er wird geblendet von dem reinsten Kristall der Gletschernadeln, die von der Sonne durchleuchtet, aber nicht erwärmt werden. Auch sein Ohr wird in Anspruch genommen; rechts fällt ein großer Stein von der Felswand auf das Eis; während er dahin blickt, springt ein neuer Gletscherriß zu seiner Linken. Dabei ist keine Gefahr; es sind das nur Zeichen, daß auf und an dem Gletscher die Bewegung nicht fehlt. Die Bewegung kann aber sehr bedenklich werden, wenn wir dem Bericht eines früheren Pfarrers von Grindelwald Glauben schenken müssen. Das Ziel der Tagreise war der Zäsenberg, der, wenn wir den Ausdruck Eismeer uns gefallen lassen wollen und den Biescher-Gletscher dazu nehmen, der mehr einen solchen Namen verdient, wie ein Vorgebirge in's Meer sich ausstreckt. Der Pfarrer erzählt, wie er mit seiner Begleitung eine Viertelstunde vom Zäsenberg ganz sorgenlos auf dem Eise sich gelagert habe und fährt dann fort: „Kaum aber saß ich, so hatte das wunderfame Ereigniß des Gletscherwachsendens statt. Ein unvergleichbar schreckliches Getöse, ein betäubender Donner ließ sich hören. Um uns her fing alles an sich zu regen. Flinten, Bergbüchel, Weidsäcke, die wir auf den Boden gelegt hatten, schienen lebendig zu werden. Felsenstücke, ruhig vorher auf dem Gletscher haftend, rollten behend übereinander. Schründe verschlossen sich mit dem Knalle dem Schuß einer Kanone gleich, und spritzten das Wasser, das gewöhnlich in ihnen sich befindet, bis zu Hauseshöhe, wobei wir tüchtig beregnet wurden. Neue, bis 10 und bis 20 Schuh breite Spalte öffneten sich mit einem ganz unbeschreiblich widerwärtigen Getöse. Die ganze Gletschermasse rückte vielleicht um einige Schritte vorwärts. Eine schreckliche Ummwälzung schien sich zu bereiten; aber in wenigen Secunden war alles wieder still und nur das Pfeifen einiger Murmelthiere unterbrach das häßliche Todeschweigen.“ J. N. Wyß hat diese Schilderung seines geistlichen Freundes in sein bekanntes Werk über das Berner-Oberland aufgenommen und das Thatsächlichste ist nicht zu bezweifeln; aber was hier „Gletscherwachsen“ genannt ist, scheint mir doch nur ein kleines Erdbeben gewesen zu sein, das sich in dem Gletscher so äußern konnte.

Der obere Grindelwald-Gletscher wird besonders von denen in Augenschein genommen, die von der großen Scheidegg auf Grindelwald zugehen. Dieser Gletscher zieht sich vom Lauteraarjoch herab bis in's grüne Thal



Zeich. Stich u. Druck v. J. L. Füssli in Lenzburg. Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

GLETSCHERGROTTE.
BEI GRÜNDELWALD.

zu den Wohnungen der Menschen. Seine Einfassung bilden unten an der einen Seite der Fuß des Wetterhorns, an der andern Seite der Fuß des Mettenbergs. Kurz und trefflich beschreibt Hegner den Eindruck, als er zu diesem Gletscher hinaufschaute: „Es war mir, als ich am Fuße desselben stand und empor sah, als wenn ein Rheinfall von Eis auf mich herabstürzen wollte.“ Er hat einen geringeren Umfang als der untere Gletscher, aber wegen der größeren Reinheit des Eises, wegen der Zinken und Zacken und wegen der schönen Eisgrotten wird ihm von manchen der Vorzug gegeben. Für den Eintritt in die große Eisgrotte an seinem Ende muß seit einigen Jahren ein Eintrittszoll gezahlt werden; aber man darf dieses doch nicht auf eine Linie stellen mit den widerlichen Prätensionen einer nichtswürdigen Industrie, mit denen man sonst überall im berner Oberland behelligt wird, denn der Mann, welcher als Pförtner dieses Gletscherthors auftritt, hat nicht geringe Arbeit davon, den Eingang bequem zu erhalten, da alljährlich der Gletscherrand und das ganze Terrain sich verändert.

Ueber den Eindruck, den das Betreten dieser Gletschergrotte macht, müssen die Urtheile sehr verschieden sein. Das Gefühl, nicht auf, sondern in dem Gletscher zu sein, ist eigenthümlich, aber man darf die Erwartungen nicht zu hoch spannen oder muß eine lebhaftere Einbildungskraft ihre Schwingen entfalten lassen. Du hast vielleicht geträumt oder du hast so etwas in einem schönen Gletschermärchen von Abraham Roth gelesen, wie du dich in einer hochgewölbten Eisgrotte befindest, dem schönsten Feenpalast vergleichbar; Wände und Decke sind glatt geschliffen wie vom feinsten Marmor, der Marmor aber ist luftiges Himmelblau, durchädert von meergrünen Streifen. Hinten in der Grotte rieselt ein Bächlein in muthwilligen kleinen Säsen herab, grünes Wasser auf hellem Azur. Es ist wunderschön, aber kalt, entsetzlich kalt! Ja, kalt findest du es in der Eisgrotte von Grindelwald, aber es ist keine rechte Beleuchtung, es fehlt die Farbenpracht, wie du sie, in Erinnerung des Einblicks in tiefe Gletscherspalten auf deinen Eiswanderungen dir gedacht hattest. Da ist die Sonne so mitleidig, ihren Schein an den Eingang der Grotte gleiten zu lassen, ein wunderbares Dämmerlicht

entwickelt sich auch im Innern der Höhle, die Wände haben eine seltsame Farbe, nicht Azur oder Ultramarin, nicht Smaragd, sondern eine mattere Farbe, deren Mischung dir neu ist. Magisch kannst du die Beleuchtung nennen, der Ausdruck ist ja sehr verwendbar, — aber die Damen finden es entsetzlich kalt in der Grotte und wollen nicht länger bleiben, denn sie haben sich gegenseitig angeschaut und gefunden, daß alle Gesichter von einer Leichenfarbe überzogen sind; das heiße Blut in ihren Adern fängt an zu erstarren, sie wollen nicht Gletschernymphen werden, sie wollen leben, wo die Sonne eine schöne Oberwelt verklärt. Wenn man dann aber aus dem Innern der Grotte dem Ausgange sich nähert und der Sonne entgegengeht, da entwickelt sich ein Farbenspiel, ein Glitzern und Flimmern, als ob die Eiswände sich in Edelstein von allen schönen Farben verwandelten, da wird das Gletschermärchen doch noch wahrhaft.

So wie die Gletscher selbst Ströme sind, entsenden sie auch aus ihren Thoren Flüsse in die Welt, die bald einen langen Gang zu machen haben, bis das Meer sie aufnimmt, bald nach kurzer Zeit mit anderen Flüssen sich verbinden. Oft verschwinden sie auch bald in einem See, wenn sie nicht kräftig genug sind, um jenseits wieder selbstständig herauszutreten. Dem untern Grindelwald-Gletscher entströmt die weiße Lüttschine, dem obern die schwarze, mit Recht so genannt von dem schwarzen Wasser, das morschen Schiefer fortschwemmt. Nachdem die schwarze Lüttschine in raschem Laufe am Fuße des Mettenbergs auf den untern Gletscher zugeeilt ist, verbindet sie sich mit der weißen Lüttschine und von der schwarzen Farbe ist bald nichts mehr zu sehen. Stürmisch und oft dem Thale Gefahr bringend eilt der Doppelfuß abwärts, vereinigt sich bei Zweilüttschinnen mit der Lauterbrunnen-Lüttschine, aber schon bei Bönigen geht der so verstärkte Bergstrom im Brienzsee auf. In den Bezeichnungen der verschiedenen Lüttschinnen ist übrigens keine Festigkeit, denn sehr gewöhnlich wird die Lauterbrunnen-Lüttschine die weiße genannt, im Gegensatz zu der bei Zweilüttschinnen mit ihr zusammenströmenden schwarzen Lüttschine und dieser Sprachgebrauch dominirt.

W e t t e r h o r n .

Wer auf der vielbegangenen Stappenstraße von Meyringen über das Rosenlaubbad und die große Scheideck die normale Oberlandstour unternimmt, stößt, wo es ihm darum zu thun sein muß, sich der Namen der angestaunten Bergmassen und Bergspitzen zu bemächtigen, bald auf eine verwirrende Willkür in den Bezeichnungen. Soeben glaubt er in Meyringen das Wetterhorn entdeckt zu haben, da sagt ihm einer, der es besser weiß, das sei das Rosenhorn; dann hört er auch den Namen Hasli-Jungfrau, wobei er sich denn denken kann, daß die Haslithaler, denen es an schönen Jungfrauen bekanntlich nicht fehlt, auch ihre bergschöne Jungfrau haben wollten und das Wetterhorn so nannten. Endlich kommt er zu dem Resultat, das Wetterhorn habe drei Gipfel: die Hasli-Jungfrau oder das eigentliche Wetterhorn, das Mittelhorn und das Rosenhorn, und diese drei Gipfel nenne man denn auch die Wetterhörner. Aber auch dieses Resultat bleibt nicht ganz fest, denn er erfährt, daß Desor Ordnung gemacht, als er vom Doßhorn aus wahrgenommen habe, daß die Wetterhörner drei scharf von einander geschiedene Berge seien, und daß das vordere imposante Horn den Namen Wetterhorn behalten dürfe, das südöstliche den Namen Rosenhorn verdiene, weil es den Rosenlaugletscher beherrsche, das in der Mitte stehende passend das Mittelhorn heiße. Von diesen drei Hörnern ist das letztere das höchste: Wetterhorn 3703 M., Mittelhorn 3708 M., Rosenhorn 3691 M.

Abraham Roth, der 1860 das Wetterhorn erstieg, hatte, als er vom Rosenlaugletscher vordrang, von den drei Bergen folgenden Eindruck: „Die drei Berge bieten dem Kommenden ihre ganze östliche Front dar; das gewöhnliche Auge erkennt keinen Unterschied in ihrer Höhe und so stehen sie denn da wie drei gewaltige Gleiche, die kühn himmelan streben: das Rosenhorn als felsiger Keil und, wie mir schien, mehr von frischem als von ewigem Schnee bekleidet; das Mittelhorn ebenfalls in einem schroffen Felsenabsturz, auf der obersten Höhe aber mit einer schönen Firnkuppel gekrönt; das Wetterhorn endlich als eine steil und blendend weiß auslaufende Pyramide, deren oberste Spitze nur sehr wenig abgestumpft erscheint. Diese Gestalt und Farbe machen das Wetterhorn zum schön-

sten, aber zugleich auch zum schwierigst bezwingbaren Gipfel.“ Roth kam hinauf, aber oben that ein unlustiges Wetter sich auf und ein „traurig schönes Gewoge“ der Nebelmassen hinderte die Uebersicht des Riesensbildes. Dagegen können wir von Desor, der schon 1844 den Gipfel des Rosenhorns erreichte, erfahren, wie es oben aussieht oder vielmehr, wie man dort ausschaut.

„Der Gipfel ist von einer dicken ewigen Schneeschicht bekleidet, welche gegen Süden kuppelartig gerundet ist, nach der Nordseite aber überhängt. Nur hie und da dringt der nackte Fels ein wenig durch. Die steilste Seite ist, wie gewöhnlich, gegen Norden gekehrt; aber auch die südlichen Gehänge erreichen an manchen Stellen eine Neigung von 40°. Obgleich der Gipfel nicht sehr geräumig ist, so fanden doch 20 Personen darauf bequem Platz.

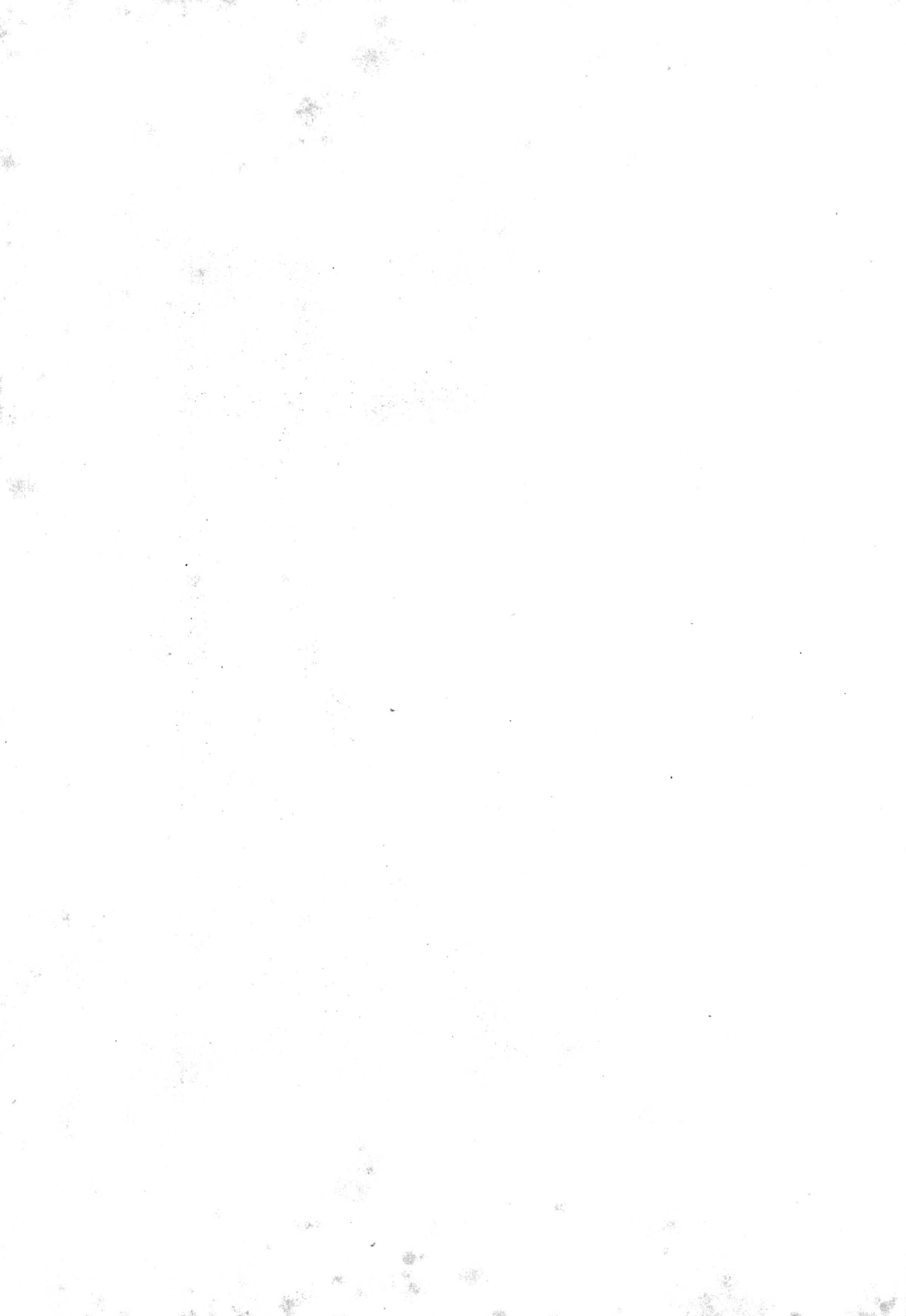
Im Norden sehen wir zu unsern Füßen das schöne Dorf Meyringen mit seinem weißen Kirchturm; selbst das Zifferblatt ist mit bloßem Auge zu erkennen und mit einem guten Fernrohr kann man sogar die Stunde an dem Zeiger ablesen. Dahinter liegt der Brünigpaß mit dem Lungernsee, der von Meyringen nur durch eine kleine Wölbung des Bodens getrennt scheint. Rechts, ein wenig entfernter, die wohlbekanntem Umrisse des Pilatus und selbst die Pyramide des Rigi. Im Osten erscheint eine unzählige Menge schneeiger Gipfel, die bis zu den Grenzen des Horizontes laufen. Dort kündigt kein Grün, kein Wasserfall, nichts Leben an; es ist das Reich des Schnees in seiner ganzen Größe, in seinem vollen Glanze, wie es zu anderer Zeit die Oberfläche Europa's überzogen hat. Nur die Bergspitzen sind sichtbar; die Thäler verschwinden inmitten dieser großen Reliefe, die sich wie ungeheure Wogen eine auf die andere drängen. Gegen die Mittagsseite ruht das Auge auf den Fürsten unserer Alpen; der nächste ist der Berglistock, der nur durch das Plateau, welches wir überschritten, von uns getrennt ist. Neben ihm, auf der andern Seite des Lauteraarsattels, steht das Schredhorn mit seinem furchtbaren Kamm. Das Finsteraarhorn zeigt nur seinen äußersten Gipfel über einem Einschnitt des Lauteraarhorns, wie wenn es uns an seine Ueberlegenheit über alle Anderen mahnen



Zeichnung, Stich u. Druck v. J.L. Rüdtsühli in Leinsburg

WETTERHORN, MÖNCH & EIGER.
VON DER GROSSEN SCHEIDEGG AUS. (CANT. BERN)

Verlag von Krüsi in Basel.



wollte. Dann folgt der lange Kamm des Wiescher-Grates mit den beiden Wiescher-Hörnern, beide bis zu ihrer Spitze mit Schnee bedeckt. Der Mönch, welcher einen Theil des Grates ausmacht, ist kolossaler als jene, er scheint mit heiterem Auge auf die Ebene zu blicken, welche er weithin beherrscht. Der Eiger, obgleich er weniger hoch ist, hat steilere Wände; er schaut verdrießlicher und unzugänglicher aus, wie Reider, welche keinen Höheren neben sich dulden können. Hinter dem Mönch verbirgt sich ein sehr hoher Rücken, der nur mit seiner höchsten Spitze hervorschaut. Es ist die Jungfrau. Im Westen, am Fuße dieser Kolosse, liegt die Wengernalp mit ihrem grünen Rücken; sie erscheint so niedrig, daß man Zweifel hegt, ob dieses der Weg sei, den man so ermüdend nennt. Ein wenig weiter kommen die Berge, welche den Thunersee umgeben. Die Scheideck und das Faulhorn werden durch die beiden vorderen Wetterhörner verdeckt. Mittelhorn und Wetterhorn sind wirklich zwei prächtige Fels, das erstere mit rundem Gipfel, das letztere eine wahre Pyramide, ähnlich derjenigen des Niesen, aber kolossaler, kühner, mit zugespitztem Gipfel. Die Ebene ist mit Wolken bedeckt und nur von Zeit zu Zeit bemerken wir am Horizont die lange und einförmige Linie des Jura.“

Auch wer das Wetterhorn schon von der großen Scheideck gesehen hat, wird es doch noch mehr bewundern, wo es in seiner ganzen Größe, ohne daß gewaltige Vorberge seine Breitseite verdecken, von Grindelwald ihm zur Anschauung kommt. Zwar imponiren hier auch der Mettenberg, die Wiescherhörner und besonders der Eiger, und das große Schreckhorn steht im Höhenrang über ihm, aber hier scheint es nicht so zu sein. Das Wetterhorn macht durchaus den Eindruck, als ob es die Herrschaft über das Grindelwaldthal habe. „Aus grünen Wiesenrunden schwingt es sich als gewaltiger, vielfach zerrissener Felskolos in steilen Hängen zu bedeutender Höhe empor, um mit schimmernden Schneefeldern und glänzenden Firnkegeln sich zu überdachen. Zu welcher Tages- und Jahreszeit man es auch immer betrachten mag, stets bietet es eigenthümliche Schönheiten, ob in leisem Dufte bläulich verschwimmend, ob scharf in allen seinen Theilen ausgeprägt, und jede Beleuchtung, vom blendenden Strahle der Sonne bis zum blassen Lichte des Mondes, verleiht ihm einen besonderen Zauber. Nie aber ist sein Anblick erhebender, als wenn, wie dies so häufig geschieht, ein Wolkengürtel seine Flanken umzieht und

darüber Schultern und Haupt lichtumflossen in die blaue Luft emporragen.“ (Meby.) Je nachdem es mehr oder weniger dieses Wolkengewand umgeworfen hat, je nachdem dieses Gewand nur leicht und bequem herabhängt oder fester zum Haupte herangezogen ist oder gar das Haupt umhüllt, darnach ist das Wetterhorn den Thalbewohnern der Wetterprophet und davon soll es eben seinen Namen haben. Es giebt solcher Wetterpropheten bekanntlich manche unter den Bergen der Schweiz und an solche Berge hat sich vorzugsweise die Sage und Mythe geheftet. Ich brauche hier nur an den Pilatus zu erinnern. Naturerscheinung ist ja die Mutter der Mythologie. Vorzugsweise ist die überhaupt im Schweizerischen Gebirge sehr verbreitete Zwergensage mit dem Wetterhorn und seinem Bereich verbunden. Sehr tief bemerkte schon B. von Bonstetten: „Die Idee der Größe bleibt immer klein neben den Alpen und die Fabel der Giganten wäre nie in der Schweiz erfunden worden.“ Mit Bergmännlein war das Berginnere bevölkert und sie standen mit den Menschen in einem freundlichen Verkehr, sie leisteten denselben wesentliche Dienste. Was Pfarrer Gerwer in seiner Beschreibung des Thals von Grindelwald aus der Zwergensage mittheilt, stimmt ganz überein mit dem reichen Detail, das wir durch Kochholz, Lütolf, Bernaleken u. a. kennen, aber neu ist die Nachweisung des Orts am Fuße des Wetterhorns, wo die Zwerge ihr Eingangsportal hatten. „Fast am Fuße des Wetterhorns, „im obern Eispfad“, wo Föhren den Fels bekleiden, dort war ihr Eingang in den Berg; zugemacht ist er jetzt spurlos; die Besteiger des Berges denken kaum daran, über welche classische Stelle sie hinschreiten. Da zogen sie ein und aus und der ganze Berg war ihr Revier; das Innere desselben war ihr Winterquartier und derjenige Theil, welcher „der obere Berg“ genannt wird, ihr eigentlicher Tummelplatz.“ Auch der Grund ihres Verschwindens aus dieser Gegend ist derselbe, wie er sonst überliefert ist. Ein übermüthiger, junger Bursch klettert zu dem „obern Berg“ hinan, belauscht die Zwerge und sieht, wo sie sich der Ruhe pflegen. Er macht den Stein, worauf einer der Zwerge sein Mittagsschläfschen zu halten pflegt, glühend heiß und verbirgt sich dann hinter einem Felsen, um zu sehen, was nun kommen werde. Der arglose Zwerg kommt zur berechneten Stunde und legt sich auf den Stein, verbrennt sich aber jämmerlich und fährt schreiend wieder auf. Da hört er erst leises Klitzern, dann höhnisches Lachen in der Nähe und erkennt,

daß eine böse Menschenhand ihm den Schmerz angerichtet hat. Wehmüthig überblickt der Zwerg noch einmal die Stätte so vieler ruhiger Stunden, blickt dann zürnend hinüber nach dem Versteck des böswilligen Menschen und verschwindet mit den Worten: „Heut hieher und nimmermehr.“ Nicht lange nach jener Unthat öffnet sich noch einmal das Thor im obern Eispfad, einer der Zwerge tritt heraus und ruft nach dem Fischboden hinunter einem Bruder zu: „He, rauhe Rinde, Muggenstus ist g'storben!“ Der Kleine kommt sofort hinauf, beide verschwinden im Berge und seitdem sieht und hört man dort nichts mehr von den Zwergen. — Kürzer, aber wesentlich gleich, ist die Erzählung vom Verschwinden der Zwerge aus dem Gadmenthal. Es war ihre Gewohnheit, sich auf einen großen Stein zu setzen und von da den Heuern zuzuschauen. Da machten einige übermüthige Burschen ein Feuer an auf dem Stein, daß er glühend wurde, und setzten

dann die Kohlen hinweg. Bald kam des kleine Volk, verbrannte sich jämmerlich, rief zornig: O böse Welt, o böse Welt! und verschwand für immer. — Eine Variation hat diese Sage im Haslithal. Häufig kam im Sommer die Schaar der Zwerge von den Flühen herab in's Thal. Bereitwillig halfen sie beim Heuen, setzten sich aber auch wohl auf den langen Ast eines Ahorns und schauten aus dem schattigen Laube vergnügt den Mädern zu. Da ward einmal in der Nacht von boshaften Leuten der Ast so weit durchgesägt, daß er nur noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf setzten, stürzten sie mit dem Ast auf den Boden und wurden ausgelacht. Da wurden sie zornig und schriegen: O wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! Heute hieher und nimmermehr! Seitdem kamen sie nie mehr in's Thal.

Reichenbach.

Der Reichenbach entspringt auf dem südlichen Abhange der Faulhornkette in der Nähe des Schwarzhorns, nimmt auf dem obern Thalboden zwei kleinere Bäche an sich, fließt aber noch so gemächlich, als ob er unbenutzt seinen Lebenslauf da beenden wolle, wo sich ihm Gelegenheit böte, in einen andern Bach oder Strom einzumünden. Aber er ist ein Herkules in der Wiege; es muß nur eine Gelegenheit kommen, seine Kraft zu zeigen, der Reiz einen Widerstand zu brechen, da wird er seiner Kraft sich bewußt und im wilden Kampfe entfesselt sich seine Größe. Gewöhnlich nimmt man an, der Name Reichenbach käme vom Wasserreichthum des Baches her, aber die Zusammenstellung dieses Namens, der oft in der Schweiz vorkommt, mit ähnlichen Localbezeichnungen, läßt eine andere Bedeutung vermuthen, die gerade zu dem Charakter dieses „Reichenbachs“ trefflich paßt. Es ist (nach Gaischet) ein Bach, dessen Mündung tief in Schluchten eingebettet liegt. Im Mittelhochdeutschen bedeutet Reiche die Schlucht.

Wenn man über den Brünig bei guter Tageszeit nach dem freundlichen Meyringen gekommen ist und dort übernachten will, so hört man schon den fernen Donner des Reichenbachs und thut wohl daran, noch

vor oder bei Sonnenuntergang den untersten Fall zu besuchen, der nach dem Urtheil der Maler, die überhaupt diesem Fall ihre Gunst zugewendet haben, in der Beleuchtung zu solcher Tageszeit am schönsten sein soll. Die Wildheit des Wassers ist hier weniger groß als namentlich da, wo sie in dem obersten Falle beginnt und ist gemildert durch die Einrahmung des Laubes, welches durch den Wasserstaub so frisch erhalten wird.

Geht man aufwärts bis zu dem obersten Fall, wo der jungkräftige Bach seinen ersten Bogensprung macht, so scheint der wilde Springer dann und wann hinter Wald und Fels sich verstecken zu wollen, um auszuruhen, aber nur für Secunden; dann stürzt er wieder hervor, schmettert an die Felsblöcke, die ihm in den Weg kommen und reißt alte Tannen von seinen Flanken mit sich fort. Hoch oben kommt er zwischen zwei Felswänden zum Vorschein und stürzt sich in ein Felsbecken, um sogleich wieder aufzubrausen und mit seinem ganzen Wasserschwall in die Tiefe zu fahren, bis er wieder genöthigt ist, einen Berg- und Felsenabsatz zu überwinden. Durch solche Abstufungen entstehen sieben Reichenbachfälle, von denen der unterste



Druck v. J. L. Fiedtshli

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

Fiedtshli del. et sculp.

REICHENBACH.



und der oberste am schönsten sind. Der Luftdruck, den man oben empfindet, wo der Wasserstaub hochaufwirbelt und Regenbogen tanzen läßt, verräth die rapide Kraft dieses Falles, gegen dessen Sprengwasser eine Bretterbude schützt, ohne die Ansicht zu schmälern.

In der Vergleichung mit den übrigen berühmten Wasserfällen des berner Oberlandes ist der Reichenbach vor Zeiten übermäßig herausgestrichen worden, als ob hier ein kleines Weltmeer von dem Felsen herabstürze. Das bewog Ulrich Hegner, der seinen Geschmack eben so sehr im Maßhalten zeigte, als in der feinen Zeichnung der Naturbilder, den Eindruck wiederzugeben, den das Anschauen des Reichenbachs auf ihn gemacht hatte und er bewies auch hier wieder seine Meisterschaft. Er sagt: „Endlich standen wir am Rande des Kessels, der das Wasser aufnimmt, wir wandelten auf Regenbogen und über uns brach der Strom hervor, der sich tausendfältig an der prächtigen Felsenkluft, die ihn umgiebt, zerschlug; die Morgensonne erhob das Ganze durch ihren Schein, und das Donnern der Fluth gebot uns ehrerbietiges Schweigen. Allerdings ist dieß eine Erscheinung von großer Herrlichkeit, schon für sich einer Wallfahrt an die Grenzen des Oberlandes werth. Es ist nicht die sanfte Erhabenheit

des Staubbaches, welche die Seele in friedliche Phantasien wiegt, noch der wüthende Sturm des Rheinfalls, der alle unsere Kraft in Staunen auflöst; es ist das schönste Mittel zwischen beiden. In dem Reichenbach vereinigt sich heftiges, von schwindelnder Höhe niederschmetterndes Toben des Wassers mit Partien der gefälligsten Anmuth; die Felsen, die ihn umgeben, und die Gebüsche, die ihn bekränzen, und die ganze Gegend umher, alles hat eine so mannigfaltige Anmuth runder Formen, daß die brausende Wildheit des Stromes dadurch gemildert, und die Seele zwar mächtig ergriffen, aber doch in ihrer unbefangenen Kraft erhalten wird, und man wünschen möchte, sich das Ganze, so wie es ist, ohne Zusätze in einem Gemälde bleibend erhalten zu können. — Der Reichenbach ist durch seine Umgebungen eben so reizend als durch seinen Fall, und eben diese Übereinstimmung von allem, was man sieht, die durch keine Unförmlichkeit gestört wird, vollendet den Eindruck der Schönheit. Auch wenn man sich umwendet, sieht man nicht so plötzlich wieder in's gemeine Leben hinein, wie man ein unterhaltendes Buch zumacht, sondern man hat von dieser Höhe herab eine unbeschreiblich anmuthige Aussicht über den größten Theil des Haslithals.“

Well- und Wetterhorn.

Dem Wellhorn ist eine Nebenrotte zugetheilt, weil es selten allein, fast immer in Verbindung mit dem Wetterhorn genannt wird und die Bewohner des Haslithals geben demselben sogar oft keinen andern Namen als Wetterhorn. Das Wellhorn, wenn auch niedriger (3196 M.) als sein Nachbar, das Wetterhorn oder die Hasljungfrau, ist doch ein mächtiger Gebirgsstock, der nach der Seite des Rosenlaur-Gletschers besonders imponirend als eine colossale Bastion hervortritt.

Well- und Wetterhorn bilden den prachtvollen Hintergrund des berühmten Reichenbachthals, das sowohl durch seinen namengebenden Bergstrom mit dessen Fällen, als durch das Rosenlaurbad, durch den das Auge entzückenden Rosenlaur-Gletscher, wie durch unzählige Schönheiten in und an demselben vielen Tausenden der Wanderer aus allen Weltgegenden sich eingepreßt hat.

Wer von Meyringen kommend die Reichenbachfälle bewundert hat und durch das an manchen Stellen sehr enge Thal mit seiner wildromantischen Scenerie bis zum Rosenlaurbad auf hoher Thalstufe (1330 M.) gelangte, wird, obgleich dieses zum Verweilen einladet, doch nicht säumen, wenn die Tageszeit es erlaubt, den nahen Gletscher zu besuchen, den er so oft mit andern Gletschern des berner Oberlandes hat vergleichen und preisen gehört. Ein ansteigender Waldweg führt in einer halben Stunde dahin und man sieht den Gletscher erst, wenn man, aus den Tannen heraustretend, ihm nahe ist. In einer tiefen Schlucht senkt sich dieser Gletscher zwischen dem Wellhorn auf der einen, dem Doßhorn und den Engelhörnern auf der andern Seite herab. Durch seine Größe imponirt er nicht, denn er ist wohl nur 1½ Stunden lang und höchstens ½ Stunde breit, auch soll er in neuester Zeit abnehmen, allein

sein Name deutet auf Farbenpracht. Welche ist denn aber seine Farbe? Zwan Tschudi nennt sie blau-grünlich, von der Morgensonne beleuchtet, schwach in's Rötliche spielend. Das ist denn freilich noch kein Grund, ihm einen auf die Rosenfarbe hindeutenden Namen zu geben. Aber mit diesem Namen hat es vielleicht eine ganz andere Bewandniß. Ein kleiner Bergstrom, der sich mit dem noch ruhig auf der Höhe abfließenden Reichenbach verbindet, heißt der Roslauibach und Sprachforscher können muthmaßlich in der ersten Silbe etwas anderes entdecken als Rosenroth. K. Vogt sagt: „Kein Pinsel vermag den Farbensmelz wieder zu geben, in welchem dieser reinste der schweizerischen Gletscher prangt. Wenn andere, bedeckt mit Schutt, Geröll und Trümmern im Thale anlangen, wo sie dem Reisenden zugänglich werden, so strahlt der Rosenlaur gleich hellem Kristall in wasserklarer Frische. Die tiefen Spalten, welche seine Wände zerreißen, prangen in einem Azurblau, das mit dem des italienischen Himmels wetteifert.“ Darin stimmen alle überein, daß dieser Gletscher durch die Reinheit seines Eises unübertroffen sei, und daß er darin mit den Grindelwaldgletschern contrastire, ist auch der mir gebliebene Eindruck. Seine Namen haben diejenigen zu verantworten, die bei seiner Taufe Gevatter gestanden haben. Von andern Gletschern unterscheidet er sich auch dadurch, daß der Bach (Weißbach) nicht dicht unter dem Eise, sondern in einer (200 Fuß?) tiefen Kluft abfließt, über welche eine Brücke gelegt ist, von welcher man in der Tiefe das Wasser brausen hört.

Unser Bild „Well- und Wetterhorn“ zeigt uns ein herrliches Stück des Reichenbachthals. Wir sind lange gegangen, ohne einen andern Ton zu vernehmen, als den des rauschenden Stromes, da hören wir plötzlich die langgezogenen Töne eines Alphorns und entdecken bald jenseits auf einem Felsen den Hirten, der uns diese Musik verschafft, die wir in solcher Landschaft mit keiner andern vertauschen möchten. Der Hirt scheint nur zu blasen, nur das Echo von der Felswand drüben zu locken, oder ruft er anderen Hirten, die irgendwo im Thalgrunde oder auf den Höhen hüten? Rasch antwortet das Echo, aber bald ertönt auch wie ein zweites Echo ein frischer Tödler, welcher anzeigt, daß der Ruf des Alphorns verstanden worden ist. Wir können freilich diese Tonsprache nicht vollständig deuten, aber Alphorn und Tödler sprechen uns hier ganz anders an als wo sie auf dem Rigi oder an den Touristenstraßen kunstgerechter für ein Trinkgeld behandelt

werden. Das Alphorn ist das eigentliche Nationalinstrument im schweizerischen Gebirge, man hört es aber jetzt weit seltener als in alter Zeit. Man hat geglaubt es zu verbessern, indem man aus dem Holzinstrument ein Blechinstrument machte, der Ton hat aber dadurch nur verloren. Ein Kenner sagte mir, das Instrument sei nur richtig, wenn es regelrecht mit Baumrinde umwunden sei. Man irrt sich auch, wenn man glaubt, es in der Nähe hören zu müssen, die Töne sind dann meistens hart und schrillend, dagegen aus der Ferne getragen sind sie wehmüthig und man begreift, wie das Alphorn dem jungen Schweizer zu Straßburg auf der Schanz es anthun konnte.

Das Alphorn ist schwer zu behandeln und mag deshalb mehr und mehr außer Gebrauch kommen, ohne daß ein Ersatz dafür in einem andern Instrumente geboten wird. Ein Ersatz würde es freilich nicht sein, aber ich meine, man sollte daran denken, die Schlagzither in der Schweiz einheimisch zu machen, um für das Haus im Gebirge ein Instrument zu haben, auf welchem eine gewisse Kunstfertigkeit nicht so schwer zu erreichen ist. Richtige Musikkünstler spenden zwar der Zither kein Lob und werfen ihr Sentimentalität vor, aber wir Deutschen sind doch auch zu Zeiten sentimental und wer im bayerischen Hochlande am Abend müde in eine Bergwirthschaft kommt, wird gerne noch einige Stunden bei den treuherzigen Menschen verweilen, wenn die muntern Ländler mit dem Ave Maria aus Stradella wechseln und dann und wann ein übermüthiger Schnaderhüpfel doreinführt:

Und a bissele Lieb,
Und a bissele Treu
Und a bissele Falschheit
Ist alleweil dabei.

Eine solche musikalische Abendüberraschung findet man in der Schweiz nicht und auch den Kuhreihen (Ranz-des-vaches), den Sang, womit der Hirt seine Kühe (zum Melken) lockt, wovon in Büchern so viel die Rede ist, hört man jetzt gar nicht so häufig im Freien, als man glauben sollte. Nach den mancherlei überlieferten Texten muß man annehmen, daß er früher mehr geherrscht habe und es mag keine Fabel sein, wenn erzählt wird, daß bei den Schweizerregimentern im Auslande es bei Todesstrafe verboten gewesen sei, den Kuhreihen zu singen, weil bei diesen Tönen die Söhne der Berge von einem so gewaltigen Heimweh ergriffen wurden, daß sie gleich zur Desertion geneigt waren. Die Abnahme des Sologesangs im Freien



Rudisihl del. et sculp.

WELL & WETTERHORN.

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.



hat ihren Hauptgrund wohl in der sorgsamten Pflege des Männer-Quartettgesanges in der Neuzeit, so daß ein hoch anzuschlagender Fortschritt denn doch einen Nachtheil im Gefolge hat. Wie oft kann man es hören, daß ein junger Mann, der nach der Polizeistunde heimzieht und dem es bei erhöhter Stimmung um's Herz ist zu singen, ein Abt'sches oder Silcher'sches Lied im — zweiten Tenor anstimmt. Das klingt denn als säße er im Fegefeuer, während doch in schöner, lauer Sommernacht die Sterne über ihm funkeln.

Bei allen Veränderungen aber, die im Sängereleben der Schweizer sich vollziehen, bleibt in den Alpengegenden der bergursprüngliche kräftige Jodler, der das Echo von den Felswänden ruft wie das Alphorn. Er konnte so wenig am Meere als im Flachlande entstehen, er ist das „eigenthümliche Kind der Berge“. Der Senn, welcher kein Lied zu singen im Stande ist, kann doch mehr oder weniger jodeln, und singt er ein Lied, so muß es in einen Jodler auslaufen.

Finsteraarhorn.

Unwillkürlich war mein Auge immer von Neuem dem Valenstock zugewendet gewesen, als ich die Gottshardstraße und weiter zur Furka hinaufstieg. Wie seine Kuppel gewölbt ist, so hat er überhaupt runde Formen und die Schneedecke, welche wie ein weiches Gewand seinen Körper umhüllt und bis zu seiner Basis herabwallt, nimmt dem Kolos das Schreckbare. Aber gerade wenn das Auge sich an ihn gewöhnt hat, ist der Anblick des Finsteraarhorns um so ergreifender; wem dasselbe bei der Furka gezeigt wird, dem fallen Schiller's Verse ein:

Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen

Und weisen ihm nur ihre steinern' schroffe Brust. Obgleich sein Gipfel weit in die Schneeregion ragt (4275 M.) ist derselbe wie eine große Nadel, an welcher der Schnee nicht hängen bleibt und auch seine nach dieser Seite senkrecht abfallende Wand hält den Schnee nicht; daher ist er, soweit das Auge ihn hier erfäßt, eine dunkelgraue Felspyramide, die den Namen Finsteraarhorn vollkommen verdient. Es erschien mir um so unheimlicher, da schon die „kalte Blässe der Dämmerung“ die Hochgebirgslandschaft überzog, als wir auf der Furka anlangten. Ich war damals ein Neuling im Gebirge und es schien mir nicht menschenmöglich, vielmehr ein Selbstmordsversuch, einen solchen Thurm ersteigen zu wollen. Aber es war auch damals schon sein Gipfel erklommen und seitdem ist es oft geschehen. Der kühne Bergwanderer, dem zugleich die Gabe verliehen ist, das Gesehene und auf den

Expeditionen Erlebte herrlich zu schildern, Dr. Abraham Roth, schließt die Beschreibung seiner „Finsteraarhornfahrt“ mit dem Satze: „Dem Finsteraarhorn ist längst der Zauber der Unnahbarkeit genommen, und die nicht mehr seltenen Ersteigungen seines Gipfels werden ihn bald auch zu einem nicht mehr gefürchteten machen. Allein der wundervolle Berg verliert nichts dabei, wenn er nach und nach ein Gemeingut der Männer wird, deren stolzes Bestreben es ist, in der schwelenden Luft der Firne aus dem Urquell des Lebens zu schöpfen und auf hoher Alpenzinne dem Weltgeist nahe zu treten. Wie dieser Berg bis vor Kurzem einer der gemiedensten Kulme war, so wird er eines Tages vielleicht einer der gesuchtesten sein und sicherlich nichts an Großartigkeit einbüßen, wenn Wissenschaft, Kunst und Poesie sich seiner Schätze bemächtigen. So fliehen auf allen Gebieten menschlichen Thuns die Schrecken der Finsterniß und des Aberglaubens scheu zurück vor dem Wissen und dem Muth der Neuzeit. Die Furchtbarkeit des Finsteraarhorns ist begraben, seine Schönheit geht auf.“

Einen Versuch, die Spitze dieses Bergriesen zu erreichen, machte schon 1812 der Dr. Rudolf Meyer von Aarau, war aber so erschöpft als er auf dem Grat anlangte, daß er sich von der Spitze herabzieht, daß er nicht weiter konnte. Seine Führer oder Begleiter, zuerst Arnold Abbühl aus Oberhasle, sollen jedoch damals wirklich auf den Gipfel gekommen sein. Der Naturforscher Hugi kam 1828 bis nahe an das Ziel, aber ein rasender Sturm warf ihn zurück. Es war

als ob der Berggeist seine dienstbaren Vasallen aufgerufen hatte gegen den Frevel der Menschen. Hugi's Unternehmen hatte aber doch die Folge, daß im folgenden Jahre die beiden Führer Jacob Leuthold und Jacob Währen den Versuch wieder aufnahmen und wie wohl nicht zu bezweifeln ist, auch das Ziel erreichten. Als ob nun der unheimliche Berg sich in sein Schicksal ergab, folgten wiederholte Erstigungen, natürlich auch durch Engländer. Selbst Damen sind hinaufgekommen: die kühnste vom zarten Geschlecht, Miß Walker von Liverpool 1864, Frä. Brummer von Bern mit ihrem Bruder 1865.

Der Ausgang war wohl für alle Unternehmer einer solchen Expedition die Grimfel, aber die weiteren Wege waren verschieden. Dr. Roth ging 1861 mit seinem schon bei der Besteigung des Wetterhorns erprobten Hauptführer, dem Gemsjäger Kaspar Blatter von Meyringen und dessen zwei Brüdern von der Grimfel aus, streifte den Unteraargletscher und überschritt den Oberaargletscher der Länge nach bis zum Oberaarjoch, noch einen Gletscher, der auf seiner Karte als namenlos verzeichnet steht und erreichte um 9 Uhr Abends den Rothhornstadel oder rothen Ecken, wo das Nachtquartier genommen werden mußte. Es wird meine Leser und Leserinnen, die, wie hohen Standes sie auch sein mögen, doch noch nie so hoch gebettet worden sind, interessiren zu erfahren, wie solche Menschenkinder, die man sogar „Gletschertausel“ genannt hat, es einrichten mit der Nachtherberge, wo in einer Höhe von 10000 Fuß ein Gletscher unmittelbar rechts, der andere unmittelbar links starbt, ohne daß solche Menschen als Eiszapfen wieder erwachen und ohne daß selbst die Poesie einfriert. Daß dieses bei Dr. Roth nicht der Fall war, zeigt seine Schilderung.

„Nachdem ich von Bern weg 31 Stunden auf ununterbrochener Reise, und die ganze Gesellschaft von Innertkirchen weg 21 Stunden auf dem Marsche gewesen, war es den Guten wohl zu gönnen, daß sie wußten, wo für die nächste Nacht ihr Haupt hinlegen. Vor Allem aber verlangte der Hunger sein Recht und man packte mit Behagen die kalte Küche aus. Dazu floß der wärmende Rothwein sammt einem höchst willkommenen Gletscherwasser, das sich in der Nähe fand. Dann wurde die Fußbekleidung gewechselt, und auch dies that Roth, denn die Strümpfe hatten im langen Schneewaten halbe Wäche eingesogen. Während ich dieser trocknenden Vorrichtung oblag, mauerten die Führer eifrig an unserem Obdach. Der Sattel ist sehr

schmal und kurz, links und rechts tritt man sofort steilabfallende Schnee- und Eisefelder, vorne den zum Rothhorn aufsteigenden Schnee, und hinten steht nach wenigen Schritten schon der sperrende rothe Ecken. Auch bietet diese Lagerstätte den Uebelstand, daß sie wegen ihrer aus zwei Gletschern aufsteigenden Kante dem kalten, eisigen Luftzuge Thür und Thor öffnet. Dagegen besaß sie für unseren Zweck auch eine köstliche Eigenschaft. Der schmale trockene Felsenstreifen weist nämlich auf seiner Oberfläche lauter lockere Schieferplatten, mittelst welcher in kurzer Zeit kleine Mauern aufgeführt werden können. Dies hatten sich Vorgänger vor uns schon zu Nutzen gemacht; es stand eine hübsche Schiefermauer da, die uns ganz willkommen kam, allein da sie gegen einen andern Wind gerichtet war als gegen den, der uns in der Nacht zu belästigen drohte, so führten meine Führer eilig eine zweckentsprechendere Flügelwand auf, und unser Obdach war fertig. Das gesammte Nachtquartier gestaltete sich so: Das Schlafgemach — nach zwei Seiten gemauert, nach den andern beiden Seiten offen; die Matratze — mehrbejjagter Schiefer; das Kopfkissen — die Reisetasche oder der Tornister; die Bettdecke — der Paletot und eine leichte kurze Wolldecke; Bettredauz — Felsen und Firnhänge; Bett- und Zimmerdecke zugleich — der funkelnde Sternenhimmel. Ich würde lügen, wollte ich behaupten, in meinem Leben nicht schon besser gebettet gewesen zu sein, aber kecklich darf ich auch sagen, daß ich gegen diese Lagerung nicht das Mindeste einzuwenden fand, ja, daß sie mir bis zu einem gewissen Grade comfortabel erschien. Denn, weiß Gott! einen so glänzenden Plafond, wie ihn das sternbesäete Alpenfirnament darbot, kann kein König und kein Kaiser in seine Schlösser hineinbefehlen. Und wenn es wahr ist, daß der Hunger der beste Koch, dann verschafft die Strapaze das wohlrigste Bett.

Bevor ich mich, nach 1/2 10 Uhr, zur Ruhe legte — die Führer schnarchten schon, die Beine an die Brust herauf und die Wolldecke über Kopf und Oberleib gezogen — steckte ich noch eine Cigarre an, und mit ihrem Qualm, flogen die Genüsse des Tages sammt zahllosen Phantasieen und bremenden Erwartungen des künftigen Marsches in die kalte Gletschernacht hinaus. Mir auffallend genug, hastete auch jetzt noch ein gewisser Tagesdämon an der weißen Firnfluh des Rothhorns, gleichsam um der Nacht, in welche längst alle niedere Welt versenkt war, Trost zu bieten. Gegenüber im Westen, uns recht nahe, stiegen aus dem nur matt



Del. Sc. u. Dr. v. J. L. Rudisühli in Genéve

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

FINSTERRAARHORN.

durch das Dunkel schimmernden Eismeer des Viescher-Gletschers gewaltige Felsenklumpen auf, Firn auf Gletscher und Schnee auf Firne thürmend, und die verworrenen Contouren der Nacht zeichneten die mächtige Gestalt des „Kammes“ (11,900 Fuß) noch gewaltiger, als sie in Wirklichkeit schon ist. Nach und nach forderte auch meine Natur den Tribut der Ruhe, die Augen hatten für heute genug geschaut, ich wickelte die Beine in die Wolldecke, legte den Kopf auf die Reisetasche, zog den Hut über das Gesicht und schlief ein als ein glücklicher Mensch.“ Früh am andern Tage waren die Schläfer wieder wach, denn nicht bloß für die City von London ist der Satz erfunden: „Zeit ist Geld“, sondern auch für die Bergsteiger, und für diese, wenn die Witterung nicht einen Halt gebietet, gilt im vollsten Maße auch der Satz: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde“. Sehr früh bereiteten daher die Führer das kalte Frühstück, bestehend in Schasbraten, Schinken, Wein und Schneewasser, also ein Dejeuner à la fourchette. Um 4 Uhr Aufbruch zum Viescher-Gletscher abwärts über eine gefrorene Schneehalde; dann galt es wieder zu steigen. Nach 9 Uhr war der letzte Querrücken erreicht, auf dessen nördlicher Abdachung sich das Firnfeld ausbreitet, mit welchem das Finsteraarhorn so prächtig nach Westen und Nordwesten hinausstrahlt. Dieses Firnfeld zu überwinden kostete wegen seiner Steilheit Mühe und Schweiß. „Die Sonne brannte lästerlich auf den blendenden Firnschnee, gegen dessen stechenden, aber unaussprechlich schönen Widerglanz das Auge selbst durch die doppelte Hülle der blauen Brille und des Schleiers nur spärlich geschützt war. Die Hitze von außen und die höchste Anspannung der Lunge und der Muskeln hatten schon so ziemlich Alles, was sich im menschlichen Körper zu Schweiß gestalten kann, ausgepreßt, die Hautporen waren nachgrade so trocken wie das Bett der tropischen Flüsse vor Eintritt der Regenzeit, die Sonne brannte auf die verschmorten Gesichter wie auf wasserleere, oasenlose Wüsten.“ Um 11 Uhr wurde der Hugiſattel erreicht, der scharfe Berggrat, welcher den obersten Fuß des Finsteraarhorns bildet. Hier nimmt der Firn sein Ende, da an der Nadel kein Schnee haftet. Es galt

nun noch die Spitze zu erklettern, was nur an der südlichen Wand möglich schien, aber auch hier nur auf allen Vieren zu bewerkstelligen war. Wer auch sonst kein Schwindler ist, der muß schwindlich werden, wenn er die Beschreibung dieses letzten Kraftstücks des tapferen Abraham Noths liest, und man könnte es für Neckerei halten, wenn er hinzufügt: „Diese Kletterung an der Spitze des Horns dauerte eine Stunde und war mir im Uebrigen ein recht unterhaltendes Stück, da es mir jederzeit am Felsen, auch wenn er noch so steil, weit wohler ist als auf dem trügerischen Eise.“ Mag sein, wenn man so musikalisch ist, daß man von einem „fast drolligen Concert von rutschenden, rollenden und springenden Steinen“ reden kann und wie ein dumpfer Baßton einen Halt geboten habe, indem ein Block, der gut seine paar Centner wog, in oft prächtigen Sätzen ricochetirend, nach dem gewaltigen Abgrund sprang.

Eine kleine Felsenscheibe war der Gipfel des Bergriesen. Ein aus Schiefer aufgemauertes „Steinmannli“ mit den üblichen „Belegen“ der die Namen bergenden Flaschen war das Wortzeichen früherer Ersteiger. „Heller Jubelruf verkündete das erreichte Ziel, aber gleich darauf folgte ein allgemeines, frommes, stummes Staunen über die Unermeßlichkeit der ringsum ausgebreiteten sonnigen Welt.“ Die Hochwanderer durften nur so lange da oben weilen, als genügte, um sich dieses Weltbild einzuprägen, denn es war an dem Tage noch viel zu beschaffen. Das Herabklettern zum Hugiſattel war mindestens eben so schwierig als das Aufsteigen, und die weitere Rückfahrt nach der walliser Seite wurde durch Witterungscapricen beschwerlich. Noch eine Nacht mußte an einer Moräne des Vieschergletschers im Freien campirt werden; am Vormittage des folgenden Tages wurde Viesch erreicht.

Das Finsteraarhorn verdient die Aufmerksamkeit, welche es gefunden hat, auch besonders dadurch, daß es mit seinen riesigen, weit in die Schneeregion reichenden Nachbarn und Zusammenhängen als Finsteraarhorngruppe den Knotenpunkt des berner Hochgebirges bildet.

Schreck- und Wetterhorn.

Zu den höchsten Gipfeln des berner Oberlandes, nicht viel niedriger als die Jungfrau und das Finsteraarhorn, gehört das große Schreckhorn (4080 M.), dessen finstere, unnahbare Majestät in dem Namen bezeichnet zu sein scheint und das darin dem Finsteraarhorn ähnlich ist. Den Eindruck des Schreckbaren hat es auf Tausende seiner Beschauer, zumal derer, die ihm nahe kamen, gemacht, und nur wenige der kühnsten Bergsteiger haben sich an die Ersteigung gewagt. Wie sehr sein Name auf seine Gestalt und seine Erscheinung zu passen schien, zeigt sich darin, daß J. N. Wyß, um den Eindruck seines Anblicks wiederzugeben, die Verse verwendete, in denen ein römischer Dichter, Silius Italicus, die Schrecknisse der Eiszelt schildert, wie sie sich dem Kriegsheer Hannibals, das durch Gallien hergezogen war, darstellten, als man plötzlich an der Grenze Italiens die Berge der Schneeregion erblickte. Aber so wie des „ätherischen Gipfels starres Antlitz“ in neuester Zeit nicht zurückgeschreckt, sondern zum müthigen Wagniß angelockt hat, so will man auch selbst den Namen nicht mehr in seiner so augenscheinlichen Bedeutung gelten lassen. G. Studer, eine große Autorität, sagt: „Die Benennung Schreckhorn, oder wie es früher wohl hieß Schrickhorn, muß von dem Worte Schrick, das in der Sprache der Bergbewohner Spalte bedeutet, abgeleitet werden.“

Von verschiedenen Seiten und Standpunkten hat das Schreckhorn eine sehr verschiedene Form. Von Bern aus ragt es zwischen Eiger und Wetterhorn als riesige, steile Pyramide empor; vom Aargletscher und der Furka gleicht es einem scharf zugeschnittenen, langen Keil; vom Finsteraar, von Südwesten her, scheint es ein breites Massiv mit spitzem Gipfel zu sein. (Desor.)

Das weit in die Schneeregion ragende Felshorn, in welchem das große Schreckhorn seine nächsten Nachbarn überragt, ist, wie die oberste Pyramide des Finsteraarhorns, meistens schneefrei; vom Norden angeschaut zeigt es aber zwei Schneeflecken, die man wohl seine Augen nennt, auch „Tübeli“ (Täubchen), die aber früher auch Namen trugen, welche deutlich mit einer verklungenen Sage zusammenhängen, nemlich die „verdamnten Nonnen“ und die „verdamnten Seelen.“

Die topographische Beschaffenheit des Gebirgsstocks, in welchem das große Schreckhorn, welches vom Norden her gesehen als ein großer isolirter Obelisk erscheint, einen Gipfel bildet, hat G. Studer genau angegeben. Er sagt: Das eigentliche Schreckhorn tritt von der Richtung des Strahlegrates bedeutend nördlich gegen Grindelwald vor. In felsigem Grate senkt sich dieser Gebirgsstock auf dieser Seite zwischen dem obern und untern Grindelwaldgletscher stufenweise über das Nässihorn, das kleine Schreckhorn, die obere Wandfluh und den Mettenberg nach dem Grindelwaldthal, während von dem Gipfel des eigentlichen Schreckhorns ein vielleicht 200 Fuß niedrigerer Höhenkamm, südwärts etwas ansteigend, bis zu einer scharf abgeschnittenen Ecke sich erstreckt, von welcher das Gebirge dann steil abfällt und über den Grat der Lauteraarhörner zwischen dem Lauteraar- und Finsteraar-Gletscher sich merklich niedriger fortsetzt, bis es am Vereinigungsort beider Gletscher, beim sogenannten Abzweigung, zu Thale ausgeht. — Von der Grimsel und vom Naregletscher ist nur der südliche Höhenkamm des Schreckhorns sichtbar, aber lange für das Schreckhorn gehalten worden. Noch vom Siedelhorn erscheint die genannte südliche Ecke des Höhenrates als der höchste Gipfel und das eigentliche Schreckhorn tritt noch gar nicht in seiner wahren Größe hervor. Erst auf den Gipfeln der Gerstenhörner, auf dem Mährenhorn und entfernteren Höhepunkten zeigt sich die Gesamtmasse in ihrer wahren Gestalt.

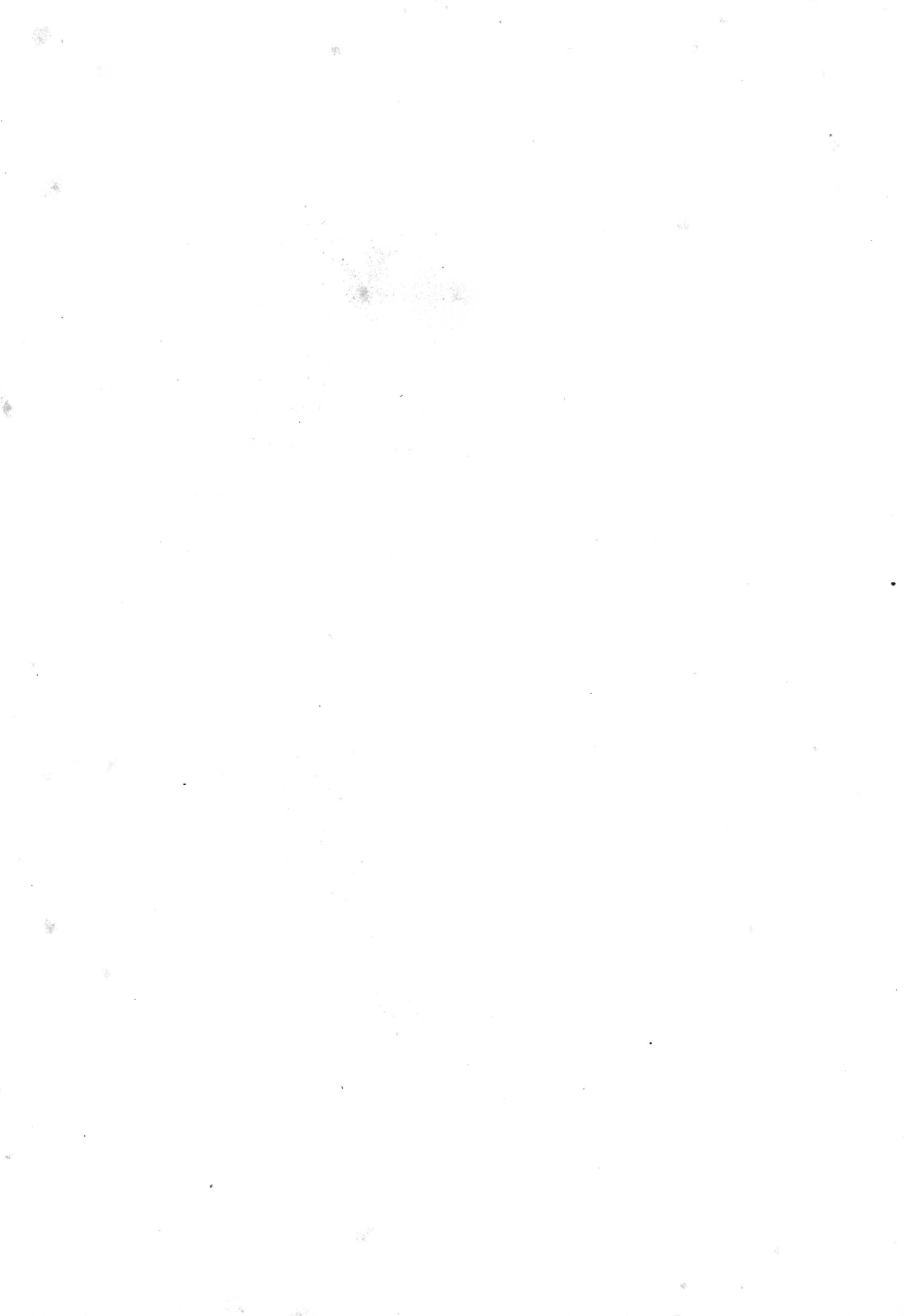
Obgleich es Tradition war, daß Gemsjäger von Grindelwald, sogar mehrere Male, die Schreckhörner erstiegen hätten, ist dieß doch gar nicht beglaubigt. Einen Versuch machten im August 1842 Desor, Escher von der Linth und Girard, kamen auch mit bedeutender Anstrengung auf den Gipfel, den sie vom Unteraargletscher für den Kulm des Schreckhorns gehalten hatten, erkannten dann aber, daß die Nordspitze, von welcher sie durch einen schmalen, sehr scharfen Kamm von etwa 1000 Fuß Länge getrennt waren, höher sei. Es war unmöglich diesen Kamm zu passiren. Sie waren also bis auf die Spitze gekommen welche G. Studer als die äußere scharfe Ecke bezeichnet, welche nur 37 M. niedriger ist als das Gr.



Zeichnung u Druck v. J. L. Rüdiger in Linz

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

SCHRECK - & WETTERHORN.



Schreckhorn und als südlicher, durch den erwähnten Felskamm mit dem eigentlichen Schreckhorn verbundener Gipfel jetzt zur Unterscheidung Gr. Lauteraarhorn genannt wird. Erst im Jahre 1857 unternahm ein Mitglied des englischen Alpenclubs, Eustace Anderson, wieder die Besteigung des Schreckhorns, vom Firnplateau des obren Grindelwaldgletschers aus. Die besten Führer, Christian Almer und Peter Bohren, begleiteten ihn, aber ungünstiges Wetter trat ein und es wurde nur das kleine Schreckhorn (3497 M.) erstiegen. Endlich gelang es aber dem Rev. Leslie Stephen 1861 vom Hochfirn der Strahlegg aus das Gr. Schreckhorn zu erobern und man darf diese Erstigung vielleicht als die größte Leistung bezeichnen, welche bis dahin im schweizerischen Hochgebirge ausgeführt war. Das konnten denn natürlich die schweizerischen Montanisten nicht ruhig hingehen lassen und das bekannte Dreigespann Edm. von Fellenberg, Prof. Meby und Pfarrer Gerwer vereinigten sich 1864 zu einer solchen Unternehmung, welche mit Erfolg gekrönt wurde. Sowol Meby als Fellenberg ha-

ben diese Expedition beschrieben, jener in dem Prachtwerke „Das Hochgebirge von Grindelwald“, dieser im Jahrbuch des Schweizer-Alpenclub 1865.

Wir, die wir nur vom Norden aus der Ebene das Schreckhorn angeschaut haben, dürfen uns wohl die Frage erlauben, welche Bewandniß es mit den zwei hellen Augen habe, welche so auffällig zur Physiognomie des Schreckhorns gehören. Herr von Fellenberg giebt uns darauf eine Antwort. Das etwas höher stehende „Tübeli“ bildet den höchsten Gipfel des Schreckhorns. Es ist ein gegen Norden schwach geneigtes Schneefeld von vielleicht 50—60 Fuß Länge und 20—30 Fuß Breite und würde für mehr als 100 Personen Platz bieten. Ein scheußlich zerrissener Felsgrat löst sich in südwestlicher Richtung vom Gipfel ab und trägt an seinem Ende, wo er sich zu einem breiten Thurm, gleichsam einem Vorwerk des Gipfels, erweitert, das andere Tübeli, welches etwa 100—150 Fuß tiefer liegen mag. Die Länge des Grats beträgt wohl 200 Fuß.

Aletsch-Gletschermeer.

Der Aletschgletscher, der gewaltigste Gletscher der europäischen Alpenwelt, verdient den Namen Eismeer weit mehr als das sobenannte Stück des unteren Grindelwald-Gletschers und die mer de glace bei Chamouni. Der Aletsch-Gletscher hat, seine Dependancen abgerechnet, eine Länge von fünf Stunden. Recht augenscheinlich ist, wenn man sein getreues Bild auf der Dufour'schen Karte ansieht, die Aehnlichkeit mit einer in langsamer Bewegung sich krümmenden Riesenschlange, und wenn man vom Eggishorn sich seine Farbe zum Bewußtsein bringt, so wird der Vergleich noch passender, es ist, als ob die Riesenschlange einen silbergrauen Panzer trägt. Sein Ende hat auch so recht die Gestalt eines zugespitzten Schwanzes, dem dann die Massa entströmt, welche sich drei Stunden weiter, unweit Naters, in die Rhone ergießt, aber zuvor auf ihrem kurzen Lebenswege sich oft als gefährlicher Gletscherbach offenbart und das enge Thal, in welchem man an seine Correction nicht denken konnte, überflchwemmt.

Während das Ende dieses Gletschers genau bestimmt ist, wird sein Anfang verschieden gefaßt und daraus erklärt sich die Differenz in den Angaben seiner Länge. Schudi sagt im Thierleben der Alpenwelt, der Aletschgletscher sei gegen acht Stunden lang. Merkwürdig aber ist es, daß auch die Angaben seiner Breite verschieden sind. Der in solchen Dingen gut beobachtende Berlepsch sagt in seiner Schweizerkunde: „Der große Aletschgletscher ist der größte ausgebildete Gletscher Europas. Studer und Desor geben ihm sechs und mehr Stunden Länge und eine Stunde Breite. Sie haben dabei entweder nach dem Augenmaß oder nach der Zeit, binnen der sie über dieses oft große Hindernisse darbietende Terrain marschirten, gerechnet; nach der Dufour'schen Karte beträgt seine größte Breite noch nicht eine 1/2 Stunde und seine Länge im Halbmond von der Mündung im Blindtobel bis hinauf zum Grünhorn, wo das Firnfeld anfängt, 3 1/2 schweizer Stunden und — rechnet man den sogenannten Jungfraugletscher (oder Firn) dazu, etwas über fünf Stunden.“

Immerhin ist er ein langer, weit hinab in's Thal sich ergießender Gletscher, wo er zwischen grünen Alpen verschwindet. Daß er so tief herabsteigt, liegt in dem Umstande, daß er ein Ausläufer von gewaltigen Behältern in der oberen Region ist, wie man sich durch einen Blick auf die Landkarte vergegenwärtigen kann. Desor stellt ihn in dieser Beziehung mit dem Unteraargletscher, dem Rhonegletscher und der mer de glace von Chamouni zusammen.

Der Aletschgletscher ist ein großes Beobachtungsobjekt geworden wegen seiner Verbindungen und Zusammenhänge. Seine physische Beschaffenheit wie pittoreske Gestaltung und Einfassung sind immer mehr in's Auge gefaßt worden seit die meisten Jungfraubesteiger über ihn ihren Weg genommen haben und die Vermessungen für die eidgenössische topographische Karte haben zur genaueren Kenntniß seines großartigen Terrains geführt. Weilenmann hat ihn nach seiner Neigung als einsamer Wanderer in der Eisküste im Jahre 1859 überschritten, nicht um auf die Jungfrau zu gelangen, sondern um sich zu ergehen. Er kam von Lauterbrunnen auf die Steinbergalp, ging über den Tschingeltritt und den Löttschenthal-Grat in's Löttschenthal, um in die Löttschenthal-Lücke vorzudringen und passirte den Lange- oder Löttschengletscher. Das Erreichen der Lücke (3204 M.) war doch auch dem starken Manne schwer geworden und was vor ihm lag, war die schaurige Oede einer in starrem Winter gefesselten Welt. „Staunen, eine Anwandlung von Schrecken ergriffen mich, als ich den ersten Blick auf die ostwärts sich entfaltende, tief unter Schnee und Eis begrabene Gebirgswelt, auf die schwarzen Klippen, himmelanstrebenden Pfeiler und Zacken warf, wo keine Spur von Leben, von Wachsthum zu schauen, kein Laut an's Ohr dringt, Erstarrung und Tod nur, bangenerregendes Schweigen haufen. Breit, langsam sich neigend, dehnte sich dicht vor mir, bis zum Fuße des Grünhorns, das ein Absenker der grindelwalder Biescherhörner ist, eine fast zwei Stunden lange Firn- und Eisfläche aus. Sie erhält ihre Zuflüsse nordwärts von den Schneehängen des Mittag- und Gletscherhorns, der Jungfrau, des Mönchs, Bieschergrats und der grindelwalder Biescherhörner, die allmählig auf sie ausgehen, südwärts vom Aletsch- und Dreieckhorn, welche furchtbar steil gegen dieselbe abstürzen. In weiten Schneemantel gehüllt, dem da und dort Felsriffe entragen, erheben sich zur Linken Ebnefluh und Gletscherhorn. Jungfrau und Mönch waren, meines Erinnens, durch Letzteres noch

verdeckt, während der Bieschergrat und die gleichnamigen Hörner hinwieder frei dem Blicke sich gaben. In wilder Majestät, behaucht vom stahlblauen Dufte und scharf zurücktretend von der im Silberglanze prangenden, vorderen Gebirgskette, taucht über der Grünhornlücke die Riesengestalt des Finsteraarhorns auf.“ — Nach einem Rückblick auf die sonnigen Gründe des Löttschenthal ging es nun über den Schneehang hinab und nahe heran zum Fuße des Aletschhorns, dessen Schneehänge zu oberst in leichte Nebel sich hüllten. „Mit ihren hoch über einander sich thürmenden, kristallreinen Schneequadern, über die sich das Sonnenlicht, gemildert durch den Nebel, in mattem bläulichem Schimmer ergoß, boten sie einen wahrhaft bezaubernden Anblick, an dem das Auge mit Bewunderung hing. Frisch herabgestürzte Schneeböcke, die etwas weiter am Fuße des Abhanges lagen, mahnten, davon fern zu bleiben und die Mitte des Schneefeldes zu suchen. Die Wände des Dreieckhorns, über welche hinab mit lange hallendem Donner Lawinen stürzen, bleiben weit rechts liegen, vereinzelte Spalten gähnen pechschwarz an ihrem Fuße. Nähert man sich dem Vereinigungspunkte der verschiednen Firnzuflüsse, so darf man, der nun dünner werdenden Schneedecke wegen, nur bedächtig vorschreiten. Die Fläche nimmt sumpftartigen Charakter an, man wadet im Wasser; bald aber kommt fester Firn, mit offen sich zeigenden Schrunden und endlich eigentlicher Gletscher.“ Diese in schöner Form gegebene Schilderung veranschaulicht denen, die wohl das Ende eines Gletschers, aber nicht seinen Anfang gesehen haben, die Genesis desselben. Nicht minder schön ist der Eindruck wiedergegeben, den das Betreten dieses berühmten Gletschers auf einen für das Großartige und Erhabene empfänglichen Beschauer macht. „Eine Eisregion von gewaltiger Ausdehnung, ergreifender Erhabenheit umgibt hier den Wanderer. Er glaubt sich in Mitte einer erstarrten, buchtenreichen See versetzt, so topf-eben öffnen sich allerwärts die Thäler. Auch die blinkenden Firnmulden, die zwischen den Absenkern der Jungfrau, des Mönchs und den Biescherhörnern, weit der Welt entrückt, liegen, erschließen sich jetzt dem Blicke. — Obwohl nun festes Eis unter dem Fuße ist, kommt man der in die Kreuz und die Quere sich durchschneidenden, dicht sich folgenden Schründe wegen, die immerwährende Zickzackgänge und Umwege verursachen, doch nur zum Verzweifeln langsam vorwärts. Der Faulberg, in dessen Felshöhlen die Finsteraarhornbesteiger übernachteten, will nicht zurückweichen. Kommen einmal



Nach Stich u. Druck v. J. L. Rüdiger in Lenzburg

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

ALETSCHE-GLACIERMEER.
CANT. WALLIS.



nur noch Querspalten vor, so geht es schon rascher, und bleiben endlich auch diese aus, wird der Gletscher sehr hügelig eine Strecke weit, ebener, so schreitet man mit Leichtigkeit vor. Dennoch gewahrst du kaum, daß du dem unabsehbaren Eisstrome Entfernung abgewinnst. An den tieferen Hängen der walliser Biescherhörner erquickt zum ersten Mal wieder spärliches Grün das Auge.“ Ein drohendes Gewitter nöthigte den Wanderer, seinen Schritt zu beflügeln, um über die endlose Ebene das linke Ufer zu gewinnen und glücklich wurden die Hütten von Märjelen erreicht.

Wer nicht in solcher Weise die gründlichste Kenntniß des Aletschgletschers sich erwandern, ihn aber anschauen will, um sich von seiner Größe imponiren zu lassen, der gehe von Biesch auf das Eggischhorn (2941 M.), eine Tour, die unschwer zu machen und in den rothen Büchern genau angegeben ist. G. Studers Panoramen haben das Eggischhorn, um dessen Fuß sich der Aletschgletscher schlangenartig windet, in

Ruf gebracht und die Aussicht, welche man von seinem Gipfel genießen kann, gehört unbestritten zu den schönsten im schweizerischen Hochgebirge. Man erkennt, wie der Hauptgletscher den Namen des großen Aletschgletschers verdient, dem als secundäre Gletscher der obere und der mittlere (oder Ahnengletscher) zuströmen. Bergriesen in großer Zahl starren zum Himmel empor, unter ihnen das Aletschhorn (4198 M.), an Höherang die Mitte haltend zwischen Jungfrau und Finsteraarhorn. Vom Aletschgletscher sagt Edm. von Fellenberg, der es im Jahr 1862 bestieg und seine Höhe sogar auf 4207 M. angibt: „Dieser herrliche Berg dominirt recht eigentlich das ganze Revier des Aletschgletschers und alle seine Zuflüsse, er erhebt seinen breiten Felsenstock, der mit einer scharfen Spitze gekrönt ist, aus dem breiten Aletschfirn, aus welchem er in jähen Firnhängen emporsteigt und aus den kleineren Firnkesseln des Mittel-Aletsch- und Jägigletschers, in welche er in steilen Felsentwänden und scharfen Felsengräten abfällt.“

Aletsch-Gletschermeer.

Wenn man die Seen der wasserreichen Schweiz classificirt und die hochgelegenen Bergseen eine Classe bilden läßt, so sind doch die Individuen dieser Classe wieder sehr verschieden von einander, so daß man noch weitere Unterabtheilungen zu machen geneigt sein könnte. Einer der merkwürdigsten Hochgebirgsseen ist das nur eine Viertelstunde lange Seeli, welches von seiner unmittelbaren Nähe am Gletscher der Aletschsee genannt wird, jetzt aber häufiger den Namen Märjelensee trägt und mit diesem Namen auch auf der Dufour'schen Karte erscheint. Fälschlich nannte man ihn früher auch wohl Mörilsee oder Mörelsee, aber derselbe hat zu dem walliser Dorfe Mörel, von dem er noch weit entfernt ist, keine Beziehung, wohl aber zu der Märjelen-Alp und trägt daher seinen Namen. Es ist das Verdienst G. Studers diese Benennung, nach dem Sprachgebrauch der Umwohner, fixirt zu haben.

Der Märjelensee (2350 M.) liegt in einer Einsenkung, wo der Grat der Biescherhörner mit dem Eggischhorn zusammenstößt. Während sein südliches Ufer von den kahlen steinigigen Hängen des Eggischhorns umschlossen wird, erscheint sein westliches Ufer als ein

aus schimmernden Kristallen aufgebautes Bollwerk, durch die steil abgeschnittene Wand des Aletschgletschers gebildet, der sich in seiner ganzen Wucht hier zu entfalten beginnt (G. Studer). Der Gletscher wendet sich hier in starker Biegung nach Westen. Wie dieser See schon durch diese Lage merkwürdig ist, so besteht doch seine Eigenthümlichkeit besonders darin, daß es dem Sommer kaum gelingt, ihn unter seine Herrschaft zu bringen. Im Winter mag er bis auf den Grund gefroren sein; der Sommer zerreißt und schmilzt zwar die Eismasse, aber immer von Neuem fallen aus der Winterregion des Gletschers Eisblöcke in den See und treiben auf seiner Oberfläche hin und her. Wäre der See größer, so könnte man von schwimmenden Inseln reden, die sich in regelmäßigem, langsamem Tempo einander nähern und abstossen. Unwillkürlich haben alle Beschauer den dort empfungenen Eindruck in eine Bildform gebracht. Schon Rudolf Meyer, der 1812 dort war, sagt: „Wie im nordischen Eismeer schwimmen im bläulichen Bade dieses stundenlangen (?) See's Inseln von Eis, aus Trümmern herabgestürzter Gletschermassen gebildet.“ Sehr auffallend ist hier die Angabe der Länge

des Sees von einem Manne, der sechs Tage auf der Märjelenalp verweilte. G. Studer nennt den See ein Miniaturbild des Polarmeeres und weiter in das Gebiet der Poesie sich ergehend, sagt Weilenmann: „Ich schritt dem See zu, um an seiner grünblauen Fluth, an den stille darauf treibenden, wie Silber blinkenden Eisblöcken, an den schroff abstürzenden, in allen Nuancen von Azur spielenden Eisklippen mich zu ergötzen. Es war ein Stück Nordpol oder Märchenwelt. Nur fehlen — dem Himmel sei gedankt! — die Eisbären. Ob übrigens Nixen, den dämmernden Klüften entschlüpfend, mit schimmerndem Arme und Nacken durch die magisch gefärbte Fluth gleitend, lustig plätschern, auf- und niedertauchend, oder auf den kristallreinen Blöcken ruhend, das perlende Haar kämmend und mit ihrer Stimme Zauber den Wanderer lockend, ihm weniger gefährlich gewesen wären, ist noch sehr die Frage.“

Den Hirten der Märjelenalp ist dieses Seeli ein Segen, aber den Thalbewohnern kann dasselbe in merkwürdiger Weise sehr gefährlich werden und jene Hirten sind deshalb zu seinen Wächtern bestellt. Es ist nemlich nicht selten vorgekommen, daß der See in heißen Sommern sich bis auf den Boden ausleerte und in's Thal entlief, wo er dann sehr unwillkommen war. G. Studer berichtet darüber (1843): „Der Aletschsee, der stets unter dem Gletscher sich Bahn zu brechen versucht, verursachte in früheren Jahren zuweilen beträchtlichen Schaden, indem er sich bei jedem Durchbruche verheerend gegen Naters entleerte. Sobald daher die Hirten von Märjelen das Sinken der See's gewahrten, lief Einer mit Windeschnelle nach Naters, um dort die Botschaft zu verkündigen. Dafür empfing er jeweilen ein Paar neue Schuhe zum Lohne. Da oft 24 Stunden und noch mehr vergingen, ehe die Wasser vollends unter dem Gletscher durchdrangen, so konnte man in Naters zur Rettung des Unentbehrlichsten noch die nöthige Vorforge treffen. Vor wenigen Jahren ist nun vom See hinweg auf der Seite der Märjelenalp ein Stollen gegraben worden, der seinen Auslauf gegen

das Vießhertobel hat und da die Gebirgseinsenkung zwischen diesem und dem Aletschsee beinahe im Niveau mit dem letzteren steht, so gewährt der anschließende Canal den Vortheil, daß der hohe Wasserstand des Sees nun gegen das Vießhertobel abfließt und daher seine Strömung gegen Naters wenig Schaden mehr verursacht.“

Wallis ist reich an kleinen Bergseen, von denen manche sehr beachtenswerth sind. Der gelehrte Kapuziner Sigismund Furrer hat in seiner Statistik von Wallis (1852) einen Catalog solcher Seen geliefert, in welchem aber auffallender Weise der Märjelensee fehlt. Der Pater schließt seine Uebersicht mit einem Rückblick auf einige dieser Seen, die ihm mit Recht besonders merkwürdig erschienen sind: „Die wasserreichen Landseen sind oft zauberisch, lieblich und reizend, oft furchtbar und schreckenerregend. Manche zeigen wunderbare Naturerscheinungen. So spiegelt der Champronsee auf dem Chermontane auf der einen Seite die grünen Wälder um ihn her, auf der andern das Azurblau der Gletschernadeln ab, von denen sich manchmal eine losreißt und in den See stürzt, wo sie dann wie die Kristallinsel eines Feenlandes herumschwimmt. Im Thal Ferret liegt der ovale Campesee, den ein grauer Granitwall umgibt. Mitten darin liegt eine kleine Insel mit schönen Tannenbäumen. Diese dunkelgrüne Baumgruppe contrastirt gar anmuthig mit den graurothen Ufern, deren Farben auch aus dem Wasser zurückstrahlen. Der Bacherellsee im Bagnethal hat in seiner Mitte einen immer thätigen, heftigen Strudel, der schnell alles verschlingt und nie wieder an's Tageslicht bringt. Die kleinen Tanay- und Jullyseen haben bis jetzt keinen Grund finden lassen. Der Goil-à-Vasse inmitten der St. Bernhardsgletscher ist auf seinem Grunde wie ein Trichter gebildet; im Herbst füllt er sich und friert zu. Wenn er dann im folgenden Frühling wieder aufthaut, so schwillt die Dranse in dem benachbarten Bagnethal an; der See aber verliert sein Wasser so ganz, daß man auf seinem Grunde herumgehen kann. Aehnlich ist der Vießhergletschersee.“

Aernen.

Aernen oder Ernen im Bezirk Goms, oberhalb der Rhone gelegen, hatte bei der Volkszählung im

Jahr 1860 eine Bevölkerung von 418 Personen, so daß eine merkliche Zunahme stattgefunden hat, denn Luz-



Sprecher giebt nur 340 Einwohner an. Es ist ein wenig größer als Münster und kann daher der Hauptort des Bezirks genannt werden. Wenn man Dorf und Flecken unterscheiden will, darf Aernen auf den Namen eines Fleckens Anspruch machen. Die Häuser sind meistens von Holz, mit Schindeln gedeckt. Nicht wenige derselben sind stattlicher, als es sonst die Bauart im Oberwallis ist. Hugi sagte: „Eben so sehr, als die Oberländer-Bauart (von Bern nemlich) über die Fläche mit weitem, wirklichem Dache sich ausdehnt, strebt die Oberwalliser nur mit kleinem Dache in die Luft empor. Zudem sind die Gebäude in den Dörfern so zusammengedrängt, daß man oft kaum sich durchzudrängen vermag.“ Das ist auch in Aernen der Fall. Wie der Oberwalliser sich durch kirchlichen Sinn auszeichnet, so hat er von jeher stattliche Kirchen für nötig gehalten. Die Kirchen sind durchweg die besten Bauwerke und durch ihr Alter zeichnen sich die Kirchen von Münster und Aernen aus. An die letztere knüpft sich ein bedeutendes Stück Kirchengeschichte, aus welcher ich zunächst nur einen Zug nach Furrer hervorheben will. Wiederholt hatten die Bürger von Aernen sich Kapuziner gewünscht. 1740 langten auch drei derselben dort an, es kam sogar ein vierter hinzu, weil die Geschäfte der braunen Patres in der Gegend sich mehrten. Daraus entstand aber ein Conflict mit dem benachbarten Lax. Die Kapuziner, welche sich eine besondere Liebe müssen erworben haben, wurden von Lax dringend eingeladen, dorthin zu kommen, wo noch kein Priester sei, während Aernen zu viele habe. Die Kapuziner gaben auch den Bitten nach und zogen gen Lax. Das erbitterte die von Aernen so sehr, daß sie erklärten, entweder sollten die Väter zurückkommen oder die Laxer sollten sie auch nicht haben. Es entstand zwischen Aernen und Lax ein Streit, in welchem es zu Thätlichkeiten kam. Einige von Aernen fingen an, den Kapuzinern in Lax ihre Wohnungen abzureißen. Da nahmen die Väter das Kreuz und zogen davon (1746). Die starke Verletzung eines solchen Hausfriedens wurde vom päpstlichen Legaten, der es einer Verletzung des Kirchensfriedens gleich achtete, mit Excommunication bestraft.

Aus Aernen stammte Walter von der Flüe (de Supersaxo), der mannhaft walliser Bischof,

welcher 1475 durch die Niederlage eines starken Heeres der Savoyer sein Vaterland befreite. Noch berühmter ist der Bischof von Sitten und nachheriger Cardinal Matthäus Schinner, aus dem zur Pfarre Aernen gehörigen kleinen Dorfe Mülibach gebürtig. (1446). Das kleine Holzhaus, seine Geburtsstätte, soll dort noch stehen und Furrer machte den Vorschlag, dem Schinnerhause die Inschrift zu geben: „Dieß ist das kleine Haus, das gab den großen Mann.“ Ein großer Mann war er, wie auch seine Politik beurtheilt werden mag. Dieß ist eine Aufgabe, die hier nicht zu lösen ist, aber im Hinblick auf seinen Geburtsort und als Beleg zu dem Satze, daß in der Schweiz sehr große Männer in sehr kleinen Häusern das Licht der Welt erblickt haben, darf ich hier einiges aus seiner frühen Jugendzeit erwähnen. Schinner war ein Herkules in der Wiege. Seine Eltern waren so unbemittelt, daß er während seiner Studienzeit in Sitten und Bern Betteln mußte. In seinem Hirtenleben hatte er mit seinem Gesange das Echo gelockt; wenn er jetzt vor den Häusern um milde Gaben bat, verwandelte er oft sein Bitten in Singen, gern hörte man die klare, kräftige Stimme des Knaben und beschenkte ihn. Er erregte aber auch in anderer Weise die Aufmerksamkeit der Menschen, mit denen er in Berührung kam. Ein ihm wohlwollend gesinnter Mann war einst über seine klugen und witzigen Antworten so verwundert, daß er ausrief: Dieser junge Mensch wird unser Bischof werden! Schinner wurde mehr, er wurde Cardinal und wäre wohl Papst geworden, wenn er nicht Frankreich zum geschwornen Feinde gehabt hätte. Er erhielt im Conclave zehn Stimmen. In Bern wohnte er im Dachstübchen bei einer armen Frau, die er reichlich beschenkte, als er später als Cardinal nach Bern kam. Die erste Sprosse auf der Leiter zu den hohen geistlichen Würden war eine sehr kleine Pfründe, aber er gab einen großen Theil der kleinen Einnahme hin, um sich die Schriften des Virgils, des Dvid und des früher mehr als jetzt gelesenen Boethius zu verschaffen. Dafür lebte er äußerst einfach. Ein Stück Holz war, wie Furrer sagt, sein Kopfkissen, die Erde sein Lager. Wer so den Kampf des Lebens aufnehmen kann, der darf auf Sieg rechnen!

Lawinensturz, Parthie am Simplon.

Der Simplon ist kein Berg, sondern eine Einsattelung zwischen dem Monte Leone und dem Fletschhorn, Rauthorn u. s. w. In derselben liegt das Dorf Sempeln mit der Decoration von sechs Gletschern und der klimatischen Eigenschaft von acht Wintermonaten. Aus Sempeln wurde französisch Simplon, italienisch Sempione und ohne Zweifel hat von dem sehr alten kleinen Dorfe der berühmte Paß seinen Namen erhalten. Sebastian Münster hat in seiner Cosmographie den Namen Sempelberg oder Sempronius mons und Gatschet vermuthet, der einstige Besitz der Alpen um den Ort Sempeln sei einem Römer des Geschlechts Sempronius zuzuschreiben. Da käme denn vielleicht eine rechte Versimpelung eines römischen Namens heraus.

Die berühmte Simplonstrafe, welche die Schweiz mit Italien verbindet, reicht von Brieg (oder Glib) bis Domo d'Ossola. Begangen war der Paß schon früh, aber nur zu Fuß und zu Pferde. Es hatten die Oesterreicher mit den Franzosen mehrere Gefechte auf dem Simplon, und am 27. Mai 1800 ging General Bethencourt mit 1000 Franzosen und Schweizern über den Berg, um den Paß von Vesella und Domo d'Ossola zu besetzen. Sie fanden aber eine über einen 60 Fuß breiten Abgrund führende Brücke (bei Vesella) zerstört und mußten daher an der fast senkrechten Felsenwand hinüber klettern. Bekanntlich ist die neue Strafe das Werk von Napoleon I., das Werk eines großen Gedankens. Desor sagt: „Ich bin kein Bewunderer der Eroberer noch der Straßenbauten, allein dem Simplon gegenüber fühle ich mich zur Bewunderung dieses kolossalen Werkes und des Mannes hingegriffen, dessen kühne Gedanken von einem so mächtigen Willen unterstützt wurden.“ Was der Kaiser natürlich wollte, zeigt die Frage, welche er wiederholt, als der Bau im Werke war, an den rapportirenden Officier gerichtet haben soll: *Le canon, quand pourra-t-il passer les Alpes?* Der Bau fand statt von 1801 bis 1805 und 30,000 Menschen sollen zu gleicher Zeit daran gearbeitet haben. Der Kostenaufwand wird auf 17 Millionen Franken angegeben. Die Strafe ist von Glib bis Sempeln acht Stunden, von da bis Domo d'Ossola sechs Stunden lang; sie hat eine

Breite von 25 bis auf 30 Fuß. Indem ich auf die genaue Beschreibung dieser merkwürdigen Strafe in den rothen Büchern verweise, will ich der Behandlung des in dem vorstehenden Bilde gegebenen Thema's nur einige Bemerkungen voranschicken.

Galerien, sieben an der Zahl, durch Felsen gehauen, sind durch Oeffnungen beleuchtet. Die Gallerie bei Gondo ist nach Furrer 630 Fuß, nach Luz-Sprecher 683 Fuß lang, 19 Fuß breit, 15 Fuß hoch. Zschokke sagt, diese Gallerie lasse den vermessenen Schöpfergeist des Baumeisters am meisten in's Auge fallen. „Eine schroffe, nackte, zerbröckelnde Felsenmasse verrammelte da jählings die Fortsetzung jedes Weges. Sie steigt senkrecht vor dem Wanderer himmelwärts; ihr Fuß sinkt steil in einen entsetzlichen Abgrund; und vor ihr stürzt brausend durch die zerfressene Gebirgsschlucht, zwischen Klippen zerschellend, ein Waldstrom, der Alpirnbach, nieder. In seinem heftigen Falle lösen sich, unter ewigem Donnern, seine Wellen zum Theil in Wassergestäube, Schaumstrahlen und glänzende Flocken auf. Ueberhängende, finstere Steinblöcke, mit ihren halberstorbenen Tannen scheinen jeden Augenblick dieser unbändigen Fluth nachstürzen zu wollen. Und nun, über der durchwühlten, kochenden Tiefe, schwebt jetzt eine zierliche Brücke zur wüsten Felsenwand, wie durch Zauber hingehaucht; Menschenhand hat dort die 500 Schuh dicke Gebirgsmasse durchbohrt und deren Inneres in eine bequeme Kunststraße verwandelt.“

Daß für die Simplonstrafe mehr als 600 Brücken nöthig wurden, charakterisirt nicht minder als die Gallerien des Terrain. Auf dem ersten Theil der Strafe sind die gedeckte Saltinabrücke und die Ganterbrücke zu bewundern. Die erstere hat ihren Namen von der Saltina, welche nicht weit von Brieg aus dem wilden Fessenthal heraustritt und alsbald in die Rhone fließt. Unweit der Ausmündung führt die Brücke über den Fluß, welche 136 Fuß lang ist und Pfeiler von 100 Fuß Höhe hat. Die Strafe umgeht dann die Gantersschlucht, mit dem wilden Gebirg zu den Seiten wechselt liebliches Alpengrün. Wenn man die 80 Fuß lange Ganterbrücke passirt hat, macht die Strafe einige kühne Wendungen und man erreicht die Station Verisal, die schon 1526 M. hoch liegt. Freundlich blickt von einem



Vorlag v. Chr. Krüss i. Basel

Stich & Druck v. J.L. Fudisühli i. Basel

AÉRINEN

Canton Wallis

Felsenvorsprung ein weißes Kirchlein herab. Von den Brücken nach der italienischen Seite ist die Crevolabrücke sehr interessant.

Wie die Gallerien und Brücken, so sind auch die Schutzhäuser oder Refugen auf dieser großen, so manchen Gefahren, ausgesetzten Straße nothwendig geworden. Es finden sich deren zwanzig von Brieg bis Simplon. Das wichtigste Refugium ist aber das Simplon-Hospiz, eine Viertelstunde hinter der Paßhöhe (diese 2010 M.). Napoleon ließ es zwar schon 1811 in Angriff nehmen, aber der Bau gerieth in Stocken, bis 1825 von den Chorherren des St. Bernhardhospizes das Begonnene weitergeführt und 1835 vollendet wurde. „Der Spital“, wie das Hospiz in der schweizerischen Sprache heißt, ist somit recht eigentlich ein Ableger des größeren Samariterhauses auf dem St. Bernhard. Meistens sind nur vier Chorherren oder Brüder des Augustinerordens auf dem Simplon, nebst einigem Dienstpersonal, zu welchem auch eine Person weiblichen Geschlechts, aber kanonischen Alters, gehört. Es fehlen natürlich nicht die großen Hunde der Bernhardinerrace. Wenn auch die Race nicht mehr ganz rein ist, so haben sie doch noch so viel edles Blut, um ihren schönen ritterlichen Rettungsdienst zu versehen.

Die Unterhaltung der Simplonstrafe ist schwierig; die Kosten dafür sollen jährlich 50,000 Franken übersteigen, was nicht zu verwundern ist, denn wie der Schutz gegen gewaltige Naturereignisse stete Sorge in Anspruch nimmt, so ist jährlich großer Schaden zu bessern. Die pittoreske stets wechselnde Scenerie ergreift und entzückt den Wanderer; das Rauschen und Brausen der Bergwasser ist ihm Musik; Berge thürmen sich auf Berge und die schwarzen Felswände contrastiren herrlich mit dem blendendweißen Firn und dem Violet des Gletschers. Aber es kommen Zeiten, wo der Bergstrom entfesselt in wilder Wuth mit sich fortreißt, was ihm im Wege ist, wo ein Felsstück sich ablöst und auf die Straße niederschmettert, wo ein Bergsturz schauerliche Verheerung anrichtet, wo eine Lawine sich herabwälzt und grausen Winter dahin bringt, wo eben der Frühling seinen Segen zu spenden begann.

Dst ist das Wallis von solchen Schrecknissen heimgesucht worden. Pater Furrer schickte seinem Catalog der Bergstürze sachbezügliche Notizen voran, welche einen Einblick gewähren in die Gefahren, denen die dortigen Bewohner ausgesetzt sind. „Das einfache,

ruhige, sich immer gleiche Leben auf den Bergen wird nur zuweilen gestört von furchtbaren Naturereignissen. Diese kommen an einigen Orten von den Gletschern, deren ungeheure Massen sich an den Bergen von 8–14,000 Fuß anlegen und von Zeit zu Zeit durch innere Veranlassung oder durch klimatische Einflüsse schnell schmelzen, sich losreißen und dann in die Thäler stürzen, furchtbare Ströme bilden, die Felder und Wiesen mit Eis- und Felsstücken überschütten und alles zerstören, was ihr Lauf bezieht. Durch sie werden ganze Dörfer weggerissen und Landseen aus ihren Ufern gedrängt, deren Wasser dann mit dem immer mehr schmelzenden Gletscher einen Strom bilden. So war es z. B. im Jahre 1818 mit dem Getrozgletscher, der in seinem Sturz und Lauf furchtbare Verwüstungen anrichtete und die Dranse durch das ganze Bagnethal bis Martinach zu furchtbarer Höhe anschwellte und an Boden, Gebäuden, Vieh und Menschen großen Schaden verursachte. Im Jahr 1740 sprengte der Mackmarsee den Gletscher, aus dem die Visp entspringt, trieb diese zu furchtbarer Höhe und richtete unfägliches Unglück an. Häufiger noch sind die Lawinen, wenn sich große Gletscherstücke in der Höhe losreißen und dann mit Schnee zusammengeballt eine Lawine bilden. So wurde 1720 das Dorf Ober-Gestelen im Zehnten Goms mit seinen Einwohnern begraben.“ Es wurden 88 Leichname in einer Grube beerdigt, und es ist dort noch die Grabchrift zu lesen:

Gott! Welche große Klage, 88 in Einem Grabe.
 Von den unzähligen Lawinstürzen in Wallis sind manche in den Chroniken und Jahrbüchern erwähnt. Im Jahr 1501 verschlang eine Lawine nahe am St. Bernhard eine ganze Compagnie Schweizeroldaten. 1595 fielen große Schneemassen in die Rhone, so daß sie austrat, über 400 Häuser mit sich forttrieb, über 60 Menschen und über 400 Stück Vieh weggraffte. Leuf ist oft von Lawinen heimgesucht worden. Schon 1518 sollen die Bäder in solcher Weise verschüttet und 61 Personen dabei umgekommen sein. Beglaubigt ist, daß am 17. Januar 1719 Abends um 7 Uhr eine große vom südöstlich gelegenen Berge herabstürzende Lawine die damals schon sehr florirenden Bäder mit dem für die damalige Zeit prachtvollen Gasthose und mit allen Gebäuden bis zur Kirche verschüttete, wobei 55 Personen das Leben verloren. Nach einem andern Bericht wurden 61 Menschen verschüttet, aber 19 lebendig wieder herausgezogen. Nochmals kam 1759 eine große Lawine zerstörend auf Leuf herab. 1720 begrub

eine Lawine im Zehnten Brieg 40 Mann. Noch im Jahr 1827 überschüttete eine solche Schneemasse das kleine Dorf Sellingen im Bezirk Goms, so wie mehrere Häuser des benachbarten Biel, wobei das Hammerwerk des ersteren Orts, in beiden Dörfern 46 Gebäude zerstört wurden, viel Vieh zu Grunde ging und 50 Personen das Leben verloren. Seltsam ist die Notiz in Tschudi's Thierleben, daß im Vötschenthal die Lawinen fast jeden Frühling die Kapellen von Lugein und Koppstein in die Tiefe waschen, daß aber die Bewohner von Ferden und Rippel unermüßlich die Goteshäuschen wieder auf den alten Fleck bauen.

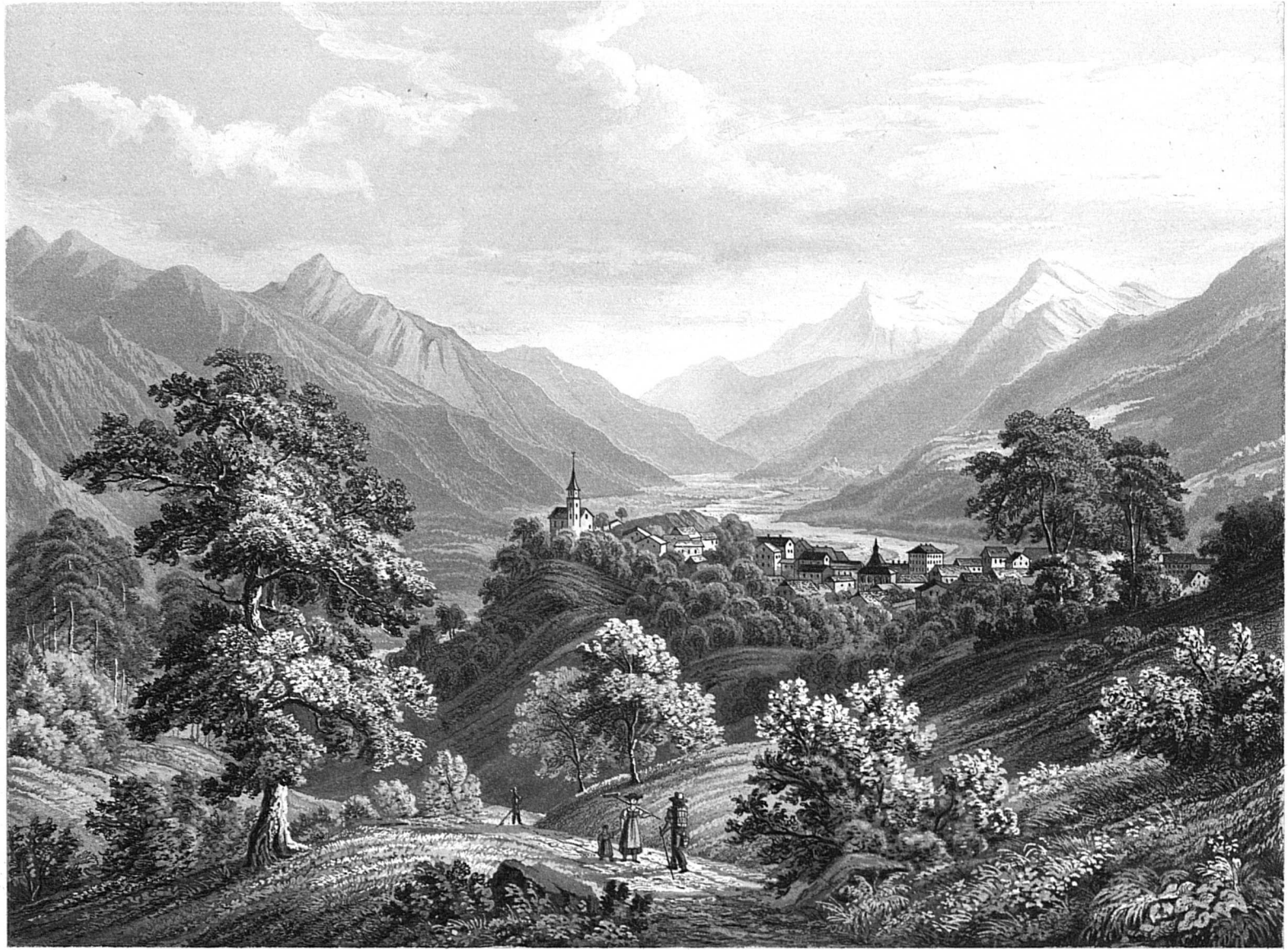
Wenn die Lawinen in Bewegung sind, so ist die Passage zwischen dem fünften Schutzhause und der Paphöhe besonders gefährlich, aber auch an anderen Stellen der Simplonstrafe dienen die Gallerien und Schutzhäuser besonders zur Sicherung gegen diesen Feind.

Der Name für diese Schneestürze wird sehr verschieden gesprochen und geschrieben. Während im Hochdeutschen die Form Lawinen dominiert, kommen in der schweizerischen Sprache Variationen vor: Lauinen, Launen, Lauwinen; in der Einheit: Laui, Lauwi, Läu. Im Tessin sagt man Luwina, Slawina, auch Valanga, dem Französischen avalanche (lavange) entsprechend.

Unser Bild versinnlicht einen „Lawinsturz“ am Simplon in der Darstellung eines Stückes, da wo die rasende Masse schon das Hochthal und die Hütten der Menschen erreicht hat. Es ist eine Staublawine, aber keine von den Spielen des losen Schnees, welche im Frühling das Auge des Thalwanderers entzücken. Wer im April zum Ende des Thalhals aufgeht, der kann es sehen, wie an den Terrassen des pyramidalen Selbsanft (richtiger Selbsäft) in rascher Folge lange Schneeschleier, den Schleier- und Staubbächen vergleichbar, nur zarter gewebt, herabhängen. Nach einigen Sekunden sind sie wie weggehaucht, bisweilen sprudelt aber die lockere Schneemasse noch einmal auf, macht einen zweiten Satz und verschwindet in einer Vertiefung des Berges. Fr. von Tschudi sagt sehr hüßlich von diesen Lawinen, die man Launen des Lenzes im Gebirge nennen kann: „An der Jungfrau, am Uri-Rothstock, am Wiggis und Glärnisch, überhaupt an allen steilen Bergpyramiden, die aus tiefen Thalbuchten aufsteigen, sieht man solche verjüngte Lawinen, die blos 1000—2000 Fuß tief fallen, gleichsam nur von einer Etage des Berges bis zur andern. Wir haben schon gleichzeitig an Einem Bergstock ein halbes Duzend solcher donnern-

der Cascaden gezählt; in einer einzigen Stunde eines warmen Frühlingstages kann man unter günstigen Verhältnissen 12—16 Fälle beobachten, von denen jeder seine eigenthümliche Gestalt und Schönheit hat. Dann „donnern in der That die Höhen“ unaufhörlich; die Schleier wallen von allen Seiten über die Felsterassen und scheinen in den Lüften zu verschwinden, wenn ihr Trichter, wie gewöhnlich, durch einen vordern Bergausatz verhüllt ist. Es ist dieß so eine eigene Art, wie der Frühling sich in den Alpen einzuläuten pflegt, ein so heimatliches, fröhliches Naturschauspiel, daß die Kinder des Thales in der Fremde sich gar nicht daran gewöhnen wollen, einen Frühling ohne jene rauschenden Silberbänder kommen zu sehen.“

Als sich mein Auge noch weidete an den Schleierlawinen am Selbsanft, erblickte ich zur Rechten am Rande des Thals eine Masse gelbschmutzigen Schnees, der kürzlich durch das sehr kenntliche, gewöhnliche Gangbett herabgekommen war, was sich wohl in jedem Jahr wiederholt. Es war eine unschädliche Grundlawine, nicht herabgestürzt, sondern in der alten Bahn herabgerutscht. Die Regelmäßigkeit, mit welcher diese Lawinen ihren Zug nehmen, ist ihre Eigenthümlichkeit. In Uri kommen sie, nach Lusser, im April und Mai, wenn der Föhn schon über die Alpen gestrichen ist und die Sonne den Schnee angreift, an den dem Osten zugekehrten Gebirgsabhängen zwischen 10 und 12 Uhr vor Mittag, an den mittäglichen Bergseiten zwischen 12 und 2 Uhr, an den nach Westen gekehrten zwischen 4 und 6 Uhr Abends, an den nördlichen Abhängen noch später. Die kundigen Anwohner wissen oft genau die Stunde zu bestimmen, wann die Lawine kommen werde; aber auch wer davon überrascht wird, kann meistens noch zur rechten Zeit ausbiegen. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese Art der Lawinen durchweg ungefährlich seien, sie werden sogar als die furchtbarsten geschildert, und das können sie werden, wenn der Föhn oder ein Thauwetter im Frühling große Massen compacten Schnees in Bewegung bringt. Es kann dieß auch durch die geringste Lufterkütterung geschehen und gefährlich ist es, den Schnee zu wecken. Es ist gewiß keine Mähr, daß das Abfeuern eines Gewehrs einen Lawinsturz bewirken kann, und man läßt auch wohl an besonders gefährlichen Stellen, bevor man sie überschreitet, eine Pistole abfeuern, um die zum Ablösen bereiten Schneemassen vor sich herabzubringen. Schon durch ein starkes Auftreten, durch die laute Stimme eines Menschen, durch die Schellen der Saum-



Winterlin pins

F. H. Schenker sc.

VAREN

| Valais |

thiere kann eine Schneemasse aus ihrer Ruhe gebracht werden.

Es ist schwer, eine scharf abgrenzende Eintheilung der Lawinen hinzustellen. Wenn wir die erwähnten Schleierlawinen zur Seite lassen und auch die zur Classe der Staublawinen gehörigen Lawinen, welche im Sommer bei heiterem Wetter im Hochgebirge von einer Stufe zur andern, mit großem Getöse zwar, aber doch ungefährlich herabfallen, und den Touristen ein neues, herrliches Schauspiel gewähren, den Führern zur Speculation dienen, indem sie die Fremden glauben machen, nur durch ihre, der Führer, Geistesgegenwart und Fürsorge einer großen Gefahr entgangen zu sein, wenn wir diese Arten bei Seite lassen und auch die genannten Grundlawinen, welche ihre regelmäßige Bahn nicht verlassen, so bleiben noch die gefährlichen Lawinen, welche Grundlawinen und Staublawinen sein können oder eine Mischung beider Arten. Die Gefahr liegt theils in ihrer Größe, theils in ihrer unregelmäßigen Erscheinung und der schreckenbringenden Ueberraschung. Tschudi nennt die Staublawinen dieser Art gefährlicher und gewaltiger und liefert eine malerische, ergreifende Schilderung eines solchen Phänomens. „Sie treten nur im Winter und ersten Vorfrühling auf und entstehen, wenn auf eine feste, harte Schneedecke große Lasten neuen, körnigen, losen Schnees fallen. Dieser hat, wenn die Abhänge etwas steil sind, keinen Halt auf jenem, das Einstürzen eines kleinen Schneegesimses in der Höhe, der Tritt einer Gemse, eines Hasen, ja das Schneebällchen, das von einem Strauche fällt und fortrollt, oder irgend eine Luftererschütterung bringt dies ganze neuere obere Schneefeld in Gang; es rutscht erst langsam in einem Stücke fort, reißt dann die tieferen Massen mit, überwallt, schiebt auf, theilt sich. Das Dröhnen der Masse durch die klare Luft und der entstehende Windzug führt von allen Seitenhalben neue Partialstürze herbei. Mit rasender Eile immer furchtbarer Wucht und dröhnendem Gepolter stürzt der Hauptstrom der Tiefe zu, hat schon die Holzregion als breite, hochgehürnte Sturmfluth erreicht, reißt Steine, Büsche mit sich fort und bricht krachend in den Wald. Du siehst nichts als donnernde und sprühende Nebel; unendliche Schneestaubwolken verhüllen den Gang des Stromes, dessen ganze Bahn raucht, aber die Bäume krachen, das Felsgestell bebt, die Zinnen hallen im Donner des Sturmes lange, bange Minuten nach, — noch ein Schlag und zitterndes, knirschendes, dumpfes, und unaussprechliches Gepolter, — dann ist es stille. Ein

schneidender Luftzug hat den stolzen Gang der Lawine begleitet. Du schaust ihr nach; geradeaus, über zwei Stunden lang, Hunderte von Schritten breit liegt ihr frisches Kanalbett durch Alpenweiden, Wälder, Wiesen bis an den Bach tief unten im Thal, noch rollen einzelne Ballen und rutschen kleine Stürze nach, noch schwankt der durchbrochene Hochwald im Winde der Verheererin. Vom Thal aus gesehen, ist die Katastrophe malerischer; doch entdeckt man selten die Anfänge. Der sich ausbreitende, mit Miesenkraften wachsende, wassergleich über die Felswände stürzende, hochaufräuchende Strom, wie er sich oft theilt und wieder vereinigt, die Seitenarme aufnimmt, ein wallendes, fluthendes, glänzendes Meer in pfeilschnellem Schusse mit allen weitreichenden Seitenwirkungen gewährt ein unaussprechlich großartiges Bild. Wenige Minuten und die Tochter der Hochalp liegt nach einem schauerlichen Tanze friedlich und bewegungslos in der Thalsohle. Vier bis fünftausend Fuß hat sie in siegreichem Donnergange zurückgelegt und ihren Leib majestätisch in die fliegenden weißen Gewänder gefüllt, um bald im Schooße des Thalbettes mit gelösten Gliedern zu ruhen, — der Bewohner der Ebene macht sich selten einen richtigen Begriff von den wunderbaren Sturmbewegungen, von denen eine solche Staublawine begleitet ist. Der Luftzug strömt stoß- oder schußweise rechts und links etliche Hundert Schritte weit neben dem Lawinenzug, schießt aber in seiner ganzen Breite unten über die liegen bleibende Schneemasse hinaus, prallt oft an der gegenüberliegenden Bergwand an, oder verliert sich in der Weite des Thales, wo er noch auf eine halbe Stunde weit die Fenster und Thüren der Wohnungen erschütteret und die Kamine von den Dächern hebt. In den Wäldern reißt dieser Sturm auf beiden Seiten des Schneestromes oft 1000—2000 der stärksten ältesten Bäume nieder, hebt Menschen und Thiere auf und schleudert sie in die Tiefe, zerbricht im Thale noch weit von seinem Lagerplatze die gewaltigsten Nuß- und Apfelbäume und Ahorne, legt schwere Frachtwagen auf die Seite und reißt ganze Ställe zusammen. Doch ist diese Luftstreichung ziemlich enge abgegrenzt und außerhalb ihrer scharf gezogenen Linie schwankt kein Blatt. Wunderbare Schicksale zeichnen solche Lawinen in das monotone Leben der Bergbewohner. Bald verhüllen sie ganze Weiler in nächstlicher Stunde und die Leute sind in haus hohen Schneemassen begraben und erstickt, ehe sie recht erwachen.

Manchmal reißen sie die Häuschen wie Karten-

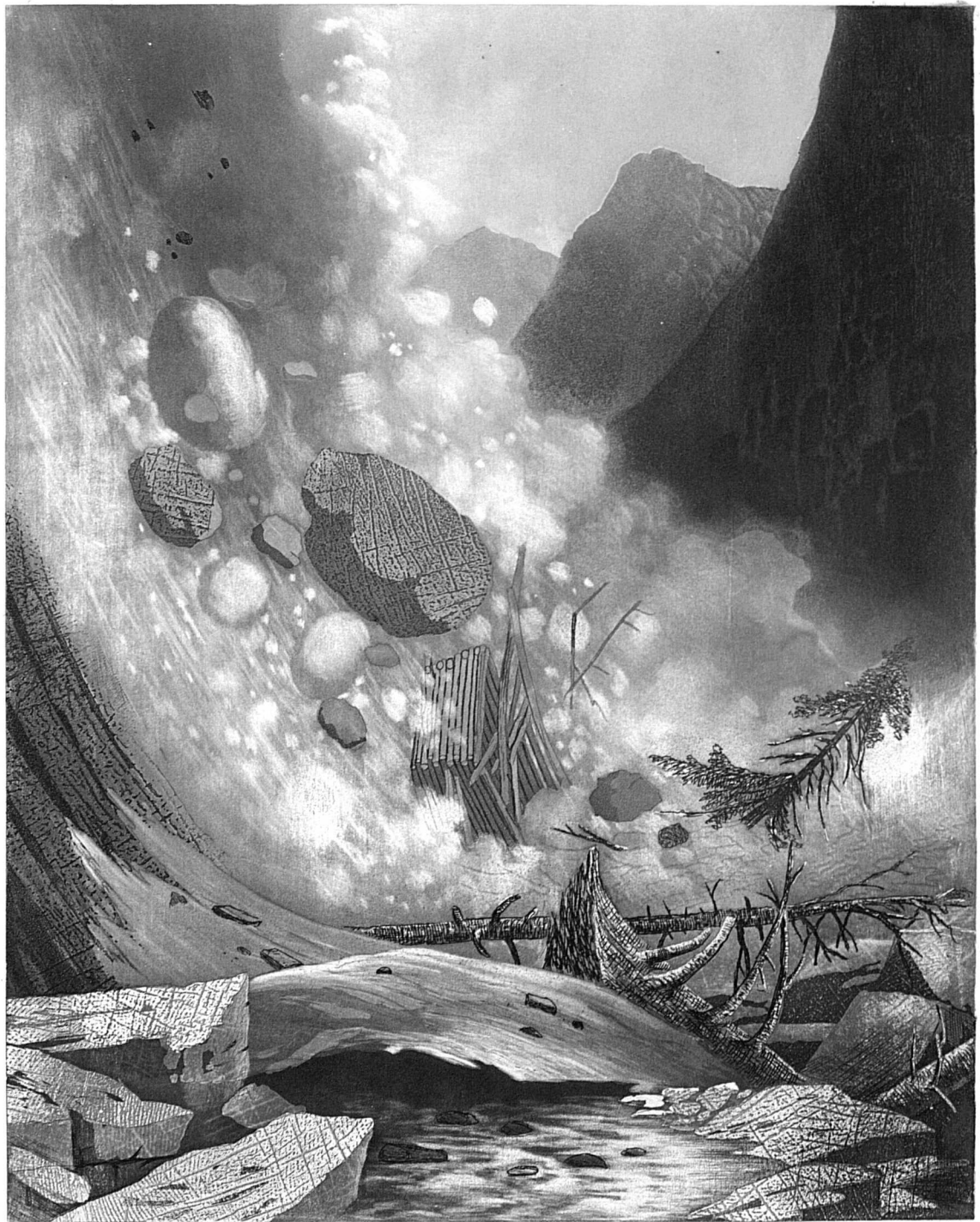
blätter wirbelnd in die Höhe und die Bewohner werden mit heiler Haut abwärts in den Schnee geschleudert. Heuschuppen sind 500 Schritt weit durch die Luft über Bäche getragen und unverfehrt mit dem ganzen Heustock auf der andern Thalseite abgesetzt worden.“

Wollte Jemand eine Geschichte der Lawinen in der Schweiz schreiben, so könnte dieselbe zwar nur sehr unvollständig sein, aber ein reichliches Material dazu findet sich schon in verschiedenen Schriften und mündliche Traditionen sind in den abgelegenen Thälern leicht zu erlangen, denn die Menschen erzählen gern, was auf sie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Zu einer solchen Geschichte würden sehr auffallende Capriccios der Naturmächte gehören, aber auch besonders die Berichte von wunderbaren Rettungen aus der Verschüttung.

Zu den verbreiteten Ueberlieferungen in Betreff der Wirkungen der Schneestürze gehört, daß in dem für Graubünden lawinenreichen Jahre 1806 ein großer Wald in dem rauhen Kalanfa-Thal von einer Lawine aufgehoben und auf der andern Thalseite oberhalb eines Dorfes niedergesetzt wurde, und daß eine Tanne senkrecht auf dem Pfarrhause zu stehen kam, als ob sie aus dem Schnee hervorgewachsen wäre. So wird es bisweilen wahr, nur in rascherer Bewegung, daß „Virnam's Wald anrückt auf Dunsinan“ (Shakespeare's Macbeth). Im Jahr 1754 schleuderte die Lawine einen aus Granit gehauenen Brunnentrog aus einem Dorfe in ein eine Viertelstunde entfernt gelegenes Dorf und der Luftdruck war so stark, daß die östliche Kuppel des Klosters Thurms von Dissentis, der $\frac{1}{8}$ Stunde vom Strich der Lawine entfernt war, herabgerissen wurde. Berlepsch, der in seiner Schweizerkunde diesen Fall erwähnt, berichtet auch noch über einen Lawinensturz in Graubünden, der sehr deutlich die rasende Gewalt eines solchen Ungeheuers erkennen läßt. Nach dreitägigem Schneegestöber stürzte 1808 vom Gipfel des Klukas an der Ostseite des Pontailzer-Thals, oberhalb Truns, eine Lawine herab, warf auf der entgegengesetzten Thalseite die Gebäude der Bergmatten Zeniu und eine große Waldung nieder, strömte auf die östliche Thalseite zurück, riß eine Waldung weg, kehrte wieder auf die Westseite und begrub den großen Stall Pascatsura voll Vieh, kehrte auf die Ostseite zurück, leerte sich über den Hügeln von Splags etwas aus, stürzte zum vierten Mal auf die Westseite und ging endlich gerade auf das Dorf Truns los, dessen Häuser bis an das Dach im Schnee vergraben wurden.

Wie eine solche Erscheinung für das Auge furchtbar, der Luftdruck unwiderstehlich ist, so empfängt auch das Ohr einen graufigen Eindruck vom Gepolter, vom Krachen und Knallen der wirbelnden und fliegenden Massen. Da paßt der Name Windsbraut, wofür sich in der schweizerischen Sprache der „Harein“ findet (vom althochdeutschen *harên* in der Bedeutung schreien). Eigenthümlich ist es, was Stalder in seinem schweizerischen Idiotikon, sich beziehend auf eine Abhandlung der ökonomischen Gesellschaft in Bern von 1768, über das Nebeneinander und die Verschiedenheit von Lawine und Harein meldet: „Eine Schneelawe ist nur eine große Schneeballe, die im Herabrollen an Gewicht, Größe und Gewalt zunimmt, so daß sie den Boden rein abdeckt, und alles was sie antrifft, durch den Druck ihres Stoßes oder auch des Winds, den sie von sich treibt, über'n Haufen wirft. Der Harein hat einen ganz verschiedenen Ursprung. Er entsteht gemeinlich, nachdem sich ein hartgefrorener Schnee ans Gebirge angelegt hat; der nachher fallende Schnee kann sich mit diesem nicht fest verbinden, sondern er macht eine eigene Lage aus. Wenn nun in solchen Umständen ein kleiner Wirbel sich erhebt, der zu Anfang nur ein Pfund Schnees herumweht, so dehnt sich dieser in seiner kreisförmigen Bewegung gähling aus. Der Wind dringt sich zwischen beide Schneelagen ein, macht die obere los, so daß sie mit großer Schnelligkeit und mit einem unwiderstehlichen Winde fortglitschert. Man versichert, es pflege ein solcher Harein oder Windwirbel, nachdem er in die Tiefe des Thales hinuntergefahren, an der gegenüberstehenden Seite des folgenden Berges mit gleicher Schnelligkeit wieder hinaufzufahren, ein Umstand, der bei einer Schneelawe niemals ist bemerkt worden.“

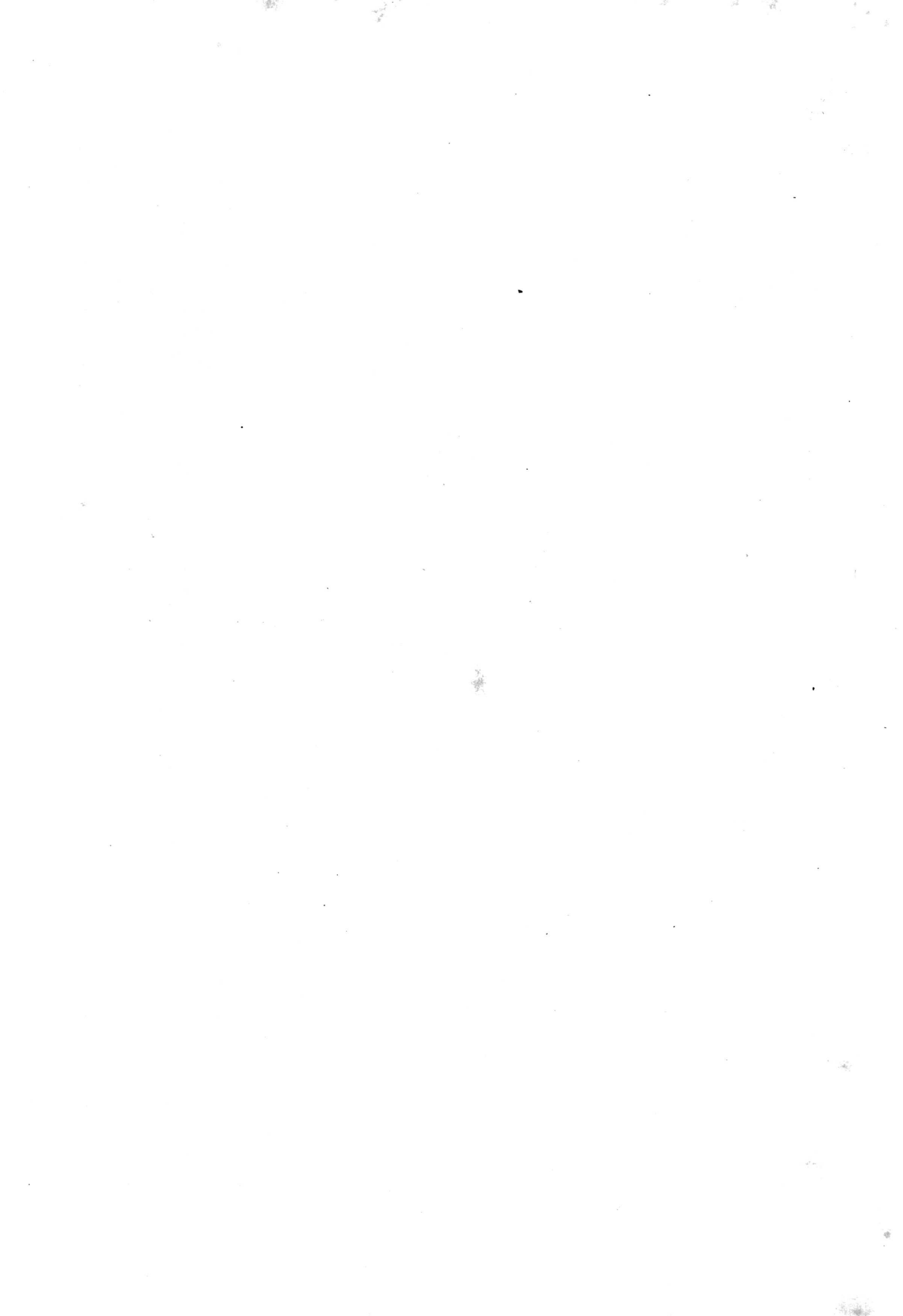
Eine solche Unterscheidung von Lawine und Harein ist aber doch in der Schweiz wenig bekannt, vielmehr gehört der Harein, seinem Buchstabengehalte gemäß, dem Gebiete des Ohrs und des Tons an. Ob damit etymologisch das „Hauri“ verwandelt sei, wage ich nicht zu entscheiden, aber wahrscheinlich ist es; sachlich stehen der Harein und das Hauri bei einander. Das Hauri (Huri) ursprünglich: der Uhu, wurde zu einem mythischen Begriff, wie es die Windsbraut ist. Dem unheimlichen Geschrei des Nachtvogels ähnliche Töne in der Luft hören die Bergbewohner und übertragen darauf den Namen Hauri; es wird in ihm dieses dem Hochgebirge eigenthümliche Stück der Tonwelt personificirt. Die Bergbewohner scheuen sich, vom



Zeich. Stich u Druck v. J. J. Rüdtschütz in Lensburg

Verlag v Chr. Krüsi in Basel

LAUINENSTURZ.
PARTIE AN DER SIMPLONSTRASSE. (WALLIS)



Hauri zu sprechen und als Karl Vogt auf dem untern Margletscher das Kenneli von der Grimsel fragte, was denn das Hauri eigentlich sei, erhielt er nur die Antwort: „das Hauri ist das Hauri; man sollte nicht von ihm sprechen in so wilden Gegenden, es könnte Schaden bringen.“ Darnach könnte man glauben, das Hauri gehöre zu den bösen, menschenfeindlichen Berggeistern, das ist aber doch nach Vogt, der darüber genaue Auskunft gegeben hat, nicht der Fall. Es gehört nicht zu den Kobolden, welche im Winter im Gebirge ihren Spuk treiben und eine wilde Jagd machen, vor denen sich die Menschen, denen sie gram sind, zu hüten haben. Oft vereinigen sich die bösen Geister des Gebirges zu gemeinschaftlichen Angriffen gegen die Menschen im Thale und wälzen dann ungeheure Schneelasten, Felsstrümmen und Eisberge auf ihre Wohnungen, alles, was lebt, unter dem Schutt der Lawine begrabend. Das Hauri aber ist ein guter Geist, es liebt die Menschen, welche es vor dem wilden Treiben der Kobolde zu beschützen sucht. Es ist ihr Warner. Wenn die Kobolde im Frühjahr sich mit dem schmelzenden Schnee zurückziehen, dann streift das Hauri über die Tristen und Halden mit lauen Fittichen dahin und lockt die Erstlingsblumen aus dem starren Boden und bereitet dem Hirten eine fröhliche Ankunft und Futter für seine Heerde. Und wenn dann die Glocken der Kühe läuten und die Schellen der Ziegen erklingen, dann hüpfet es seinen Lieblingen entgegen, und kitzelt wohl zuweilen die Thiere, daß sie in muthwilligen Sätzen, aber ohne Schaden zu nehmen, den Berg hinaufspringen. Es erleichtert dem Hirten die Last der schweren Lebensmittel und Geräthschaften, unter deren Bürde er keucht, und breitet einen leichten Duft über das Gebirge, daß ihn der ungewohnte Glanz der Strahlen nicht blende. Dann geht es wieder den Thieren voran und zeigt ihnen die besten Weideplätze, wo Brändeli wächst und Alpengarbe und warnt sie vor schädlichen Kräutern. Es will aber seine Wohlthaten im Stillen thun und wird böse, wenn man von ihm spricht, selbst wenn man es lobt, und wer solches misachtet, von dem zieht es seine Hand ab, dessen Kühe fressen schlechte Kräuter, geben wenig Milch und werden mager; dessen Ziegen klettern an unzugängliche Orte, wo sie nicht vor- noch rückwärts können, und der ungehorsame Hirte muß Tag und Nacht in den Bergen umherstreichen, sie zu suchen und auf halsbrechenden Wegen sie herabzutragen in wegsamere Gegenden. Deshalb spricht der Oberländer nicht gern von dem Hauri, denn er ist seines Schutzes

benötigt. Im Winter hört des Hauri Sorge für das Vieh auf den Alpen auf. Dann wacht es über den verderblichen Anschlägen der Geister des Gebirges, welche die Menschen bedrohen, und warnt diese, da es nicht mächtig genug ist, sie selbst thätig gegen die vereinte Macht der Kobolde zu schützen. Drum hört man, wenn die Kobolde eine Lawine zusammengeschart haben, um sie auf die Wohnungen hinabzuschleudern, eine klagende Stimme in den Lüften, welche die Bedrohten warnt. Oft ruft die Stimme den Namen, oft ist es nur ein eigenthümlicher wimmernder Klage-ton, der in den Lüften stöhnt und von der Stelle her sich vernehmen läßt, von welcher die Gefahr droht. Und wenn er sie auch noch nie gehört hat, so erkennt der Bedrohte doch gleich, daß es keine menschliche Stimme ist, die ihn ruft, kein menschlicher Klage-ton, sondern ein Laut, der nicht seines Gleichen angehört. Zaudert er dennoch, sich zu retten, so warnt das Hauri zum zweiten Male. Zum dritten Male ist es aber nicht mehr der vorherige Laut, Erd und Himmel scheinen dann Wehe zu schreien, ein heulendes Gewimmer bricht aus allen Schlünden, aus allen Thälern des Gebirges hervor, die ganze Luft ächzt in ängstlicher Klage, wie ein Gewitterschein flucht das Hauri über die bedrohte Stelle — und ihm unmittelbar folgt das Graus der Zerstörung, ganze Berge von Schnee wälzen sich dumpf donnernd von den Höhen herab und hohnlachend stürzen sich, auf losgerissenen Felsstrümmern reitend, die sie zu wilden Sätzen anspornen, die Kobolde des Gebirges auf die Stätte der Verwüstung. — Als vor einigen Jahren eine Lawine das Grimselpital verschüttete, da hörte der Knecht, der einsam den Winter über das Haus hütet, das Hauri. Klagend rief es vom Zuchli-berge her; — die Hunde sprangen unruhig auf, öffneten sich selbst die Thüren und flüchteten hinaus in das Freie. Der Knecht, im Glauben, ein Wanderer rufe um Hülfe, eilte ebenfalls vor die Thüre. Draußen schien hell und freundlich die Sonne, um den Zuchli-berg aber schwebte es in der Luft, er konnte nicht recht deutlich sehen, was. Kein Wanderer zeigte sich in der Nähe noch Ferne. Er rief die Hunde, die ziellos umher schweiften und kehrte mit ihnen in die Stube zu seiner Arbeit, da erschallte der Ton zum zweiten Male. Abermals suchte er den vermeintlichen Wanderer, der seine Hülfe angerufen, abermals vergebens; am Zuchli-berge aber flimmerte ein röthlicher Schein. Er kehrte wieder in das Haus. Erst als der Himmel über ihm mit schrecklichem Getöse zusammenzubrechen

schien, erst dann erkannte er, aber zu spät, wer ihm gerufen. Wie Strohhalme waren die Sparren des Daches geknickt und unermessliche Eislasten vor die Thüren gewälzt, so daß jeder Ausgang gesperrt schien. Nur die Festigkeit der Mauern hatte das Haus vor gänzlicher Zerstörung, ihn vor augenblicklichem Tode gewahrt. Allein im Fliehen hatte das Hauri den Deckel des Kamins aufgeklappt und ihm so einen Rettungsweg eröffnet. Er kletterte durch den Schornstein an das Tageslicht, als die Kobolde ihn begraben glaubend, ihren Triumph auf dem Nargletscher feierten, zog die Hunde nach und brachte die Mähr ins Thal. Er kennt jetzt die Stimme des Hauri, aber er erzählt die Geschichte nicht gern, denn er möchte seine Günst, die sich so offenbar gezeigt, nicht verscherzen.

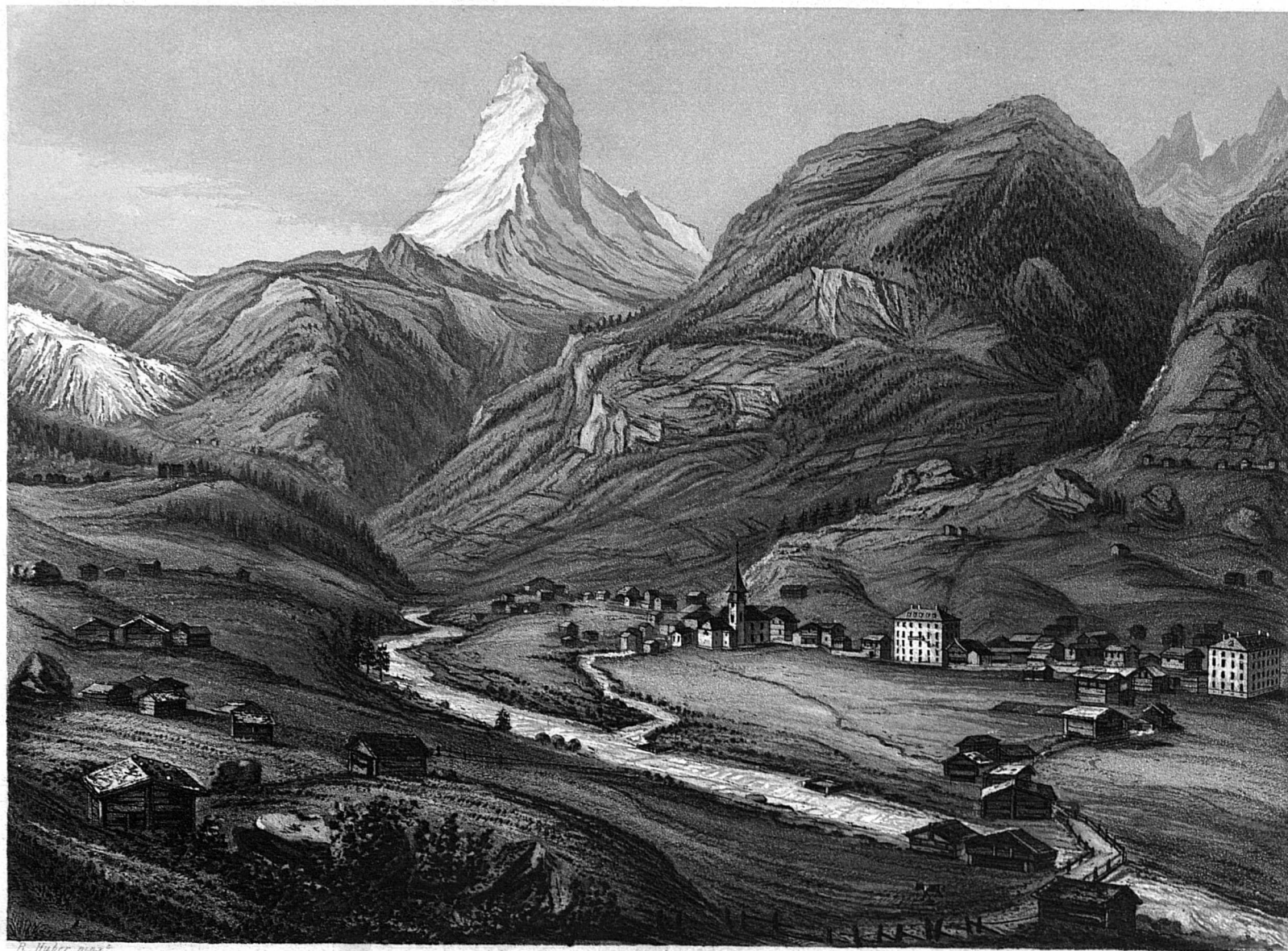
Wegen der furchtbaren Macht, welche eine Lawine ausüben kann und oft genug zeigt, müssen manche Rettungen aus der Gefahr oder aus dem Schneegrabe wunderbar erscheinen und werden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Bei Luz-Sprecher sind verschiedene Fälle der Art aufgeführt. Im Engadin haben sich 1499 vierhundert verschüttete Oesterreicher aus der Lawine wieder herausgearbeitet. In Davos kam 1602 ein Mädchen, das vier Tage unter dem Schnee gelegen hatte, wieder lebendig ans Tageslicht. 1749 wurde beinahe das ganze kleine Dorf Ruäras (St. Giacomo) im bündnerischen Tavetschthal von einer Lawine, welche von dem noch zwei Stunden entfernten Crispalt herabgekommen, verschüttet. Von 100 Menschen wurden 60 lebend wieder ausgegraben. Mehrere Häuser schob der Luftdruck bei Seite; in einem dieser Häuser waren die schlafenden Menschen nicht aufgewacht, als aber die Zeit des Aufstehens da war, wunderten sie sich, daß

es gar nicht Tag werden wolle. 1836 krochen im Avers-Thal 12 Kinder aus dem ziemlich weit fortgeschobenen Hause ihren Eltern unversehr entgegen. Ihrer Festigkeit wegen nennt man gewisse Lawinen Stoßlawinen. Durch diese werden Menschen hoch in die Luft geschleudert. So geschah es am Splügen mit einem Bergmann, der aber unversehr wieder unten ankam, jedoch nicht im Stande war, seinen zur Hälfte im Schnee stecken gebliebenen Mantel herauszubringen, so fest und hart war die Schneemasse. Im St. Antonienthal im Prätigau trug 1807 der Lawinenstoß oder der Luftdruck einen Knecht über ein großes Tobel weg, gleich darauf wurde er aber von der nachstürzenden Lawine verschüttet. — Aus dem von Lawinen so sehr bedrohten Schächenthal wird folgende rührende Geschichte erzählt. Nach beendigter Abendandacht sagt ein Mann zu Frau und Kindern: Wir wollen auch noch beten für die armen Leute, die wegen der Lawinen in Gefahr sind! Das Gebet war noch nicht zu Ende, als eine Lawine Haus und Stall wegriß, den Mann seitwärts weit fortschleuderte, die übrigen Hausbewohner im Schnee begrub. Es gelang dem kräftigen Mann, sich aufzuraffen und mit der größten Anstrengung nach dem Orte sich durchzuarbeiten, wo sein Haus gestanden hatte. Lange rief er nach seiner Frau und als er eine Antwort erhielt, war er auch bald so glücklich, sie aus dem Schnee und den Trümmern herauszubringen. Da hören sie eine schwache Kinderstimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, aber ich kann nicht heraus.“ Es war das jüngste der Kinder, das einen Arm gebrochen hatte, aber nun von den auch schwer verletzten Eltern gerettet wurde. Zwei Kinder fand man später als Leichen.

Zermatt.

Der Name Zermatt klingt so idyllisch, wie Andermatt im Urserenthal; die grünen Matten gehen noch hoch hinauf, bis starrer Fels und Schnee und Eis an die Stelle treten. Zermatt hat selbst dem schönen, aber furchtbaren Matterhorn vom Klange seines idyllischen Namens mitgetheilt. Die Matten sind so grün wie ehemals, aber das Menschenleben an denselben ist seit 20 Jahren sehr verändert. In welcher Weise und wo-

durch, das zeigt ein Blick auf das Dorf Zermatt, in welchem neben den bergursprünglichen alten Häusern die großen Fremdenherbergen, das Hotel Monte Rosa und des Mont Cervin hervorragen. Auch der französische Name für Zermatt Praborgne d. i. nach Gatschet: Quellen- oder Thalbachwiese, ist noch idyllisch. Wie es noch in diesem Jahrhundert und noch vor einem Menschenalter bei den Bewohnern dieser Gegend be-

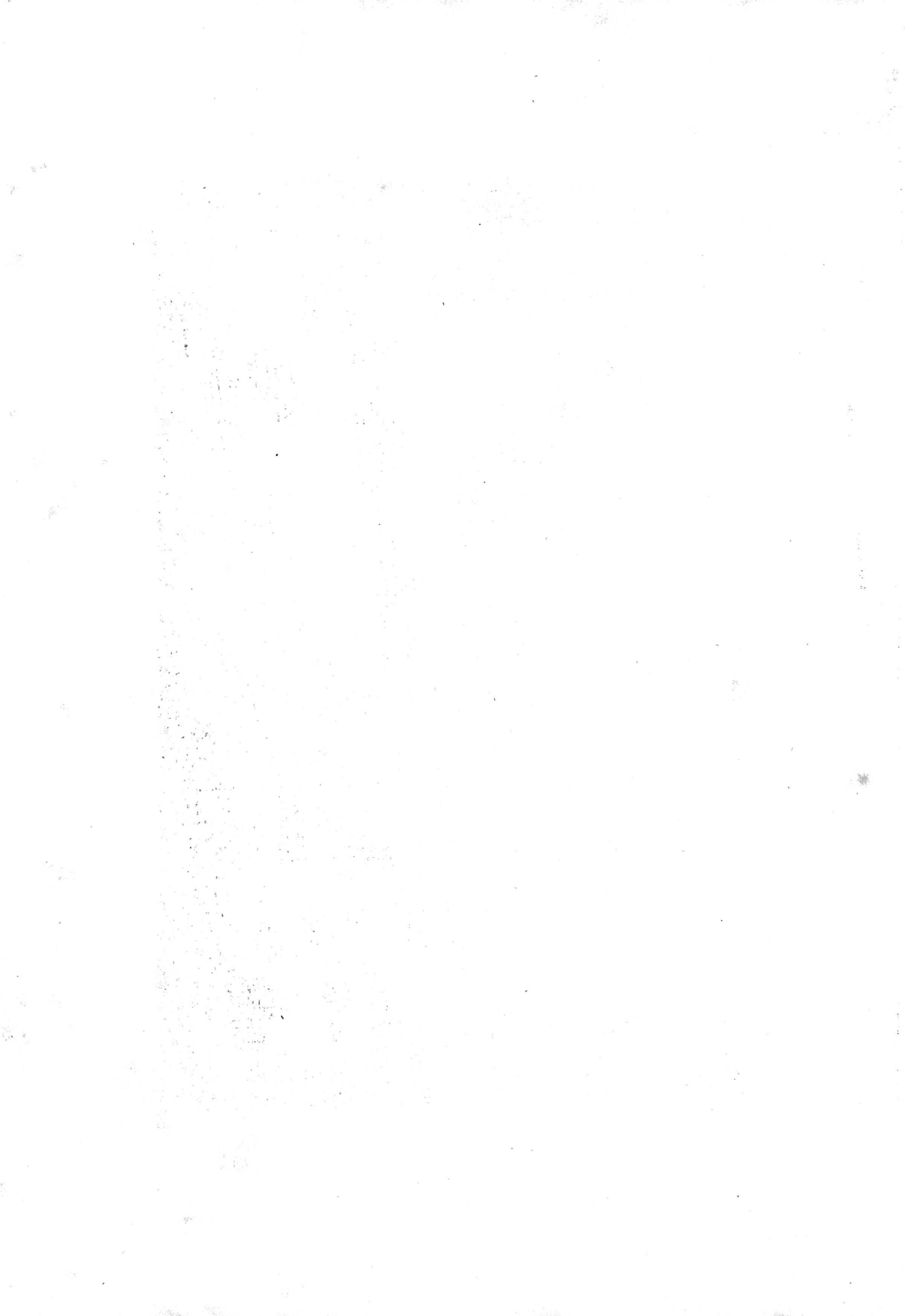


H. Huber del.

J. H. Müller sculp.

ZERMAT ET LE MONT CERVIN.

| Valais |



schaffen war, das hat H. Zschokke in anziehender Darstellung in seiner Charakteristik des Wallis geschildert: „Wo der Sylvio (oder das Matterhorn) aus unübersehbaren Gefilden ewigen Eises seine schwarzen Granitkulmen in die Lüfte streckt, ruht gefahrlos ihm gegenüber das Dörflein Zermatt inmitten grasreicher Wiesengründe, umringt von Alpen und Wasserfällen, und mehr denn 1000 Fuß höher abermals ein Weiler am kleinen Gornersee, 6270 Fuß über dem Meere. Die Leute dieses Weilers gehen, auch während ihres neunmonatlichen Winters, zur Kirche von Zermatt, doch vorsichtig mit breiten Schneeschuhen von Holz und langen Stäben ausgerüstet. Wer die einfachen Sitten der Hirtenwelt in ihrer Reinheit erblicken will, muß in die Abgeschiedenheit dieser Seitenthäler dringen. Dahin gelangt selten oder spät Kunde von den Schicksalen der übrigen Welt. Neppigkeit und Armuth sind da gleich unbekannt. Jeder hat soviel er bedarf und er bedarf zu seiner Zufriedenheit wenig. Niemand verzriegt, Tags oder Nachts, da das Haus; die Thüren sind ohne Schlösser. Alles ist sicher vor Allen. Rechnungen und Verträge werden noch durch ein Paar in Holz geschnittene Kerbe bezeichnet, und die Kerbe haben so viel Glaubwürdigkeit, als irgend eine gerichtliche Urkunde. Streitigkeiten werden von erfahrenen Greisen geschlichtet. Dem Alter wird Ehrfurcht bezuegt. Gastfreiheit ist hier noch, wie in den Wüsten Arabiens, der Haupttugenden eine. Erscheint ein Fremdling, umringt ihn mit herzlichem Willkommen das Dorf. Mit deutscher Gutmüthigkeit bietet ihm Jeder das Beste der Hütte an und was die Heerde gewährt, und Jeder schämt sich, angebotene Bezahlung zu nehmen. So findet man hier die letzten Spuren des goldenen Zeitalters der Dichter, doch nicht inmitten des ewigen Lenzes, sondern des ewigen Winters.“

An die Stelle dieses goldenen Zeitalters ist nun freilich für Zermatt ein anderes goldenes Zeitalter gekommen, es wandert viel Gold aus allen Weltgegenden dahin, seit Zermatt und seine Zubehör in der Gletscherwelt den berühmten Stellen des berner Oberlandes Konkurrenz macht. Aber die einzelnen Züge idyllischen Lebens, welche Zschokke zu einem Gesamtbilde verwendet hat, findet man noch in den walliser Thälern, in denen keine Hauptstationen für die Fremden sind und wie gut oder schlecht die Gastwirthschaft es auch gelernt haben, Rechnungen zu schreiben, bedienen sich die Walliser in ihrem Obligationenrecht unter sich noch vielfach der Kerbhölzer (Tesseln). Auch die Gastfreiheit, welche

Zschokke rühmt, ist nicht verschwunden. Wenn ich dafür als Gewährsmann den Pater Sigismund anführe, so ist freilich in Anschlag zu bringen, daß derselbe Kapuziner war, und im Wallis wie in Freiburg, sagt ein anderer Reisender, der in Gesellschaft eines Kapuziners reiste, ist eine Kutte ein Dietrich, der überall freien Eingang findet. Aber obgleich ich nicht Kapuziner bin und auch nicht die Begleitung eines solchen hatte, ist mir doch Aehnliches begegnet wie dem Pater. Dieser erzählt: „Es fällt nicht schwer, die Einfachheit und Lebensart der Einwohner in Sitten zu beschreiben, ihren Gleichmuth und das ruhige Maß in Freud und Leid. Nicht so leicht ist's aber, ihre uneigennütige Humanität und den fast religiösen Eifer auszudrücken, mit dem sie gegen unbekannte Fremde Gastlichkeit üben, besonders wenn sie kommen, um das Land seiner selbst wegen zu bereisen und kennen zu lernen. Ich kam des Abends mit einem Führer in ein von der gewöhnlichen Straße abgelegenes Dorf. Schnell war ich von Leuten umrungen, die mir Haus und Herd mit unbefreiblicher Herzlichkeit anboten, und mir die Wahl schwer machten, und als ich mich endlich für einen Einwohner entschied, war seine Freude darüber so groß, daß ich sie für den Ausdruck ungehaltener Gewinnsucht hielt. Darum machte ich in seinem Hause keine Umstände, behandelte es ganz wie einen Gasthof, forderte bald dieses bald jenes und war manchmal recht brummig. Wie staunte ich aber am folgenden Morgen, als der Hausvater mein Geld entschieden und ernst ausschlug und sich durch solches Anerbieten schon beleidigt glaubte. Und so war es überall im inneren Lande. Diese schöne Gastlichkeit ist so allgemein da verbreitet, daß ich in den Seitenthälern und im Gebirg keinen Thaler anzubringen wußte. Wozu hätte auch das Geld in einem Lande, dessen Einwohner ihre Erzeugnisse nicht verbrauchen und auch nicht verkaufen können; wo die Dienstboten ihren Lohn nie ausgeben, und wo man keinen Bettler findet? Deßungeachtet ist das Geld im obern Wallis ziemlich rar, darum aber gerade sind die Bewohner wohlhabend. Die Erzeugnisse sind im Ueberflusse. Der fleißige Gebirgsbewohner, dem angestrengte Arbeit Bedürfnis ist, wird aber darum nicht weniger thätig. In dem Augenblick, wo sie mehr Geld hätten, würden sie auch unsehlbar ärmer sein. Darum lassen sie ihre Goldminen nicht ausbeuten. — Welcher Abstand zwischen dieser einfachen, herzlichen und patriarchalischen Weise und dem, was Einem bei den Bewohnern des Unterwallis

so unangenehm auffällt. Hier ist wieder die ganze Schweiz und ihre Prellerei. Dieß ist aber nicht zu verwundern. Die Reisenden auf der großen Straße nach Italien sind zum Theil Kaufleute, die des Gewinnes wegen herumziehen, oder wohlhabende Fremde, die sich wenig um das Land und seine Einwohner bekümmern, sondern nur so schnell wie möglich durch-eilen, um nach Italien oder an den Genfersee zu kommen. Es scheint den Leuten ganz in der Ordnung, daß jene Kaufleute etwas von ihrem Gewinn in dem Lande lassen und daß die reichen Fremden so behandelt werden, wie sie die Walliser behandeln.“

Hiermit hat uns denn der Pater aus Arkadien wieder auf den realen Boden des jetzigen Zermatt versetzt, das in der Saison mehr an Babylon als an Arkadien erinnert. Sollte Jemand noch so wenig orientirt sein, daß er nicht wüßte, wie die riesige „bräunlich-isabellfarbene“ Pyramide hieße, auf welche das Auge sich heftet, wenn es nach oben sich wendet, und würde er fragen nach dessen Namen, so würde er die Antwort erhalten, das sei le Mont-Cervin, vielleicht auch von der Französin erfahren: c'est la Grande-Couronne, welche Bezeichnung nicht etwa von der jungen Dame im Augenblick erfunden, sondern bei den Franzosen nicht ungewöhnlich ist. Wendet er sich mit seiner Frage an einen Italiener, so erhielt er die Antwort, es sei der Monte Silvio, was ihm denn seltsam vorkommen muß, da er nicht etwa den Wald vor Bäumen nicht sieht, sondern nur nackte Felsen entdecken kann. Die Italiener sagen auch wohl Gran-Cervino. Der Deutsche nennt aber dieselbe Spitze das Matterhorn und die Engländer, die sich für diesen Berg am meisten interessirt haben, und für welche er eine tragische Berühmtheit erlangt hat, haben sich als unsere angelsächsischen Sprachverwandten auch zu diesem letzteren Namen bequem.

Das Matterhorn, „der Gebirgsformen reizendste, das kalt und schnöb und doch mit aller Welt coquet-tirend, von aller Welt sich bewundern lassend, seinen Freiern die Stirne weist und in starrer Ruhe herabschaut auf das Treiben des Pygmäen-Geschlecht“ — das Matterhorn (4482 M.), über 300 M. niedriger als der Montblanc, hat sich nicht so leicht bestiegen lassen und als es endlich doch geschehen war, hat es sich furchtbar gerächt an seinen Bezwingern.

In der oben S. 9 erwähnten schönen Sage vom ewigen Juden, dem „Dämon der Weltgeschichte“, der in Olim's-Zeit mehrere Male die Schweiz durchschritt,

geschieht auch des Matterhorns Erwähnung. Ob er nur über das Matterjoch kam oder das Matterhorn erstieg, ist nicht ausgemacht. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, läßt ihn das Matterhorn hinanklimmen, wo er auf dem Gipfel zwischen blühenden Reben und rauschenden Bäumen eine schmutze Stadt findet. Da prophezeit er, wenn er zum andern Mal komme, werde die Stadt in Trümmern liegen, von traurigem Ge-sträuch überwuchert —

„Und komm' ich wieder einst zum dritten Male,
Dann such' ich euch vergebens, blüh'nde Au'n,
Geschmückte Reben, blumenreiche Thale.

Statt euer raget mit den spitzen Zacken
Der Gletscher weiß und dunkelgrün empor
Sich thürmend hoch bis an des Berges Nacken.

Das Thal umspannen finst're Riesenforste;
Da haust der Wolf, der Heerde Feind; der Aar
Kreist hoch im Blau ob seinem dunkeln Horste.

Ein ew'ger Winter sitzt auf deiner Schwelle.
Auf's Schneefeld, das die Gemse nur erklimmt,
Wirft ihren Strahl die Sonne goldig helle.

Dem Frühling bist, dem jungen, du verschlossen,
Der einst auf deine Felder, deine Au'n
Sein reiches Hüllhorn segnend ausgegossen.

Er ist dahin und kehret nimmer wieder!
Dummpf donnernd wälzet von des Berges Firn
Sich die Lawine in die Tiefe nieder.“

Einst nannte man den Montblanc la montagne maudite, aber, obwohl dieser Berg bisweilen noch ein Opfer fordert, verdient das Matterhorn seit 1865 weit eher einen solchen Namen. Das Matterhorn war unerstiegen und galt als unersteigbar — la pyramide nue et inabordable du Mont-Cervin —, aber das mußte die Giganten, die englischen Alpenclubisten, zum Angriff reizen. Desor, der mit seinen Gefährten doch auch etwas zu leisten vermochte, sagte 1839, kein Sterblicher werde je die Spitze des Matterhorns betreten und noch vor wenigen Jahren nannte der Walliser De Bons das Matterhorn eine unerreichbare, dem Fuße des Menschen unzugängliche Gebirgsmadel, denn, sagt er, sie erhebt ihr stolzes Haupt in ununterbrochener senkrechter Höhe 5000 Fuß hoch über den Furgengletscher, so steil, so felsenglatt, daß kaum der Schnee an ihren Wänden haften bleibt und durch die Art und Weise seiner Lage und seines Baues scheint dieser ungeheure, vierseitige Obelisk selbst den Monte Rosa zu überragen, der ihn doch um mehrere hundert Fuß übersteigt.

Professor Tyndall von London recognoscirte an der Südseite im Juli 1862. Er kam auf einen wichtigen hervorragenden Punkt, der seitdem den Namen Signal Tyndall führt. An der schlimmsten Stelle befestigte er mit seinen Führern ein Seil, das noch bis zur neuesten Zeit sich erhalten hat.

Ueber die Tragödie am Matterhorn im Jahre 1865 sind Berichte gegeben, die nicht in allen Punkten mit einander übereinstimmen, es sind darüber auch Bemerkungen gemacht, nicht bloß von Männern, die des Bergsteigens kundig waren, sondern auch von solchen, die gar nichts von der Sache verstanden. Es scheint mir geboten zu sein, zuerst den Mann zu hören, welcher der Hauptmann bei der Expedition war, Herrn Whymper, ein berühmtes Mitglied des berühmten englischen Alpenclubs. Dieser Mann gab nach Aufforderung des Clubpräsidenten eine ausführliche Erzählung des Hergangs, die in den Times (8. August 1865) und auch anderswo gedruckt ist.

Whymper hatte schon 1863 einen nicht gelungenen Versuch der Besteigung des Matterhorns gemacht und soll dann geäußert haben, er ruhe nicht, bis der Riese besiegt liege. Am 12. Juli 1865 kam er mit dem kaum neunzehnjährigen Lord Francis Douglas über den Theodulpaß, um in Zermatt Führer für die Erstbesteigung zu engagiren. Zelt, Seile und anderer Apparat wurden in der kleinen Kapelle am Ufer des kleinen Schwarzsee's abgelegt, weil der Aufweg von Zermatt wieder dahin führen würde. In Zermatt wurde Peter Taugwalder, Vater, ein erprobter Bergsteiger, der mehr als 80 Mal auf dem Monte Rosa gewesen, als Führer angenommen, und ihm aufgegeben, noch einen Führer auszufuchen. Mittlerweile kam der Reverend Ch. Hudson mit einem Freunde Mr. Hadow an. Diese beiden Engländer hatten gleichfalls die Absicht, das Matterhorn am andern Morgen in Angriff zu nehmen. Es fand eine Vereinigung zum gemeinsamen Streben statt. Whymper glaubte für den jungen Douglas einsteigen zu können und Hudson, ein erprobter Montanist, übernahm die Garantie für den jungen Hadow. Auf die Frage Whymper's empfahl er seinen Schützling mit den Worten: Herr Hadow hat den Montblanc in weniger Zeit als die meisten Menschen erstiegen. Hudson und Hadow hatten Michael Croz von Chaumouni als Führer bei sich und es schienen keine weiteren Führer nöthig zu sein. Auf den Wunsch des Vaters Taugwalder wurden noch dessen beide Söhne, von denen

der eine, Peter, auch schon im Führerdienst sehr geübt, und sehr oft auf dem Monte Rosa gewesen war, als Träger mitgenommen. Sie trugen außer dem Gepäck Proviant, der reichlich für drei Tage ausreichen konnte. Von Zermatt wurde kein Seil mitgenommen, weil Seile genug in der Kapelle am Schwarzsee lagen, nemlich ungefähr 200 Fuß des patentirten oder officiellen englischen Clubseils, 150 Fuß einer wohl noch stärkeren Sorte und noch 200 Fuß eines leichteren Seils, wie es Whymper oft auf seinen Fahrten gebraucht hatte. Die Gesellschaft war versehen mit allem Apparat, wie er erfahrungsgemäß für die schwierigsten Bergtouren ausreichen konnte. Von Zermatt wurde erst um 5 Uhr 35 Min. ausgerückt, da man sich vorgenommen hatte, an diesem ersten Tage nicht sehr hoch zu steigen, sondern anzuhalten, wo sich ein guter Platz für das Zelt finden würde. Man stieg gemächlich bergan, verließ den Schwarzsee um 8 Uhr 20 Min. und passirte den Grat, welcher das Hörnli (2893 M.) mit der wirklichen Bergtuppe verbindet. Um 11 Uhr 20 Min., nachdem oft auf dem Wege angehalten war, kam man an den Fuß dieser Kuppe. Dann wurde der Grat verlassen, links geschwenkt und die Erstbesteigung der nordöstlichen Seite des Berges begonnen. Schon vor 12 Uhr Mittags war ein guter Platz für das Zelt gefunden in einer Höhe von 11,000 Fuß. Croz und der ältere der Söhne Taugwalder gingen aus auf Recognoscirung in der weiteren Höhe, damit am folgenden Morgen Zeit gespart werden könne. Die Uebrigen machten sich daran, die Plattform in Ordnung zu bringen, auf welcher das Zelt stehen sollte. Als man damit so ziemlich fertig war, kehrten die zwei Männer von oben zurück und berichteten ganz erfreut, daß, soweit sie gekommen seien, sie es nur gut getroffen hätten und sie versicherten ganz positiv, daß wenn die Zurückgebliebenen der Gesellschaft sogleich mit ihnen gegangen wären, sie den Gipfel an dem Tage hätten erreichen und mit Leichtigkeit vor der Nacht im Zelte zurück sein können. Bei herrlichem Wetter wurden die folgenden Tagesstunden gemüthlich verbracht: man sonnte sich, man zeichnete, und als die Sonne neberging und einen herrlichen folgenden Tag versprach, ging man in das Zelt, um sich für die Nacht einzurichten. Hudson machte Thee, Whymper Kaffee. Endlich nahm jeder seine Decke. Whymper, Lord Douglas und die Taugwalder's blieben im Zelte, die Uebrigen zogen es vor, draußen zu campiren. Aber nachdem es schon dunkel geworden, wurde noch geschwatzt und gelacht und die Führer lock-

ten das Echo von der Felswand in der Höhe. Alle fühlten sich so wohl in diesem Bivouak.

Lange vor Tagesanbruch am Morgen des 14. Juli war die ganze Gesellschaft auf den Beinen und brach auf, sobald sie vorwärts konnte. Der jüngste Taugwalder wurde zurück gelassen. Um 6 Uhr 20 Min. hatte man eine Höhe von 12,800 Fuß erreicht und machte einen halbstündigen Halt, dann ging es ohne Unterbrechung aufwärts bis 9 Uhr 55 Min., wo man 50 Minuten ausruhte, in einer Höhe von etwa 14,000 Fuß. So weit war man an der nordöstlichen Seite des Berges empor gestiegen, ohne auf Schwierigkeit zu stoßen. Vom Seil war nur noch wenig Gebrauch gemacht. Die Führung hatte bald Whymper, bald Hudson übernommen. Man war jetzt am Fuße der Felsmasse angekommen, welche von Zermatt perpendicular oder überhängend erscheint und man konnte an derselben Seite nicht bleiben. Es wurde beschlossen, eine Weile auf dem Grat fortzuschreiten, der gegen Zermatt abfällt, dann drehte man sich rechts oder nach der nordwestlichen Seite. In der Reihenfolge der Steiger wurde eine Aenderung vorgenommen: Croz ging voran, dann kam Whymper, dann Hudson, Hadow und der alte Taugwalder waren die letzten. Die Aenderung schien nothwendig, denn es gab eine Weile schwierige Arbeit und erheischte Vorsicht. An einigen Stellen war fast kein Halt, daher mußten diejenigen vorne sein, welche nicht so leicht ausglitten. Die Neigung betrug hier im Allgemeinen weniger als 40°, folglich hatte sich Schnee angehäuft und die Unregelmäßigkeiten der Felsenoberfläche ausgefüllt, so daß nur hie und da Felsstücke hervortraten, die denn aber bisweilen mit einer dünnen Eissrinde überzogen waren. Für einen richtigen Bergsteiger war dabei keine Gefahr, aber der weniger geübte Hadow bedurfte fortwährend Hilfe. Diese immerhin schwierige Strecke war aber nur höchstens 300 Fuß hoch; je näher man dem Gipfel kam, desto geringer war die Mühe des Steigens. Zuletzt war die Neigung so mäßig, daß Croz und Whymper im Rennen die Spitze erreichten. Sie kamen dort um 1 Uhr 40 Min. an, die Uebrigen etwa 10 Minuten später.

Man war an dem Tage weniger als 10 Stunden unterwegs gewesen, hatte aber zwei Stunden dazwischen ausgeruht. Erschöpft war keiner von der Gesellschaft, keiner klagte auch über Müdigkeit. Gefahr kam nicht weiter zur Sprache, als daß Croz auf die Bemerkung von Whymper, sie seien sehr langsam hinaufgekommen,

gelegentlich äußerte, er möchte lieber mit Herrn Whymper allein und einem der Führer den Rückweg machen als mit den Andern. Die Engländer besprachen sich, was sie am Abend nach der Ankunft in Zermatt vornehmen wollten.

Die Gesellschaft blieb eine Stunde auf dem Gipfel. Whymper und Hudson beriethen sich, wie es schon oft an dem Tage geschehen war, über die beste und sicherste Anordnung des Zuges. Es wurde ausgemacht, Croz, als den Kräftigsten, voran zu stellen und Hadow auf ihn folgen zu lassen. Hudson, dessen Fuß so sicher war, wie der eines Führers, wünschte der Dritte zu sein; dann kam Douglas und hinter ihm der alte Taugwalder, der Stärkste der Uebrigen. Der Zug wurde in dieser Weise geordnet, während Whymper noch eine Skizze auf dem Gipfel zeichnete und man wartete, um auch ihn an seinem Platz an das Seil zu bringen, als es einem von der Gesellschaft einfiel, daß sie ihre Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Whymper wurde ersucht, die Namen zu schreiben, was er auch that, während die Genannten sich schon fortbewegten. Einige Minuten später band Whymper sich mit dem jungen Taugwalder zusammen, folgte und erreichte den Zug in dem Augenblick, als das Herabsteigen an der oben erwähnten schwierigen Strecke beginnen sollte. Die größte Vorsicht wurde gebraucht. Nur ein Mann bewegte sich zur Zeit vorwärts; wenn er wieder fest stand, rückte der Nächste ihm nach und so weiter. Die Entfernung zwischen dem Einzelnen betrug durchschnittlich 20 Fuß. Whymper mit dem jungen Taugwalder folgte noch abgesehen von den an das Seil Eingereihten, aber nach einer Viertelstunde hat ihn Lord Douglas, sich hinter dem alten Taugwalder anbinden zu lassen, da er, wie er sagte, fürchte, daß bei einem Ausgleiten Taugwalder ihn nicht werde halten können. Das geschah auch, 10 Minuten vor der Katastrophe.

Für die Darstellung der Katastrophe selbst ist es passend, Whymper's Bericht in direkter Rede folgen zu lassen, da jedes Wort von Gewicht ist.

So viel ich weiß, sagt Whymper, war im Augenblick des Ereignisses keiner in wirklicher Bewegung. Ganz sicher kann ich das freilich nicht sagen, noch können es die Taugwalder, weil die beiden Ersten in der Reihe unserem Blick theilweise durch einen Felsvorsprung entzogen waren. Der arme Croz hatte sein Beil bei Seite gelegt und um dem jungen Hadow größere Sicherheit zu geben, mußte er ihn buchstäblich an den Beinen fassen und seine Füße einen nach dem andern in die rechte Stellung setzen.

Nach den Bewegungen ihrer Schultern nehme ich an, daß Croz, als er, wie so eben gesagt, gethan hatte, im Begriff war, sich umzudrehen, um einen Schritt oder zwei herabzugehen; aber in diesem Augenblick strauchelte Hadow, fiel auf ihn und stieß ihn abwärts (knocked him over). Ich hörte einen lauten Schrei des Croz und sah ihn und Hadow herabfliegen; in einem andern Augenblick wurde Hudson aus seiner Stellung gerissen und Douglas unmittelbar nach ihm. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks, aber so bald wir den Schrei des Croz hörten, stemmten Taugwalder und ich uns so fest an den Fels als es nur möglich war; das Seil war ganz straff zwischen uns und der Stoß kam auf uns beide wie auf einen Mann (and the shock came on us both as on one man). Wir hielten; aber das Seil riß zwischen Taugwalder und Lord Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf ihren Rücken niedergleiten und ihre Hände ausstrecken im Versuch, sich zu reiten, dann verschwanden sie, einer nach dem andern und fielen von Abhang zu Abhang nach dem Matterhorn-Gletscher hin, eine Entfernung von ungefähr 4000 Fuß. Von dem Augenblick, als das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen. — Eine halbe Stunde lang blieben wir auf dem Fleck, ohne einen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, von Schreck gelähmt, schrien wie Kinder und zitterten dermaßen, daß wir das Schicksal der unglücklichen Genossen hätten befürchten können. Als wir dann an einen sichern Platz hinabgestiegen waren, fragte ich nach dem gerissenen Seil, und zu meinem Staunen, ja zu meinem Schrecken, fand ich, daß es das schwächste der drei Seile war. Da die fünf Männer sich anbanden, während ich zeichnete, so hatte ich auf das Seil, dessen sie sich bedienten, nicht geachtet und jetzt konnte ich nur schließen, daß sie es passend gefunden, dieses Seil den andern vorzuziehen. Es ist behauptet worden, das Seil sei gerissen in Folge einer Reibung an einem Felsen, das ist aber nicht der Fall, es riß mitten in der Luft und das Ende zeigt keine Spur einer vorhergegangenen Verletzung. — Während mehr als zwei Stunden nachher dachte ich jeden Augenblick, der nächste werde mein letzter sein, denn die Taugwalder, jetzt ganz ohne Kraft, waren nicht nur unfähig, Hülfe zu leisten, sondern in einem solchen Zustande, daß ein Straucheln von einem oder dem andern jeden Augenblick zu erwarten war. Ich thue dem jüngern Manne überdies kein Unrecht, wenn ich sage, daß, sobald wir

den leichten Theil des Herabsteigens erreicht hatten, er im Stande war zu lachen, zu rauchen, zu essen, als ob nichts passirt sei. Mehr über das Herabsteigen zu sagen, scheint überflüssig zu sein. Ich schaute häufig aus nach Spuren meiner unglücklichen Gefährten, aber vergebens. Wir wurden von der Nacht überrascht, als wir noch in einer Höhe von 13,000 Fuß waren. Wir kamen in Zermatt an um 10 Uhr 30 Min. am Samstag Morgen (15. Juli). Unmittelbar nach meiner Ankunft setzte ich mich mit dem Gemeindepräsidenten in Verbindung und bat ihn, so viele Leute als möglich auszusuchen, um Höhen zu besteigen, von denen die Stelle gesehen werden konnte, auf welche die vier Männer herabgefallen sein mußten. Mehrere Leute gingen aus und kamen nach sechs Stunden zurück mit dem Bericht, daß sie die Körper gesehen hätten, aber an demselben Tage nicht erreichen könnten. Sie schlugen vor, am Sonntag Abend aufzubrechen, so daß am Montag früh bei Tagesanbruch die Leichname erreicht werden könnten. Um aber gar keine Zeit und Möglichkeit zu verlieren, beschloßen ein anwesender englischer Geistlicher und ich am Sonntag früh uns aufzumachen. Die Führer von Zermatt, welche mit Excommunication bedroht wurden, wenn sie die Frühmesse nicht besuchten, durften uns nicht begleiten. Für mehrere derselben war dieß eine harte Prüfung, denn sie gaben mir mit Thränen die Versicherung, daß nichts als diese Drohung sie abgehalten haben würde. Es waren aber mehrere englische Bergsteiger in Zermatt mit fremden Führern, die uns bereitwilligst zur Disposition gestellt wurden, so daß wir früh um zwei Uhr am Sonntag aufbrechen konnten. Wir schlugen denselben Weg ein, den mir am Donnerstag genommen hatten, bis wir über das Hörnli hinaus waren. Da gingen wir zur Rechten des Grates hinab und kletterten durch die Seracs (Eiswürfel, auch Gletscherkäse genannt) des Matterhorn-Gletschers. Gegen 8 Uhr 30 Min. kamen wir auf das Plateau und in Sicht des Winkels, in welchem meine Gefährten liegen mußten. Als wir einen wettergebräunten Mann nach dem andern das Fernrohr erheben, todtenblaß werden und dasselbe ohne ein Wort dem Nebenmann hingeben sahen, da wußten wir, daß alle Hoffnung vorüber sei. Wir gingen näher hinzu; sie waren unten in derselben Reihe gefallen als oben, Croz ein wenig voraus, Hadow ihm nahe und Hudson etwas weiter zurück, aber von Lord Douglas sahen wir nichts. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich jetzt, daß alle drei an das Clubseil gebunden

waren oder an das zweite eben so starke Seil und folglich war nur ein Glied (one link) — das zwischen Taugwalder und Douglas — für welches man das schwächere Seil verwendet hatte.

Auf Befehl der walliser Regierung erfüllten 21 Führer und Landleute die traurige Aufgabe die Leichname zu suchen. Der Dank aller Engländer ist diesen braven Männern gewiß, denn die Arbeit war schwierig und mit großer Gefahr verbunden. Vom Körper des Lord Douglas sahen sie nichts, er ist wahrscheinlich an den Felsen oberhalb geblieben.

Ich wurde in Zermatt bis zum 22. Juli festgehalten, um die von der Regierung angeordnete Untersuchung abzuwarten. Ich wurde zuerst befragt und am Schluß des Verhörs übergab ich dem Gericht eine Anzahl Fragen, die ich dem älteren Taugwalder wünschte vorgelegt zu haben, vornemlich deshalb, weil ich in Betreff der Seile nicht im Klaren war.

Zu diesem Bericht des Herrn Whymper kann als Ergänzung hinzugefügt werden, daß längere Zeit nachher die Leiche des Lord Douglas, welche oben am Felsen hängen geblieben war, gefunden und nach lebensgefährlicher Anstrengung in's Thal gebracht wurde.

Die Aussagen der Taugwalders im gerichtlichen Verhör stimmten nicht in allen Punkten mit dem Bericht Whymper's überein. Die ganze grausige Katastrophe war doch nur die Sache einiger Augenblicke gewesen, in denen von einer ruhigen Beobachtung, selbst bei dem kaltblütigen Whymper, nicht die Rede sein konnte. Dazu blickt aus dem Bericht Whymper's nicht die freundlichste Beurtheilung der Taugwalders hervor, die denn auch ihrerseits dem Engländer nicht wohlgenigt sein mochten. Der ältere Taugwalder kam mit zerschellten Händen ins Thal zurück, denn er hatte, wie Whymper, alle Kraft aufgeboden, um dem Sturz der Vordermänner einen Widerhalt zu geben. Dadurch war denn aber das schwächere Seil so straff, daß es riß. Ist es aber gerissen? Im Publikum rumorte es gleich nach der Begebenheit, das Seil sei abgeschnitten worden, und ein bekannter deutscher Belletrist, der sich damals in Interlaken aufhielt, schrieb einen Journal-Artikel in die Welt hinaus, nach welchem Whymper im Augenblick der höchsten Gefahr das Seil zwischen Douglas und Taugwalder durchgeschnitten, um sein und seiner zwei noch feststehenden Begleiter sonst unwieder-ruflich verlorenes Leben zu retten. Es soll das eine moralisch berechnete Nothwehr gewesen sein. Ein Jurist würde in einem solchen Fall nicht von Nothwehr,

sondern von Nothstand reden. Aber eine solche Behauptung ist auch ganz und gar haltlos, denn Whymper war ja hinter Taugwalder Vater; aber dieser kann eben so wenig in den wenigen Sekunden, in denen er seine beiden Hände am Seil zerriß, dieses durchgeschnitten haben. Nach Whymper war nun zwar das Seil in freier Luft zerrissen, ohne Reibung auf einer Felsenkante. Ich glaube aber das Letztere, denn mir erzählte ein Mann, der das Seil gesehen hat, es sei wie durchgeschnitten gewesen. Da ich nun das Durchschneiden von Menschenhand nicht bloß für moralisch, sondern auch für physisch unmöglich halte nach der Sachlage, so bleibt mir keine andere Erklärung als Möglichkeit.

Nach den Aussagen der Taugwalder gebührt dem armen Croz noch größeres Lob, als Whymper in seinem Bericht ihm ertheilt hat. Mit riesiger Kraft hielt Croz aus, nicht bloß gegen den Ueberfall von Hadow, sondern auch als Hudson und Douglas nachstürzten. Da hatte er aber keinen Halt mehr. Sein letztes Wort war „impossible“ und mit einem furchtbaren Schrei stürzte er mit den drei Engländern in die grausige Tiefe. Von diesen Letzteren hörten die Uebrigbleibenden keinen Laut. Das letzte Wort von Lord Douglas war die Frage an den älteren Taugwalder als Gefahr drohte: „Bist du fest?“

Ohne Zweifel würde Herr Whymper den Ruhm, der erste Ersteiger des Matterhorns zu sein, mit Freuden aufgeben, wenn er damit die Erinnerung an jene Zeit los werden könnte. Es mag ihn oft durchschauern, wenn er daran zurückdenkt. Vom Matterhorn hält er sich fern, da es ihn aber in der todten Saison von London in die Eis- und Schneewelt zieht, so machte er 1867 auf Hundeschlitten eine Tour durch Grönland.

Vier Tage nach der ersten Ersteigung des Matterhorns, die einen so tragischen Ausgang hatte, wurde die Spitze schon wieder erreicht (17. Juli), aber von der Südseite her. Die Ersteiger waren J. A. Carrel, C. B. Bich, A. Meynet, A. Corret, Führer aus dem Val Tourmanche (Valtornenche).

Der Ingenieur Fel. Giordano unternahm im Juli 1866 eine längere Excursion zur Höhe des Matterhorns, und wenn er auch nicht auf die Spitze kam, so lieferte seine Unternehmung wissenschaftliche Resultate und förderte im hohen Grade die Kenntniß des Terrains.



Verlag von Chr. Krüsi in Basel

Stich & Druck von J.L. Rüdtsühli in Basel

GORNER GLETSCHER

Canton Wallis.

Von derselben Seite machte dann Mr. Grove vom englischen Alpenclub am 14. August 1867 die dritte Ersteigung. Seine Führer waren J. A. Carrel und Bich. Uebnachtet wurde in der Clubhütte, welche der italienische Alpenclub in der Höhe von 4134 M. an einem Platz, la Cravatta genannt, errichtet hat.

Die vierte Ersteigung unternahmen im September 1867 sechs Personen aus dem Val Tourmanche, unter denen auch die achtzehnjährige Felicité Carrel, Tochter von J. B. Carrel, war. Nachdem sie in der Clubhütte übernachtet hatten, stieg die Gesellschaft (ohne J. B. Carrel) am 13. September höher hinauf und machte ungefähr 100 M. unter dem Gipfel einen Halt. Die Brüder Jos. und Pierre Maquignaz begaben sich auf eine Reconoscirung und entdeckten einen Weg zum Gipfel, der kürzer, leichter und sicherer ist, als der bei den beiden vorhergehenden Ersteigungen eingeschlagene. Am Mittag pflanzten sie die Fahne auf dem Gipfel auf. Es war die Absicht, auch die zurückgebliebenen Gefährten hinauf zu bringen, aber es hatte sich ein starker Wind erhoben und die Sonne neigte sich. Man zog es daher vor, sich auf die Hütte zurückzuziehen. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie dort einen deutschen Touristen, Hans Luke, mit vier walliser Führern. Die Gesellschaft von elf Personen verbrachte heiter die Nacht in dem Bergasyl. Am folgenden Morgen zog Luke mit seinen Führern hinauf zum Signal Tyndall. Der Gipfel des Matterhorns war aber in dichten Nebel gehüllt. Man vermuthet, daß Herr Luke nur an den Fuß der letzten Felskuppe (Mamelon) gekommen ist, den man seitdem zu Ehren der muthigen Jungfrau Col Félicité getauft hat.

In demselben Spätsommer hat der Engländer Mr. Lighton Jordan mit ächt englischer Energie das Matterhorn in Angriff genommen. Im August wurden die Versuche begonnen, im September fortgesetzt. Am 10. September war Mr. Jordan auf dem Punkt von Zermatt her den Gipfel zu erreichen, aber ein Schneesturm nöthigte ihn zur Umkehr. Seine Führer waren P. Knobel und J. M. Schmutter von St. Niclaus. Mr. Jordan hatte sich aber vorgenommen, seinen Fuß auf die Spitze zu setzen und unternahm die Sache nochmals vom Val Tourmanche aus, obgleich der Herbst bedeutend vorgeückt war.

Am 1. Oktober 1867 um 5 Uhr Morgens verließ Mr. Jordan mit den Führern Jos. und P. Maquignaz und 4 Trägern das Hotel du Mont-Cervin in Giomen oberhalb Breuil Nachmittags 3 $\frac{3}{4}$ Uhr waren sie in der Clubhütte und hatten dort, weil sie mit allem Nöthigen versehen waren, von der Kälte nicht eben zu leiden. Am folgenden Morgen um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde mit den beiden Führern und einem der Träger aufgebrochen, das Signal Tyndall wurde glücklich erreicht, wie auch der Col Félicité, schon vor 8 Uhr. Zuletzt wurde der von den Führern Maquignaz entdeckte bequemere Weg gewählt und um 9 Uhr 50 Min. stand man schon oben. Der kühne Bergsteiger hatte sich vorgenommen, nach der Seite von Zermatt hinabzusteigen und auf diese Weise das Matterhorn zu einem Paß zu machen, wie es einst Hasver gethan haben soll, aber die Witterung wurde müßig und es mußte der Rückweg nach der italienischen Seite gemacht werden.

In seinem Bericht (Buletino trimestrale del Club-Alpino-Italiano Nro. 11) hat Mr. Jordan sich dahin ausgesprochen, daß zwar der Aufgang von Zermatt leichter sei, als von Breuil, nur dürfe man nicht die Route Whympers wählen; allein die italienische Seite biete vorläufig den Vortheil, nicht nur der Clubhütte, sondern auch, daß die Führer an den schwierigsten Stellen, wo es möglich gewesen, Stricke angebracht hätten. Ist hat aber auch die walliser Sektion des schweizerischen Alpenclubs die Erbauung einer Clubhütte an der Nordseite beschlossen. So berichtet die Gazette du Valais, welche im April 1868 in drei Nummern eine Geschichte der Besteigungen des Matterhorns geliefert hat, in Betreff der Expedition Whympers freilich nicht ohne einige nicht eben unbedeutende Fehler. Entgegen der gar nicht zu bezweifelnden Erklärung Whympers heißt es in der Gazette, die muthigen Bergsteiger hätten Zermatt verlassen, um nur eine vorläufige Reconoscirung zu machen und später die Ersteigung auszuführen, deshalb hätten sie ihre besseren Seile in Zermatt gelassen und auch nur wenig Proviant bei sich gehabt; da hätten sie aber zu ihrer Ueberraschung so wenig Schnee und Eis oben gefunden, daß sie gegen die ursprüngliche Absicht auf den Gipfel gestiegen seien.

Gornergletscher.

Wer sich die Gletscher, welche das Wallis umgürten, oder einen Theil derselben von einem guten Aussichtspunkte anschaut, dem kann das Bild, welches er empfängt, als Darstellung einer kalten, ewigen Ruhe erscheinen. Zwar weiß er, daß da drinnen die Gletscherbäche fließen und daß zu Zeiten Lawinen von den Höhen stürzen, aber das Auge behält das Bild der starren Ruhe. Allein anders ist es, wenn nicht das Zeitmaß einer Stunde an diese Eismwelt gelegt wird, an welcher Jahrhunderte und Jahrtausende vorübergegangen sind. Sehr schön hat Pater Sigismund (Furrer) die Bewegung und Veränderung, das Werden und das Schwinden in dieser Oberwelt geschildert. „Hier sinken alte Gletscher ein, dort erheben sich junge; Abgründe öffnen und Wände spalten sich mit fürchterlichem Tosen und Krachen; neue Waldströme stürmen aus ihren zerrissenen Seiten los. Dort leeren sich alte Seen aus; hier füllen sich neue Becken an. Granitspitzen stürzen ein und verschließen mit ihren gigantischen Trümmern dem Wasser den Abfluß. Alles scheidet sich unter und über sich zu kehren und dennoch erhält sich das Ganze. Die Natur ist in beständiger Arbeit und Zuckung, und dennoch lebt und schläft der Walliserälpler auf dem Rande dieser Zerstörung im Frieden. Neben einem schönen Saatfelde thürmt sich ein Gletscher auf und dient dem Acker zur Schanze und zur Begießung. Ich sah mit eigenen Augen eine Stunde hinter dem Dorfe Zermatt blühenden Roggen über eine Gletscherwand hinauftragen und sich gleichsam an selbe anlehnen.“

Der Pater führt hier unter den Veränderungen und merkwürdigen Naturspielen auch auf, daß alte Seen sich ausleeren, neue Becken sich anfüllen. Es mag ihm dabei besonders der oben auf S. 221 besprochene Märjensee vorgeschwebt haben. Aber auch der Gornergletscher hat einen See, der bisweilen „fehlend vorgefunden“ wird, um die Redensart eines alten Professors der Anatomie zu gebrauchen, der seinen jungen Medicinern bemerkte: „dieser Musculus wird bisweilen fehlend vorgefunden.“ Mit diesem Gornersee, der nicht zu verwechseln ist mit dem Schwarzsee am Fuße des

Matterhorns, hat es aber in Betreff seines Verschwindens eine andere Bewandniß als mit dem Märjensee. Professor Ulrich von Zürich, der berühmte Pfadfinder im walliser Hochgebirge, fand den Gornersee bisweilen, dann aber wieder nicht. Bei einer Expedition auf den Monte Rosa im August 1849 mit seinem Freunde G. Studer und Dr. Lauterburg von Bern sollte eine Höhle in den „Gadmen“ am Gornergrat als Nachtquartier bezogen werden. Die beiden Gefährten begaben sich auf den Gornergletscher, um Ansichten des Monte Rosa aufzunehmen; Ulrich entschloß sich zu einem Abendspaziergang über den Gletscher an den Fuß des Monte Rosa zum Gornersee, um nachzusehen, ob er existire. Er berichtet über diese Promenade. „Ich brach um 4 Uhr 20 Minuten auf, mit dem Bergstock bewaffnet. Da der Gletscher „aber“ (d. i. schneefrei) war, und die Schründe allenthalben passirt werden konnten, so war eigentlich bei der ganzen Sache nichts zu riskiren. Ich kam bei dem Gerippe einer Gemse vorbei, hörte hie und da die Gletschermühlen rauschen, mußte besonders gegen den Gornersee hin über breite Spalten setzen, traf auf der Seitenmoräne eine ganze Gruppe Gletschertische, alle von schönem Gneiß, und war um 5 Uhr 5 Minuten schon jenseits des Gletschers am Fuß der Sufferwand, wo sich der Gornersee befinden soll. Ich sah aber keine Spur davon, konnte mir aber wohl vorstellen, wie in diesem Winkel, wenn das Wasser keinen Abfluß unter dem Eise findet, sich ein See bilden kann, der, sowie das Eis einen Durchgang gestattet, wieder abläuft.“

Wie der Aletschgletscher der große Eisstrom ist, den die Ersteiger der Jungfrau zu überschreiten haben, bevor die Eroberung beginnt, so ist der Gornergletscher, an den sich der kleinere Monte-Rosa-Gletscher anschließt, der eisige Vorplatz des weit häufiger bestiegenen Monte Rosa. Der Gornergletscher ist zwar nicht so groß als der Aletschgletscher, aber doch großartig. Er scheint sich von der Cima di Jazzi bis zum Niffelhorn in einer Länge von mehr als 4 Stunden zu ergießen, aber wenn ihm bisweilen diese Länge zugeschrieben wird, so ist damit zu viel geschehen. Nach den Vermessungen



Zeich. Stich u. Druck v. J. J. Fuhrer in Lenzburg

Verlag v. Chr. Krüsi in Basel.

PIERRE A VOIRE.

CANT. WALLIS.

für die Dufour'sche Karte hat er eine Längenausdehnung ohne Firnmulde von 33,680 Fuß und über 2 Stunden, mit der Firnmulde von 46,800 Fuß und beinahe 3 Stunden. Die verschiedenen Angaben über Ausdehnung der Gletscher erklären sich zum Theil daraus, daß man die Firnmulden, welche das Material zur Bildung der großen Gletscher hergeben, nicht vom wirklichen Gletscherstrom genau sondert, was wohl auch nicht immer leicht ist; zum Theil rührt die Verschiedenheit der Angaben aber auch daher, daß die großen Gletscher ihre Dependancen und Nebenströme haben, die sich mit ihnen zu einer Einheit verbinden. Wird da keine scharfe Grenze gezogen, so kommt eine größere Ausdehnung des Hauptgletschers heraus. Nach den Gebrüdern Schlagintweit (neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen 1854) hat der Gornergletscher zehn solcher Zuflüsse.

Derselbe große Naturforscher, welcher zwar nicht zuerst den Montblanc bestiegen, aber doch die erste wissenschaftliche Expedition auf diesen früher als Montagne maudite bezeichneten Berg ausgeführt hat (1787), De Saussure, gab auch die Hauptanregung zur Untersuchung und Bewanderung der Monte-Rosa-Gruppe und deren interessanter Umgebung. Nach und nach sind die 9 Gipfel des großen Gebirgsstocks erstiegen und zum Theil nach den Ersteigern benannt worden. Die höchste Spitze hat man jedoch zu Ehren eines berühmten Schweizers getauft, der sie nicht betrat, die Dufour-Spitze (4638 M.) Die Walliser nennen diese Spitze das Gornhorn, an der italienischen Seite gibt man ihr auch den poetischen Namen Rosa bianca. Man könnte zwar manche Schneekuppe so nennen, aber mit einer Rose hat diese Spitze in der Form keine Aehnlichkeit; es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob der Monte-Rosa etymologisch etwas mit der Rose zu thun habe und ob nicht vielmehr, wie auch bei dem Rosen-

lavi-Gletscher (s. oben S. 207) eine keltische Wurzel Ros, was hervorragender Berg oder Aehnliches bedeuten soll, angenommen werden muß. Zwar so kühn wie das Matterhorn ragt keine der Spitzen des Monte-Rosa empor, aber dieser ist, wie die Naturforscher es ausdrücken, das Central-Massiv der walliser Alpen. Daß das Matterhorn von manchen Standpunkten höher erscheint als der Monte-Rosa, obgleich es in Wahrheit um 156 M. niedriger ist, erklärt sich aus den Lageverhältnissen. Das Matterhorn ist eben eine einzige Pyramide, welche sich weit über seine nächste Umgebung erhebt; der Monte-Rosa hat nicht nur mehrere rivalisirende Spitzen, sondern auch der Lyskamm und die Zwillinge reihen sich daran, ohne daß bei dem Gesamtüberblick tiefe Einenkungen dazwischen erkennbar sind. Auf diese Weise wird der Eindruck der Höhe durch die Breite abgeschwächt. Uebrigens kommt es sehr auf den Standpunkt und die Seite an, von welcher die Betrachtung stattfindet. Wer auf dem Moropaf von Saas aus auf die Paßhöhe kommt, der wird plötzlich gegen Westen durch die herrlichste Ansicht der Südseite des ganz nahen Monte-Rosa überrascht, dessen Höhen bisher durch Vorberge den Blicken entzogen waren. Von hier aus zeigt sich derselbe als eine kolossale, von West nach Ost sich ausdehnende Felsen- und Schneemasse, auf deren breitem Rücken vier, an Höhe ziemlich gleiche Spitzen sich auszeichnen, und an deren steil abgeriffener Südseite, erst mehrere Tausend Fuß unter der Höhe, sich fünf bis sechs Gletscher bilden, welche, breiten, erstarrten Strömen gleich, herabhängen und in die anstoßenden Thäler sich verlieren. Auf dieser Paßhöhe ist die Höhe des Monte-Rosa weniger auffallend als seine gewaltige Masse; bei dem Hinabsteigen aber nach dem 4000 Fuß tiefer liegenden Dorfe Macugnaga nimmt mit jedem Schritte die Höhe des Kolosses zu (s. Hirzel-Escher, Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz 1829.)

Pierre-a-Vair.

Zu den Römerstraßen, welche aus Italien über die Alpen führten, gehörte auch der Weg von Mediolanum (Mailand) über die penninischen Alpen nach Magontiacum (Mainz). Diese beiden Städte werden

von den römischen Schriftstellern als die Endpunkte der Straße genannt. Im Lande der Helveter, in einem rings von Bergen umschlossenen Thale, lag an dieser Straße die Stadt Octodurus, die Stadt der

Beragrers. Es ist das heutige Martigny oder Martinach in Unterwallis an der Dranse. Ohne Zweifel ist das höher gelegene Martigny-la-Bourg älter als der Flecken Martigny-la-ville und jenes das alte Octodurus. Römische Inschriften und Alterthümer zeigen die Bedeutung, welche diese Localität für die Römer hatte. Jetzt hat aber der Ort eine andere Bedeutung; wie einst die westerobernden römischen Krieger die trefflichen Weine der Gegend (den Coquempin und la Margne) dem schlechten Trinkwasser vorzogen, so dienen dieselben Weine zur Labung den friedlichen Cohorten der Eroberer, denen jetzt Martigny zu einer Ausgangsstation für die Hochwanderungen geworden ist, für die Tausende von Touristen, welche nach Chamouni pilgern, auf den großen St. Bernhard u. s. w.

Die Landschaft von Martigny kann den Eindruck machen als sei hier das Land „wo Milch und Honig fließt.“ Der Honig ist wirklich unvergleichlich; Getreidefelder, Obst- und Gemüsegärten, rebenbefränzte Hügel, der Matten warmes Grün, kräftige Waldung sind neben einander. Aber so wie in der tropischen Zone unter dem Baume mit goldigen Früchten die todtbringende Schlange lauert, so hat auch diese klimatisch so begünstigte walliser Landschaft, welche zugleich von der pittoresken Schönheit des Hochgebirges umfungen ist, während der Wanderer heute, an einem sonnenfrohen Tage, im Paradiese zu sein glaubt, eine Rehrseite, deren Betrachtung gar bald die paradiesischen Bilder paralytirt. Da kommt der Wanderer in ein Dorf und sieht vor einer elenden Hütte am Boden menschenähnliche Geschöpfe kauern, mit widerlichen Kröpfen und einem Ausdruck des Gesichts, der einen potenzierten Blödsinn anzeigt. Es sind die unglücklichen Kretins oder Nolen, die zwar auch in andern Gegenden der gebirgigen Schweiz vorkommen, aber doch hier weit häufiger sind. Ohne Zweifel haben die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen der Rhone, die Sümpfe, welche daraus entstehen und die Luft vergiften, den größten Einfluß auf die Entstehung und Verbreitung eines solchen körperlichen und geistigen Zustandes. Da derselbe vererblich ist, so wäre eine Radicalcur die Ehen unter denjenigen dieser brusthaften Menschen zu verhindern, bei denen noch eine Ehe möglich ist, womit denn freilich die schon so bedeutend in Angriff genommene Correction der Rhone und die Einführung größerer Reinlichkeit im Unterwallis, sowie die Herleitung eines besseren Trinkwassers in die Niederungen, was schon die Römer

bei Martigny gethan haben, Hand in Hand gehen müßte. Aber wo sollte das Eheverbot beginnen? Es wäre doch ein starker Eingriff in die Menschenrechte, wenn man allen Menschen, die einen Kropf haben, verbieten wollte zu heirathen. Den Franzosen war der Anblick der Kretins so widerlich, daß sie bei ihrem ersten Einfall in das Wallis am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gegend von Martigny 150 dieser armen Geschöpfe niedergemacht haben sollen. Das war denn freilich noch mehr eine Radicalcur als es das erwähnte Eheverbot sein würde.

Steigt man in die Hochthäler des Unterwallis hinauf, so findet man einen gesunderen, kräftigen Menschenschlag. Vergebens wird man sich im Gringerthal nach einem Kretin umsehen und auch die Kröpfe sind sehr selten. Aber Reinlichkeit gehört auch in diesen Hochthälern nicht eben zu den Neigungen der Bewohner. Wenn man nach dem Ausspruch des berühmten Naturforschers die Civilisation eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife beurtheilen darf, so muß die Kulturstufe der Unterwalliser im großen Ganzen niedrig erscheinen. Während in manchen Theilen der Ostschweiz, namentlich im Canton Zürich, ein Haus mit einer Quantität Bett- und Leibwäsche ausgerüstet ist, die es, bei der größten Pflege der Reinlichkeit, möglich macht, das Haus, zumal das männliche Personal, nur höchstens vierteljährlich in den Verlagerungszustand einer großen Wäsche zu setzen, würde manches Dorf in Unterwallis sich reich schätzen, wenn es die Wäsche eines einzigen größeren zürcher Hauses besäße. Julius Fröbel, der im Sommer 1839 eine Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der penninischen Alpen machte und diese Reise ungemein hübsch und lehrreich beschrieben hat, bringt eigenthümliche Züge aus dem häuslichen Leben der Bewohner dieser Gegenden. Ihm wurde erzählt, der reichste Mann in Evolena habe nur vier Hemden, von denen zwei zerklumpt seien, aber im ganzen Thal gebe es keinen Bettler. Im Pfarrhause zu Evolena, wo in Ermangelung eines Gasthauses (nemlich 1839) Fremde beherbergt wurden, wurde Fröbel von der Haushälterin in gebrochenem Französisch angeredet, das aber bald einem guten Bernerdütsch Platz machte, als sie in dem Fremden einen Deutschen erkannte. Sie war von Grindelwald und machte nun ihrem Herzen Luft durch einen Vergleich der Menschen im berner Oberlande und im Wallis. Die Menschen wüßten hier gar nicht, was Reinlichkeit sei; sie suche zwar im Pfarrhause so viel als möglich

solche zu erhalten, aber die Bauern, welche zu dem Herrn Pfarrer kämen, vercielten alle ihre Mühe. Sie habe schon vorher, bevor sie in dieses Nest gekommen, bei einer vornehmen Familie an einem andern Ort im Unterwallis gedient, sie könne aber versichern, daß im berner Gebiet das Vieh sein Futter reinlicher zu fressen bekomme, als da die Speisen für Menschen bereitet und aufgetragen worden seien. Der Führer Fröbel's, durch die Heftigkeit, mit welcher die Bernerin ihrem Hass und ihrer Verachtung gegen die Walliser Luft machte, aufmerksam geworden, wollte wissen, was sie sage und Fröbel übersetzte ihm zu seiner Nutzenanwendung wörtlich die Urtheile der Pfarrköchin über seine Landsleute, worauf der Führer (aus dem Thal Héremence) mit vollkommener Ruhe und ganz objectiv sagte: Oui, on est très grossier ici. Als F. sich Wasser bringen ließ, fragte der Führer, ob der Herr sich schon wieder waschen wolle, er habe sich doch erst gestern und vorgestern gewaschen, sie im Wallis wüschen sich oftmals 6 bis 8 Wochen lang nicht, weil sie zu viel auf den Feldern und Alpen zu thun hätten. F. erwiderte ihm, daß in andern Ländern die Leute noch fleißiger seien als die Walliser und sich doch wüschen. Beim Abschiede gab der Führer seinem Herrn die komische Zusicherung, er wolle sich waschen ehe er nach Hause komme. „Ich weiß nicht“, fügt F. hinzu, „ob unser Gespräch wirklich einen so starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, oder ob er sich bei mir vor der Auszahlung seines Lohnes in Gunst setzen wollte. Einer solchen feinen Berechnung wäre er wohl fähig gewesen.“

Wer sich eine Wanderung in's Gebirge von Unterwallis vorgesezt hat, muß sich gefast machen, wie überall im schweizerischen Gebirge, auch einmal in einer Sennhütte zu übernachten, denn obgleich die Gebirgswirthehäuser alljährlich zunehmen, so wird eine solche Herberge des Unwetters wegen doch einmal nicht erreicht und man ist froh, überhaupt ein Obdach zu finden. Wie ein Souper in einer solchen Sennhütte im glücklichsten Fall beschaffen sein kann, hat auch Fröbel genau beschrieben. Als er mit seinem Führer im Hintergrunde des Héremence-Thals, auf der Alp la Barma, in eine solche Hütte trat, hing der große Käsefessel noch auf dem Feuer, um welches mehrere Personen saßen. Als der Käse sich ausgeschieden hatte, wurde der Kessel vom Feuer gezogen und, da Brennholz einige Stunden weit auf diese Alptritt gebracht werden muß, löschte man das Feuer aus, wodurch die Hütte sich mit dickem Rauch füllte. Das Mahl begann. Zuerst wurde ein

großes hölzernes Gefäß mit Rahm herumgeboten, aus welchem von allen reichlich getrunken wurde. Dann erhielt jeder der Anwesenden auf einem Brett ein großes Stück von frischem, noch heißem Käse. Diese Substanz ist elastisch, wie Kautschuk, und selbst der Führer, ein nicht verwöhntes Landeskind, bemerkte, indem er die Hälfte seiner Portion zu einer Kugel zusammenballte und in die Tasche steckte, diese Speise sei zu schwer, als daß man viel davon auf einmal essen dürfe. Nach diesem Gericht trank man große Quantitäten von Käsmilch, der Flüssigkeit, welche übrig bleibt, nachdem der Käse aus der Milch ausgeschieden ist und die noch den Zieger enthält. Hierauf wurden abermals auf dem als Schüssel dienenden Brette große Stücke von frischem, noch warmem Zieger (fester, gallertartiger Stoff, während die Flüssigkeit Schotten, Molken heißt) aufgetragen. Zuletzt folgte ein Gericht, welches Méchera genannt wird und ein Gemisch von frischem Zieger und Rahm mit etwas Salz ist. Dieses letztere Gericht ist angenehm. Das Brot, welches man an solchen Orten findet, wenn man so glücklich ist welches zu finden, ist sehr hartes grobes Schwarzbrot und nicht zu verachten, wenn man die Zähne dazu hat oder es gehörig erweicht.

Wir sehen aus diesem Fall, daß das Souper in einer walliser Sennhütte oder Zigiore aus mehreren Gängen bestehen und opulent — so zu sagen — sein kann, aber es gehört zu dessen rechter Würdigung doch ein alpiner Magen und man thut wohl sich soweit mit solchen eßbaren Dingen und solchen Flüssigkeiten, an die man gewöhnt ist, für die Bergfahrt zu versehen, daß man nicht auf die Hirtenkost zu rechnen braucht, denn es trifft sich auch, daß man in einer solchen Hütte weder Eßbares noch auch nur Milch, an der man sich am liebsten laben möchte, vorfindet.

Das erwähnte harte Schwarzbrot, ein flaches Brot mit einem Loch in der Mitte, wie ich es nicht bloß in Wallis, sondern auch in den höheren Gegenden des Waadtlandes (als pain gâtelot) gefunden habe, erinnerte mich an eine Wanderung im scandinavischen Norden, wo das „Rnäckebröd“ sehr bekannt ist. Da zum Aufweichen lange Zeit gehört, so bedient man sich in Wallis einer Operation, welche Desor kurz beschrieben hat. Er kam mit seinen Gletschergenossen in das Dorf Finhaut an der Grenze von Savoyen. Nach einer sechsständigen Wanderung waren alle hungrig und an einem Tannenzweig an einer Hausdecke entdeckten sie glücklicher Weise den Gasthof. Sie wurden von einer dicken alten Frau mit ziemlich gleichgültigem Gesicht

empfangen. Auf die Frage nach einem Mittagessen erwiderte die Frau, sie habe Wein, Brot und etwas Käse anzubieten, sonst nichts, doch könne sie auch Branntwein geben. Der Luxus war nicht groß, doch reiferes Nachdenken über die geographische Lage des Orts ließ sogar das Brot als einen glücklichen Fund ansehen. Man ließ sich am Ufer eines Baches neben dem Hause, im frischen Grün nieder. Der Wein in einem zinnernen Krüge, dem Prunkgeräth der Walliser, war entsetzlich sauer. Die Wirthin, durch die physiognomische Kritik der Fremden beleidigt, versicherte zwar, es sei guter Walliser, aber da muß man geborner Walliser sein. Die Alte brachte Brot und Käse. Bei dem Brot lag ein Beil, um es zu verhauen; die Frau trug aber auch noch eine sonderbare Maschine heran, die etwa ausah, wie eine Strohschneide, mit welcher man Häckerling schneidet, ein großes Messer mit einer Handhabe, das an dem einen Ende mit einem Gelenke auf einem Brett befestigt war. „Das ist für den Käse“, sagte die Alte. Vortrefflich! riefen alle und beiläufig den Gebrauch der Maschine zu erlernen, was auch nach einigen Versuchen glückte. Das Mittagessen, sagt Desor, war zwar in hohem Grade ländlich, allein deswegen nicht weniger fröhlich und einige von uns thaten ihm nur zu viel Ehre an.

Wir sehen aus diesen Fällen, daß man in die walliser Berge nicht bloß Hunger, sondern auch Humor mitbringen muß.

Zu den Touren, welche von Martigny aus jetzt oft unternommen werden, gehört die Expedition zur Pierre-à-Voir. Man braucht dazu nicht grade ein gestählter Gletschermann zu sein; wenn aber die Distanz von Martigny bis auf die Spitze auf 6 Stunden angegeben wird, so muß man, um in dieser Zeit das Ziel zu erreichen, auch nicht schwach sein, falls man nicht hoch zu Ross den Reitweg benutzen will, der bis an den Fuß der eigentlichen Pierre-à-Voir führt. Der Weg geht über Martigny le Bourg links ab bei einem kleinen Dorfe vorbei, das keinen andern Namen führt als en chemin. Wo sich die Pierre als steile Spitze über den Grat erhebt, ist eine verfallene Schutzhütte. Von hieraus ist der Aufweg, der sonst schwierig sein würde, durch Tritte in den Felsen gehauen, zu einem für schwindelfreie Steiger ziemlich bequemen Zickzack gemacht. Die höchste Spitze der sonderbaren Kalkformation beträgt 2476 M. Die Aussicht ist bei klarem Wetter groß und da die Expedition verhältnißmäßig bequem ist, so wird die Pierre-à-Voir immer

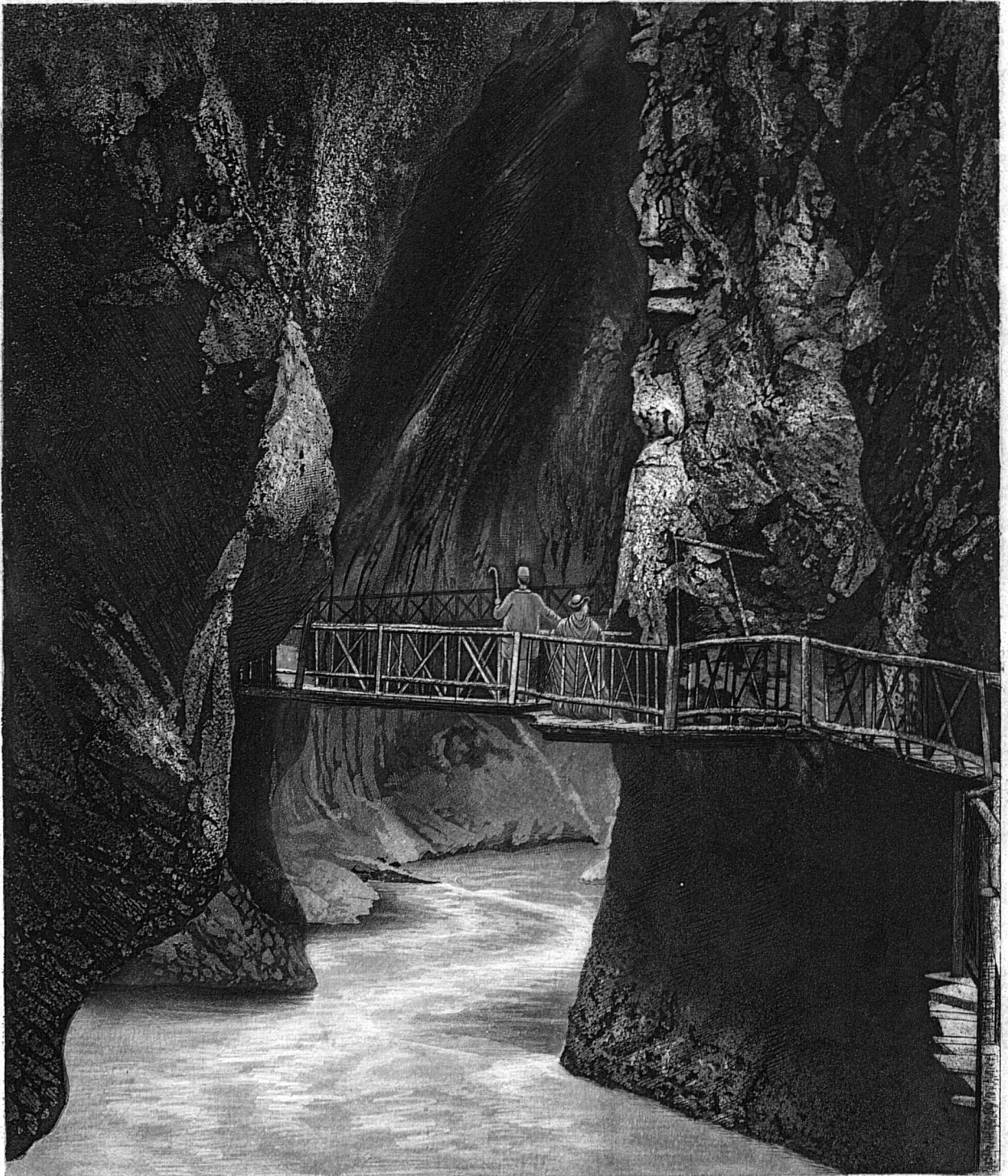
mehr anlocken. Ein Clubgenosse, der im Sommer 1867 bei günstiger Witterung oben war, Herr Pestalozzi-Hirzel, deutet in wenigen Strichen die Umschau an, welche man dort genießen kann: „Nördlich kann man die Kette der berner Alpen und deren hervorragendste Punkte weithin verfolgen, westlich zieht die schöne Kette der Dent du Midi hin, südlich und östlich erscheint das Vagne-Thal und die mächtigen Höhen, welche es umgeben, Mont Fort, Pleureur, Ruinette, Mont Blanc de Cheillon, Mont Gelé, Combin u. s. w. Zwischen dem Mont Pleureur und der Ruinette, am Fuße des Mont Blanc de Cheillon, liegt der berühmte Glacier de Gétroz (s. oben S. 230.)“

Zwei Steinadler kreisen auf unserm Bilde über der Pierre-à-Voir.

„Auf hohem Grat hat sonnenumleuchtet
Der Aar die Flügel ausgespannt.
Und blickt herab, wo thaubefenchtet
Im Schlummer liegt das weite Land.“

Wer nicht wieder nach Martigny zurückkehren muß, wird den Rückweg in's Thal auf Saxon nehmen, der kürzer ist und neue Ansichten darbietet; aber auch wer sich nach Martigny zurück begeben will, der verliert keine Zeit, wenn er nach Saxon hinabsteigt, da von hier die Eisbahn in reichlich einer Viertelstunde nach Martigny führt.

Saxon-les-Bains (670 M.), berühmt und berühmigt, Himmel und Hölle. In einer Gegend von üppiger Fruchtbarkeit, wo nicht bloß in Weinbergen köstliche Trauben reifen, sondern wo auch Feigen- und Mandelbäume gedeihen, da findet man einen schönen Gegensatz zu der großartigen, aber wilden Debe des Hochgebirges, aus welcher man herabgestiegen ist und wo man mit der Sennenkost eine flüchtige Bekanntschaft gemacht hat; aber der Gegensatz wird noch weit größer, man glaubt zu träumen, wenn man plötzlich den gellenden Piff der Locomotive hört; wir drücken uns etwas zur Seite, denn unsere Kleidung, welche deutliche Spuren des Gebirges an sich trägt, contrastirt gar sehr zu der Elegance der jungen Stutzer mit Lorgnons à cheval, welche in eifriger Conversation mit pompösen Damen daherwandeln; aber wenn es eine augenblickliche Beschämung war, die uns überkam, so war sie auch nur augenblicklich; wir denken „auf den Bergen ist Freiheit“ und wohl auch zwischen den Bergen; nil admirari, sagt der Lateiner, take it coolly der Engländer. Unser englischer Wandergenosse hat gar nichts von der wenn auch nur augenblicklichen



Stich u. Druck v. Breitwühlle in.

FELSENSCHLUCHT BEI TRIENT.

(WALLIS.)

GORGE DE TRIENT.

(VALAIS.)

Verlag von Chr. Krüsi in Basel.



Befangenheit, obgleich sein Wams an den Kalkfelsen der Pierre-à-Voir und auf der Rutschpartie an einem Schneehange gelitten hat, die französischen Stutzer imponiren ihm gar nicht; da er sie plappern hört, hat er nur das eine aus dem Vicar of Wakefield bekannte, sehr bezeichnende Fudge. Wir haben walliser Sennhütten kennen gelernt, warum sollen wir nicht auch des Contrastes wegen ein Luxusbad besuchen, das sich als solches in den Zeitungen empfiehlt? Wir lesen fortwährend von den Bädern von Saxon: „Berühmte, jodhaltige Mineralwasser, die schon ausgezeichnete Kuren bewirkt haben in allen denjenigen Krankheiten, für welche das Jod und das Brom eine spezifische Heilkraft besitzen. Vollständig eingerichtete Badanstalt mit Dampfbädern, elektrischen Bädern, warmen und kalten Gießbädern, schottischen Tropfbädern u. dgl. Für gute Aerzte ist gesorgt. Elegantes Hotel mit comfortablem Zimmern und Wohnungen. Conversations-, Lese- und Musiksäle mit einem vortreflichen Orchester, das zweimal täglich spielt. Soirées, Bälle, Concerte, Feste etc., wie in Homburg, Wiesbaden; herrliche Ausflugspunkte. Von dem berühmten 2591 Meter hohen Berge Pierre-à-Voir Schlittenfahrt in 20 Minuten ohne irgend welche Gefahr.“ Wir wollen die hier gepriesene Heilkraft des Wassers um so lieber als wahr annehmen, da wir nicht nöthig haben sie an uns zu erproben, wir wollen auch an die den Curgästen versprochene Fülle der Unterhaltung glauben, zumal da noch eine Art der Unterhaltung mit Bescheidenheit verschwiegen und nur versteckt in dem etc. hinter den Festen angedeutet ist. Aber die Ergänzung „wie in Homburg, Wiesbaden“ macht alles deutlich: Saxon ist eine Spielhölle! Die walliser Regierung hat jedoch kürzlich auf eine sehr verständliche Anfrage des eidgenössischen Bundesraths die Auskunft gegeben, daß nach Ablauf des bestehenden Vertrages mit dem Spielpächter keine weitere Concession der Art werde ertheilt werden.

Ueberraschen muß in der oben erwähnten Ankün-

digung der Satz: „Von dem berühmten 2591 Meter hohen Berge Pierre-à-Voir Schlittenfahrt in 20 Minuten ohne irgend welche Gefahr.“ Das ist denn doch einmal etwas Neues in einer Zeit, in welcher alle Genüsse so bald abgenutzt werden. Von der adlerumkreisten Spitze der Pierre-à-Voir in heißer Sommerzeit ganz bequem im Schlitten in 20 Minuten bis vor die Thüre des Curhauses hinabzufahren, 6400 Fuß in nothine aus der Schneeregion hinabzugleiten, das ist doch einzig! Ein kleiner Rechnungsfehler ist freilich dabei, da die Pierre-à-Voir nicht die Höhe von 2591 M., sondern von 2476 M. hat, das macht aber nur einen Unterschied von nicht 400 Fuß, es bleibt immer noch eine Abfahrt von 6000 Fuß und damit ein Manöver, das zwischen Eisenbahn- und Luftschiffahrt liegt. Bei einer Schlittenfahrt denkt man nun freilich an Schnee, an der ganzen Bergseite von der Pierre-à-Voir bis nach Saxon ist aber im Sommer kein Schnee und wenn man die wunderbare Einrichtung näher ansieht, so erfährt man, daß die Schlitten Schleifen sind, welche auf einem Schienenwege (so zu sagen) sich bergab bewegen sollen. Vergleichen findet man im Salzkammergut und in Graubünden, nur daß hier kürzere Strecken mit starkem Fall in solcher Weise rasch bewältigt werden können; die lange Strecke an der Pierre-à-Voir hat aber viele Unebenheiten und Krümmungen, so daß gewiß nur sehr wenige Curgäste von Saxon sich das halbschreckende Vergnügen machen, die große Schlittenfahrt zu unternehmen, wenn es auch interessant sein mag sich einzelne Strecken herabrutschen zu lassen. Die oberste pyramidale Steinpartie kommt natürlich dabei gar nicht in Betracht; ob aber mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, daß ein kühner Unternehmerr von der wegen Mangel an Frequenz nicht mehr gebrauchten Wirthshausshütte in 20 Minuten nach Saxon-les-Bains herabgekommen sei, darf man vorläufig bezweifeln. Es bleibt ein nicht geringes Stück Humbug an Saxon-les-Bains.

Gorge de Trient.

Der Trient, ein Gletscherstrom, welcher dem Glacier du Trient entströmt, hat wie diesem Gletscher so auch dem ganzen Thal, welches er durchzieht, um

nach Vereinigung mit anderen Bergströmen sich in die Rhone zu ergießen, den Namen Trientthal gegeben. Das Thal enthält in seinem obern Theil schöne Ap-

weiden, der untere Theil hat verschiedene enge und düstere Schluchten, von denen die Gorge de Trient, durch unser Bild veranschaulicht, die berühmteste ist und einen Platz im neuen Repertoire der Touristenwelt gefunden hat. Man gelangt dahin am leichtesten von der Station Vernayaz, die nur eine Eisenbahn-Viertelstunde von Martigny entfernt ist. Wer so eben noch ein Eisenbahnpassagier war, und durch die Kunst der erfindungsreichen Menschen unaufhaltsam in kürzester Zeit vorwärts gebracht, der kann auf der Holzbrücke, welche über den Schlund führt, rasch in eine andere Stimmung kommen, als die der schläfrigen Existenz eines Eisenbahnobjects. Es packt immer den ganzen Menschen, der nicht gänzlich blasirt ist, wenn er vor einem Naturwunder steht und ein Naturwunder bleibt immer die Gorge de Trient, wenn es auch

in der wunderbaren Schweiz manches Aehnliche zu bewundern giebt. In den schroffen Felsen hat das Auge ein Bild der starren Ruhe, aber unwillkürlich denkt man sich die Bewegung, in welcher vor Jahrtausenden, als der Weltenschöpfer dieses Stück seiner Schöpfung einmal umformte, das Felsengebilde uaher seine kühnen und sonderbaren Formen erhielt. Duster zwar ist das Bild, aber nicht schauerlich, denn das verklärte Sonnenlicht dringt auch in diese Schlucht und spendet so viel Farbe, als das ernste Bild sie haben darf. Das Ohr wird nicht durch einen Wassererschwall betäubt, aber die Bewegung des sich durchwindenden Bergstroms ist stark genug, um ein Tonstück zu erzeugen, welches ganz harmonirt mit der Scenerie umher.

Im Hintergrunde der Schlucht erweitert sich wieder das Thal, das sich bis zur Tête noire hinzieht.

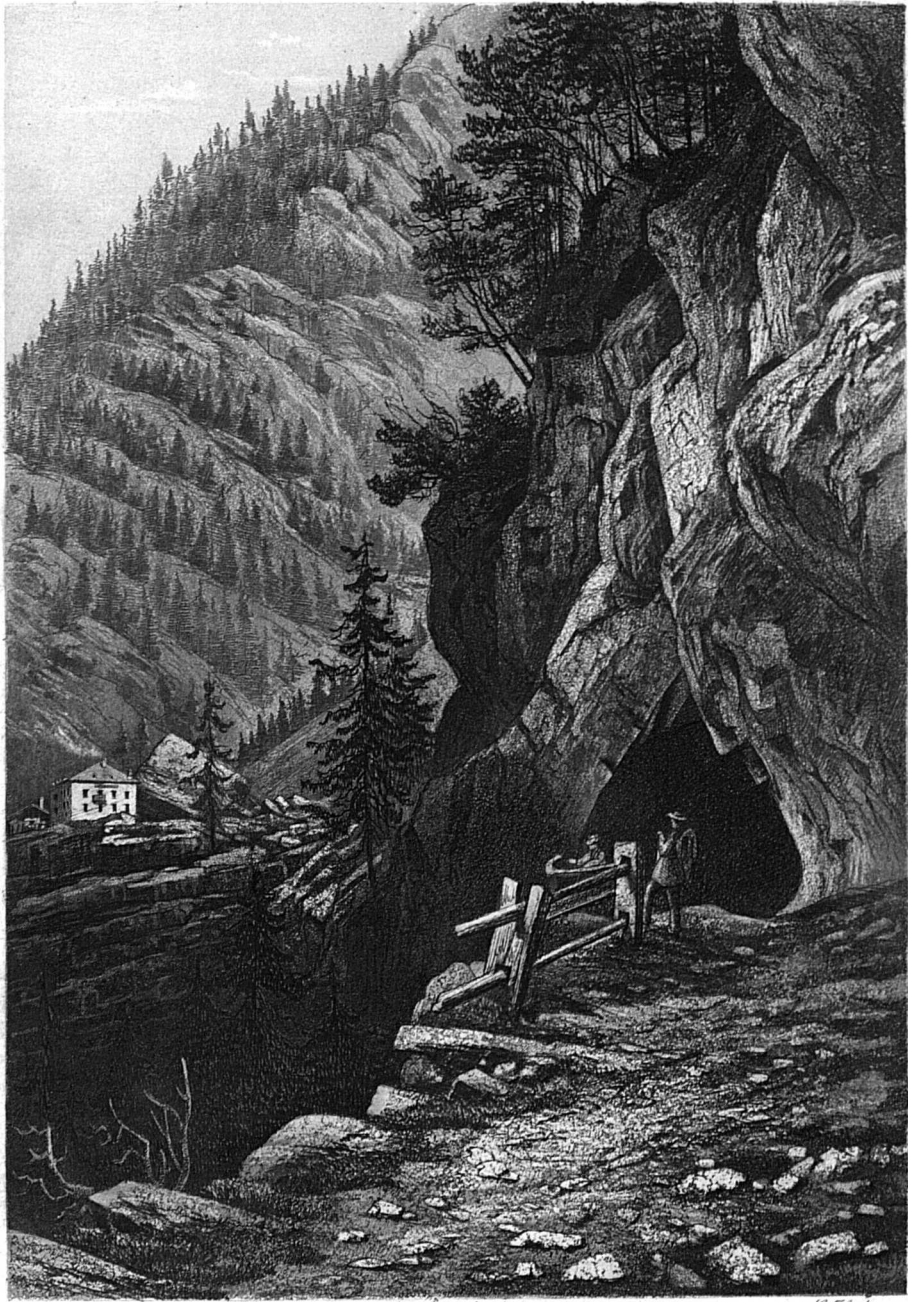
Tête noire.

Wenn alle Wege nach Rom führen, so führen wenigstens mehrere Wege nach Chamouny (oder Chamoni, wie die ältere und die moderne Schreibweise ist). Man nennt den Weg von Martigny über den Col de Balme großartiger, an ergreifenden Hochgebirgsbildern reicher, den Weg über den Col de la tête noire romantischer und bequemer. Es ist sehr gewöhnlich, daß die Reisenden den ersteren Paß als Hinweg wählen, den zweiten als Rückweg.

Die Tête noire, von welchem der Paß seinen Namen hat, ist ein Bergrücken, dessen Spitze, die eigentliche Tête, in einer Höhe von 2009 M., nicht schwer zu ersteigen ist und einen überraschenden Blick auf den nahen Bel oiseau wie auf fernere höhere Berge gewährt, aber es begeben sich wohl wenige von dem daran vorbeiführenden Passe hinauf, der schon des Interessanten genug bietet, wo wilde Felsformationen mit „stimmungsvollen“ Baumpartien, wie der sehr gesuchte moderne Kunstausspruch ist, abwechseln. Wenn man dem ganzen Paß das sehr dehnbare Prädicat romantisch gibt, so führt unser Bild ein Stück der wilden Romantik vor Augen und Ebel hatte doch nicht so ganz Unrecht, wenn er den Paß eine an schauerhaften Schönheiten reiche Straße nennt. Die Eau noire

(Nant noire), so verschieden von den klaren Bergströmen, die das Auge immer fesseln und erfreuen, hat etwas Unheimliches. Unablässig reizt der eiskende Bach von den schwarzen Schiefermassen, die auch der Tête noire den Namen gegeben haben, mit sich fort und die schwarze Fluth stürzt abwärts bis sie in den Trient sich ergießt und erst allmählig von dessen Gletschervasser besiegt wird.

Man hat die Schluchtpartie, welche unser Bild zeigt, der Via mala verglichen und obgleich das Ganze einen kleineren Maßstab trägt, fehlt es nicht an Aehnlichkeit. Es mußte hier die Passage durch den Felsen gesprengt werden und das Felsenloch, ein gleichschenkeliges Dreieck, kann an das verlorne Loch erinnern. Die Einrichtung vor dem Durchbruch mahnt hier zu verweilen und das Bild sich einzuprägen, das dann auch nicht wieder aus dem Gedächtniß schwindet. Es ist ein ernstes Bild, ernst ist der Felsenbau oben und unten, ernst sind die Tannen, die denn doch das Starre der Scene mildern. Aber freundlich lockt da drüben das kleine Hôtel de la Tête noire. Der blaue Rauch steigt zu Berge und verkündet, daß wir nicht allein in der Wilde sind.



C. Huber, sc.

*Tête noire
en Valais.*

Verlag von Chr. Konrad, Basel.



Monte Moro.

Der berühmte Naturforscher und Montanist Saussure schrieb in seiner Schilderung des Val Anzasca: „Man sieht auf den geographischen Karten östlich vom Monte Rosa einen großen Berg, bezeichnet mit dem Namen Monte-Moro. Es existirt aber kein hoher Gipfel dieses Namens, sondern ein Engpaß (Gorge) oder Uebergang, der in acht Wegstunden von Macugnaga zu einem Dorfe des Wallis führt, im Italienischen Val-Sosa genannt, deutsch Saß; von diesem Dorfe geht man in sechs Stunden nach Visp. Man behauptet, daß diese Passage früher sehr begangen war, daß sie Handels- und Poststraße war zwischen der Schweiz und Italien; daß man dort noch Reste einer sorgsam gepflasterten Straße sieht, daß aber Einstürze (Eboulements) dieselbe für Pferde unbrauchbar und schwierig für Menschen gemacht haben; sie wird aber noch benutzt von Fußgängern, selbst solchen, die schwere Lasten tragen.“

In dieser kurzen Schilderung des berühmten Mannes ist ein kleiner Fehler. Schwerlich nennen die Italiener das Dorf Saas im Grund, welches, dem Sprachgebrauch der dortigen Einwohner gemäß, auf der Dufour'schen Karte nur mit „im Grund“ bezeichnet ist, Val-Sosa, aber auch das Saasthal nennen sie nicht so, sondern sehr gewöhnlich Val Rosa. Auffallen kann es, daß Saussure sagt, es gebe gar keinen Berggipfel mit dem Namen Monte Moro, sondern nur einen Paß oder eine Einsattelung des Namens. Dagegen scheint der Name Monte Moro und ein Blick auf die Dufour'sche Karte zu sprechen, aus welcher man zu entnehmen geneigt sein muß, der dem Joderhorn an der andern Seite gegenüberstehende Berg sei der Monte Moro mit einer Höhe von 2988 M. Dieser Höhepunkt ist aber eines der Jaderhörner. Vielleicht wird auf die Autorität jener Karte hin diese Spitze künftig Monte Moro genannt werden.

Der Name Monte Moro wird wohl als Mont Mort, auch als Mons Martis gedeutet. Künstlicher ist die Herleitung von Ludovico Sforza, il Moro genannt, der, nachdem er Novara verlassen mußte, im September 1499 über den Paß in die Schweiz zog.

Was Saussure von dem früheren Gebrauch und der nachherigen Verödung des genannten Passes sagt,

ist richtig. Er ist einer von den Pässen, welche den Naturgewalten stark ausgesetzt waren und dann eine Concurrenz nicht aushalten konnten. Die Erbauung der Simplonstrafe brachte den Paß gänzlich in Abgang. Es ist urkundlich, daß derselbe im 15. und 16. Jahrhundert frequentirt war und daß die Einwohner von Saas und Antrona gemeinschaftlich die Kosten der Unterhaltung zu tragen hatten. In einem Streit über die Straße zwischen den Bewohnern von Antrona und Saas war Luzern 1515 Richter.

Wer aus dem Saasthal über diesen Paß in das Anzascathal gehen will, kann das zwar an einem Tage beschaffen, daß man sich aber hüten muß in der Einsamkeit von der Nacht überfallen zu werden, zeigt ein tragikomischer Vorfall, der in der Gegend erzählt wird. Ein Mann aus Saas hatte sich verspätet und als er nicht weit von der Paßhöhe war, an der italienischen Seite, hüllte ihn die Nacht ein und es wurde sehr kalt. Er konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts und ein Nachtlager war eine Unmöglichkeit. Da entschloß er sich zu dem praktischen Manöver, daß er die ganze Nacht um einen isolirten Felsen herumtief und auf diese Weise die Lebenswärme behielt. Der Felsen heißt nach ihm Ruppenstein.

Wenn man zum Hintergrund des Saasthals aufwärts steigt, kommt man an den Malin-Gletscher heran und zu dem kleinen Mattmarksee an der Mattmarkalp. Der See ist weder groß und tief, noch hat er in seiner Einfassung die Reize, durch welche andere Bergseen fesseln, aber es ist doch ein merkwürdiges Seeli. Es liegt am Fuße des Schwarzenberg-Gletschers und wird von diesem gespeist. Dieser launenhafte Gletscher, der sich bald zurückzieht, bald wieder vordringt, hat von jeher mit dem See sein Spiel getrieben und denselben zu gefährlichen Eruptionen veranlaßt. Nach der Sage soll der See alle sieben Jahre ausbrechen. Wenn aber auch diese Periodicität nicht begründet ist, so sind doch seit dem 16. Jahrhundert viele dadurch verursachten Unglücksfälle constatirt. Im Jahr 1589 mußten die Saafer nach einer Uberschwemmung Boden zu einem neuen Thalweg kaufen und um das Jahr 1620 mußte die halbe Bevölkerung aus-

wandern, wie der Pater Sigismund (Furrer) berichtet. In den Jahren 1817 und 1818 wuchs der Gletscher so sehr, daß er den eine Viertelstunde breiten See quer durchschnitt und das Wasser aufstaute. Nach andern Berichten ist solches 1828 geschehen. Pater Sigismund nennt nur das letztere Jahr. Bei dieser Bewegung ereignete es sich auch, daß der Gletscher gewaltige Felsblöcke von seiner Stirnmoräne vorwärts schob. Zwei derselben, die „blauen Steine“ genannt, liegen seitdem an der östlichen Seite des Sees, hart am Wege nach dem Monte Moro. Der eine dieser Blöcke ist 60' hoch, 50' breit und sein Gewicht wird auf 200,000 Centner geschätzt, der kleinere ist durch seine Gletscherschliffe bemerkenswerth. Beide Felsblöcke, aus Gabbro bestehend, sollen vom benachbarten Strahlhorn herkommen. Als später wieder große Wassergefahr drohte, hat im Spätjahr 1834 der ausgezeichnete Ingenieur Venetz einen Stollen durch das Eis gesprengt, durch welchen der See sich ohne Gefahr entleerte und seither hat er sich nicht unbedeutend gesenkt.

Wie die vielen Kapellen umher den kirchlichen Sinn der Saasthaler anzeigen, welche so oft Gelegenheit gehabt haben, die Ohnmacht der Menschen den Naturmächten gegenüber zu erkennen, so sind auch von ihnen zu verschiedenen Zeiten, wenn der Mattmarksee Gefahr drohte, Kreuze errichtet, an denen Niemand vorbeiging, ohne die Hülfe des Himmels zu ersuchen. An den Jahreszahlen dieser Kreuze erkennt man die oft wiederkehrte Zeit der Gefahr. Davon verschieden sind die Kreuze, welche man entweder mit Namen oder häufiger mit deren Anfangsbuchstaben versehen hat. Diese zeigen an, daß an der Stelle Menschen durch Lawinen oder sonst verunglückt sind und ihre Zahl ist hier wie auch in andern Gegenden des schweizerischen Hochgebirges groß. Oft sind sie sehr klein und von einer rührenden Einfachheit. Wenn sie neu sind, so sieht man wohl noch daran einen kleinen Kranz, den eine liebende Hand befestigte, aber sehr bald verschwinden Blume und Blatt und allmählig verwittern diese kleinen hölzernen Denkmäler der Liebe, wie die Thränen derer trocknen, welche nach frommem Brauch ein Zeichen der Trauer setzten. Es sollte gewiß keine humoristische Grabchrift sein, wie man sie, wohl meistens aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts, nicht selten auf Kirchhöfen findet, wenn auf einem größeren Kreuze im Wallis, wie mir ein Bekannter erzählte, zu lesen war: „Hier liegt begraben, vom Blitz erschlagen, ein Mann, eine Frau, eine Kuh, Gott schenke“

ihnen die ewige Ruh.“ Es war nicht die wirkliche Begräbnißstätte, sondern der Ort, wo das Unglück geschehen war, aber Gedanke und Keim mußten sich fügen.

Nachdem man am Mattmarksee vorbeigekommen ist, erreicht man noch vor der Distelalp ein kleines Wirthshaus, dem man sogar die Ehre anthut es Hotel zu nennen. Es ist im Jahr 1856 errichtet und wir heißen es willkommen wie Manna in der Wüste. Früher konnte man nur in den Sennhütten der Distelalp sich mit Milch erfrischen. Von dieser Alp geht es durch kahle Schluchten zum Thälliboden. Man sieht zur Rechten den Seewingletscher, der durch den Felsenkamm der Seewinen vom Schwarzenbergletscher getrennt ist. Bald ist die durch ein großes Kreuz bezeichnete Paßhöhe, der s. g. St. Petersrücken erreicht. Wer zum ersten Mal den italienischen Boden betreten will, der schaut mit Sehnsucht hinab in das tief unten liegende Anzasathal, das er aber doch mehr ahndet als wirklich sieht. Wie die Aussicht hier bei klarer Luft beschaffen ist, das hat G. von Escher, der treffliche Nachfolger von Ebel angegeben. Man hat den südlichen Abstieg des Monte Rosa in das Anzasathal vor Augen. Vom Weißthor steigt das Nord-End steil an, dann folgt die höchste Spitze, dann die Zunftstein- spitze und die Signalkuppe, weiter südlich der Pizzo Bianco, dann über dem von der Anza durchschlängelten Thalgrunde die Höhen, welche das Anzasathal vom Sesialthal trennen, der Turlopaß und der Carcoforopaß, und jenseits dieser Höhen die Berge von Val Sesia. Auf der rechts (östlich) vom Moropaß gelegenen Felshöhe erblickt man zunächst den Pizzo rocco oder das Zoderhorn, sowie einen Theil des Grates, der das Saasthal von den Höhen des Simplon trennt, und in weiter Ferne den Lago maggiore.

Italienischen Himmel verspürt man noch nicht, wenn man hinabzusteigen beginnt, ein kalter Wind streicht von den Eisfeldern her, ein abschüssiges Schneefeld ist zu überwinden und als ob in Verbindung damit noch ein starker Gegensatz zu den italienischen Fluren eingeprägt werden soll, die man erwartet, graue Abhänge, über welche zahllose Bäche herabstürzen, lassen noch erkennen, daß man noch im wilden Gebirge ist. Endlich kommt man durch Wald und über Wiesen auf Macugnaga hinab und hat ein Alpenbild vor sich, das entzücken muß. Macugnaga ist kein geschlossenes, um die Kirche concentrirtes Dorf, sondern ein Complex mehrerer Ortschaften, wie man die Häusergruppen



Geoffroy Lab.

Druck v. J. L. Füssli

Füssli & Co.

MONTE-MIRO.

KANT. WALLIS.

CANTON DU VALAIS.

Verlag v Chr. Krüsi in Basel.

nennen muß, und außer diesen Gruppen sind viele gut gebaute Häuser und zahllose Hütten auf den Alpen zerstreut, die sich auf sanft geneigter Fläche bis zu den schroffen Felsen des Monte Rosa hinaufziehen. Auf verschiedenen Standpunkten sieht man den Monte Rosa in seiner ganzen Majestät.

Macugnaga gehört zwar noch nicht zu den Stationen, die Jeder, der eine Schweizerreise macht, besuchen muß, ist aber doch in der Touristenwelt bekannt und Fremde sind dort jetzt besser daran als einst, da Saussure, der immer mit einem bedeutenden Gefolge wanderte, auf einer seiner großen Expeditionen dahin kam. Wir konnten durchaus nicht befriedigt sein, schreibt S., von der Gastlichkeit der Bewohner dieser paradiesischen Gegend. Niemand wollte uns Quartier geben; mißtrauisch, wenig gewöhnt Fremde zu sehen, erschrocken vielleicht über unsere Zahl, weigerten sich selbst die Gastwirthe uns bei sich aufzunehmen. Wir waren auf dem Punkt unsere Zelte auf einer der Prärien aufspannen zu müssen, als der Pfarrer, dem ich die Empfehlungen zeigte, die ich an verschiedene, aber leider abwesende Thalbewohner hatte, sich entschloß uns ein Obdach zu geben und auch an den Hauptwirth, der sich zeitweilig auf seiner eine Stunde entfernten Alp aufhielt, schrieb. Der Brief bestimmte diesen Mann herabzukommen und uns aufzunehmen. Wir waren während der elf Tage, in denen wir von dort aus unsere Excursionen machten, recht gut logirt, aber Lebensmittel mußten wir uns erst heranholen lassen, denn die Bewohner von Macugnaga und selbst der Pfarrer nährten sich nur von Milchspeise und schwarzem Roggenbrot, das man für sechs Monate oder für ein ganzes Jahr im Voraus bereitet und das man nur mit dem Beil zerschlagen kann.

Wir sind in diesem Thal noch nicht in dem Lande, wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, — und obgleich die Ortsnamen italienisch sind, ist das Volk in Sprache, Sitte und Bauart der Häuser deutsch. Saussure nennt die Dörfer, welche inmitten einer italienischen und französischen Umgebung eine deutsche Bevölkerung haben, eine Art deutscher Wache am Fuße des Monte Rosa und hebt hervor die Orte Gonty, Macugnaga, Allagne und Gressoney, von denen die drei ersten in italienischen Thälern liegen, der vierte im Thal Aosta, wo man französisch spricht. Man vermuthet, daß jene Deutschen einst aus Oberwallis ein-

gewandert seien, in einer Zeit als die Italiener, an ein milderer Klima gewöhnt, es noch nicht wagten ihre Heerden dorthin zu treiben, viel weniger sich niederzulassen auf den von Schnee und Eis umgebenen Alpen. Nimmt man zu dieser gewiß nicht unbegründeten Vermuthung die Traditionen hinzu von der Einwanderung der Oberwalliser in das Bündnerland, so erkennt man darin den germanischen Zug, der einst zur Völkerwanderung trieb und der fortwährend so viele Deutsche zur Auswanderung in Bewegung setzt.

Kehren wir noch einmal zu unserm Bilde zurück, so erblicken wir im Vordergrunde Gemsen, welche lustig auf einem Schneefeld sich tummeln und wer über den Moro-Paß wandert, dem wird es kaum fehlen einen solchen Anblick zu genießen, der in den täglich von Touristen durchlaufenen Hochgegenden immer seltener wird. Aber an todtbringenden Feinden des edlen Wildes, an passionirten Gemsjägern fehlt es auch in dieser walliser Einsamkeit nicht und wie anderswo wird ihr Streben nach Gewinn überwogen durch die „noble Passion des Waidwerks“ an sich. Zu Saussure sagte ein junger Gemsjäger aus Sirt: „Mein Großvater ist auf der Jagd umgekommen, mein Vater gleichfalls und ich bin so überzeugt, daß ich dabei mein Leben verlieren werde, daß ich diesen Saß, den ich auf der Jagd trage, mein Leichentuch nenne, weil ich gewiß bin, daß ich kein anderes haben werde, und dennoch, wenn Sie mich zum reichsten Manne machen wollten, unter der Bedingung die Gemsjagd aufzugeben, ich würde es nicht annehmen.“ Schon zwei Jahre nachher hatte dieser leidenschaftliche, kühne Jäger das vorausgesehene Schicksal, ein Fehltritt am Rande eines Abgrundes brachte ihm den Tod.

Wo, wie im wilden Gebirge des Moro-Passes, zwei Länder zusammenstoßen, da kann zwar von einer staatlichen Controle der Jagdgrenzen nicht die Rede sein, aber die Jäger der beiden Seiten üben doch eine gegenseitige Controle aus und wünschen wenigstens ihr Revier für sich zu haben, ohne freilich sich ein Einschreiten in das fremde Jagdgebiet zu versagen, wenn die Hitze der Verfolgung eines Grattieres sie fortreißt. Dabei kommt es denn nicht selten zu schlimmen Collisionen und man kann von blutigen Dingen hören, die keine „Jagdgeschichten“ sind, wie denn überhaupt die Gemsjäger sich nicht in solchen Phantasiestückchen zu ergehen pflegen, da die Wirklichkeit ihnen des Merkwürdigen genug bietet. Eine solche Affaire eigenthümlicher Art erzählt Saussure, der sie aus dem Munde eines

Jägers von Sirt hatte. Dieser Jäger verfolgte eine Gemse und verwundete sie tödtlich; zwei Walliser in der Nähe erlegten sie völlig. Nach den Jagdregeln gehörte das Wild nichts desto weniger dem Savoyarden, der es angeschossen hatte und da er demselben näher war, lief er hinzu, ergriff es und lud es auf seine Schultern. Die walliser Jäger, welche tiefer standen, riefen ihm zu das Wild abzulegen und ließen zugleich eine Kugel an ihm vorüberfliegen. Er setzte aber seinen Weg fort, als eine zweite Kugel nahe an seinem Ohr vorbeipfiff. Diese Mahnung war stark und da er auf dem schlechten Wege mit seiner Last nicht rasch vorwärts kommen konnte, auch wegen Mangel an Munition nicht im Stande war ihnen eine entsprechende Antwort zu geben, ließ er die Gemse liegen. Voll von Wuth und Rachegefühl, versteckte er sich, um die Walliser zu beobachten und schloß bald, daß sie

in einer der leeren Alpenhütten übernachten würden. Als er sich von diesem Vorhaben überzeugt hatte, lief er in sein zwei Stunden entferntes Dorf, lud seine Flinte mit zwei Schüssen und kehrte, als es schon Nacht geworden war, zu der Berghütte zurück, in welcher er durch eine Ritze seine Feinde am Feuer sitzen sah, streckte seine Büchse durch die Spalte und wollte einen nach dem andern erschießen. Da er aber im Begriff war loszudrücken, fiel es ihm ein, daß ja die beiden Männer nicht hätten beachten können, seit sie auf ihn geschossen und folglich mit einer Todssünde sterben und ewig verdammt sein würden. Dieser Gedanke erschütterte ihn, er gab sein Vorhaben auf und trat rasch in die Hütte, wo er den Wallisern erzählte, in welcher Gefahr sie gewesen seien. Das ergriff nun ihrerseits die beiden Männer und zum Dank für die bewiesene Schonung theilten sie die Gemse mit ihm.

Der Bergsturz von Goldau.

Kant sagt in seiner Anthropologie, der Affect wirke wie ein Wasser, das den Damm durchbricht und sich dann verläuft, die Leidenschaft aber wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Es ist hier scharf und richtig, wie es nicht immer geschieht, Affect und Leidenschaft in einem Bilde geschieden. Der Mensch hat seine Leidenschaften und seine Affecte und es ist kein forcirtes Bild, wenn man auch der Mutter Erde solche Stimmungen und Lebensmationen zuschreibt. Ruhig und im stillen Frieden liegen Berg und Thal, aber plötzlich ist alles anders. Der murmelnde, silberhelle Bergbach stürzt und tobt und der Donner löst ein vielfaches Echo von den Felswänden; seltener, Gottlob, aber doch gar nicht unbekannt in der Schweiz, sind die Erdbeben; häufig sind die Lawinenstürze. Andere Erscheinungen schrecklicher Art sind die Bergstürze und die ihnen ähnlichen, aber doch davon zu unterscheidenden Schlammströme oder SchlammLawinen. In der Tiefe wirkende Kräfte haben langsam solche Katastrophen vorbereitet, die dann aber plötzlich über die unvorbereiteten Menschen hereinbrechen.

Wie im Jahre 1673 bläulicher Thonschlamm in einem Strom vom Septimer sich auf das Dörflein

Casaccia ergoß, ist schon oben S. 42 erwähnt. Das liebliche Wäggis am Vierwaldstättersee wurde 1795 in ähnlicher Weise heimgesucht. Obel, der noch an Ort und Stelle mündlich sich konnte berichten lassen, meldet darüber: „Ein Theil des schönen Wäggis wurde im Juli 1795 von einem Schlammströme des Nigi verschüttet und in den See geführt. Schon im Frühling spaltete an der Westseite des Berges, an dem untersten Drittelheil seiner Höhe, die Erdlage, wo man eine rothe Wand sieht. In der Nacht des 15. Juli kündigte sich der Schlammstrom durch ein unbekanntes Getöse an und wurde durch eine Vertiefung eine Zeitlang aufgehalten. Bei anbrechendem Tage sahen die Einwohner einen dicken rothen Schlamm, viele Klaster hoch, in der Breite einer Viertelstunde, gegen das Dorf anrücken. Während 14 Tagen floß derselbe langsam dem See zu, so daß man Zeit hatte, alle bewegliche Habe zu retten; aber eine Menge Häuser und der besten Grundstücke wurden in dem Schlamm und Schutt begraben. Merkwürdig ist, daß an der Nordseite des Nigi, bei Immensee, zur selbigen Zeit ein gewaltiger Spalt entstand, und die dortige Gegend mit ähnlichem Unglück bedroht wurde.“ Die Natur-

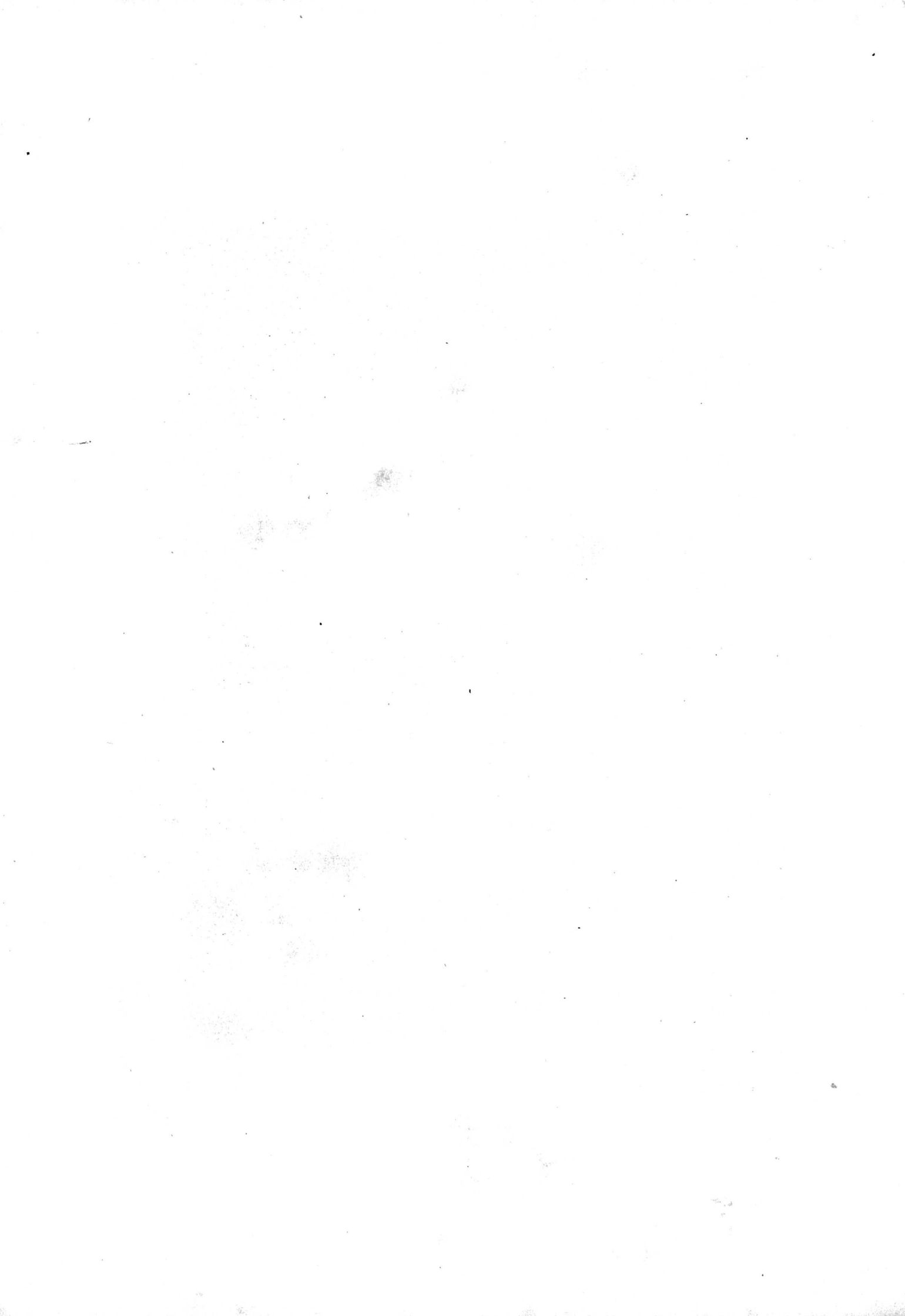


Ruff p.c. & sc.

Verlag v. Chr. Krusi in Basel.

ECROULEMENT DE GOLDAU.

BERGSTURZ VON GOLDAU.



forscher sagen, die mächtige Nagelfluhmasse des Nigi zwischen Wäggis und Immensee ruhe auf einer dicken Grundlage von rothem Mergel, der damals wahrscheinlich durch verschlagene Quellwasser aufgeweicht und zum Fließen gebracht wurde.

Eine sehr gefährdete Lage hat Brienz mit seinen benachbarten kleinen Ortschaften. Die darüber liegenden Vorsprünge des Brienzergrats haben wenig Felsenkern, daher veranlaßt das Bergwasser leicht Erdschlipfe und Schlammströme. Im Jahr 1797 wurden durch einen solchen Schlammstrom 37 Häuser, viele Gärten und ein schönes Wiesengelände von Hofstetten und Schwanden zerstört. Da eine solche zähe Schlammmasse nicht die Behemung eines Bergsturzes hat, sondern langsamer wie ein Lavaström sich herabwälzt, so konnten sich die Bewohner jener Häuser noch auf die Böden retten und glücklicher Weise stieg der Strom nicht so hoch. Man erzählt, daß ein Fuchs sich in ein Haus habe bergen wollen, aber im Schlamm erstickt sei. Der Brienzensee war lange Zeit von dem Unrath getrübt, der in ihn geschwemmt war. Ein anderer Schlammstrom kam 1807 über Schwanden und Hofstetten.

Im Herbst 1835 ergoß sich von der Dent du midi eine SchlammLawine, 900 Fuß breit, in das Rhonethal und richtete in den Wäldern, welche Lavey umgürten, großen Schaden an.

Berlepsch erzählt in seiner Schweizerkunde, daß die Savoyarden solche SchlammLawinen Nant sauvage (wilder Strom) nennen und sobald sie einen solchen von der Höhe kommen sehen, die tiefer wohnenden Menschen durch ein lautes, eigenthümliches Schreien mahnen sich zu retten.

Die Schlammströme führen zwar auch Steinschutt mit sich, während andrerseits bei den Bergstürzen auch viel Schlamm in's Thal geworfen wird, aber jene bestehen doch vorzugsweise in der trägen Schlammmasse.

Von den größeren Bergstürzen früherer Zeit ist berühmt oder berüchtigt der Sturz des Monte Conto und hat eine kleine Literatur hervorgerufen, aus welcher B. St u d e r in seiner Geschichte der physischen Geographie der Schweiz in der Kürze Folgendes berichtet: „Den 4. September 1618 bei angebrochener Nacht wurde der schöne Flecken Plurs (Piuro) oberhalb Chiavenna im unteren Bergell, unter Trümmern begraben. Von dem reichen, mit Pallästen und Kirchen gezierten Ort blieb nur ein Landhaus der reichen Mailänder-Familie Vertemate-Franchi verschont; von den 2000 Einwohnern blieben nur vier, welche abwesend

waren, am Leben. Die Volksfage bringt mit dem Untergang der Vertemate das Eingehen reicher Gold- und Silberbergwerke in Bünden, besonders am Parpaner Rothhorn und bei Davos, in Verbindung; viele Saumpferde sollen wöchentlich große Lasten von Erzen nach Plurs getragen und die Familie diesem Bergbau ihren Reichthum verdankt haben. In den letzten Tagen des August waren lang anhaltende starke Regen gefallen. Am Tage des Bergsturzes soll ein Bauer, der am Conto, dessen schroff abfallender, von vielen Lavezgruben durchwühlter Nordabhang den Flecken bedrohte, den Boden, auf dem er eine Tanne fällen wollte, in Bewegung sah, umsonst die Einwohner gewarnt haben. Abends fünf Uhr erfolgte ein erster kleiner Sturz und wenige Stunden später, nach Aussage eines auf einer Alp befindlichen Weibes, beinahe plötzlich, der Hauptsturz. In Chiavenna wurde ein donnerartiges Getöse gehört und der vorher helle Himmel, bei schönem Mondschein, wurde durch den Staub ganz verdunkelt. Der hohe Trümmerhaufen, unter welchem Plurs begraben liegt, ist längst mit Kastanienwaldung bewachsen; die Trümmer bestehen, so viel die Vegetation zu sehen gestattet, aus Hornblendgesteinen, Chloritischiefer und Topfstein.“ Wenn der Abendwind durch den Kastanienwald rauscht, so mag dieses Rauschen wie ein Requiem auf dem Grabe einer üppigen Stadt klingen. Daß Plurs mit Pallästen und Kirchen geziert war, wie die Berichte sagen, ist vielleicht eine Hyperbel, aber ein üppiger Ort ist es wohl gewesen und mit Rücksicht darauf hat auch das Epheu der Sage das traurige Ereigniß umrankt. Die Sage meldet von einer aus dem Felsen springenden Quelle am (Parpaner-) Rothhorn, aus welcher einst reines Gold geflossen sei. An jedem Morgen und Abend wurde eine Maßflanne untergeseht und der enorme Gewinn in Fässer gethan, die dann gefüllt nach Plurs geführt wurden. Als aber die schwelgerische Stadt von dem einstürzenden Berge begraben wurde, da stockte auch von Stund an die Goldquelle am Rothhorn. Daß an diesem zerklüfteten Bergstock, nordwestlich von Parpan, in alter Zeit Gold und Silber gegraben ist, scheint beglaubigt zu sein.

Bedeutende Bergstürze sind auch an den Diablerets, dem mächtigen Gebirge zwischen Wallis und dem Waadtlande vorgekommen, und der Name dieser wilden, zerrissenen Bergmasse ist nicht ohne Beziehung auf die Evolutionen und Revolutionen, welche an und in derselben stattfinden. Der Volksglaube dachte sich dort

den Vorhof der Hölle, von bösen Geistern bewohnt, welche die Felsenstürze machten, wogegen denn auch von der walliser Seite geistlicher Bann versucht wurde. Die natürliche Erklärung dieser schreckenbringenden Erscheinungen ist, daß die mit weichem Thonschiefer durchzogenen Kalkfelsen von den Gletscherbächen erweicht werden. Die Erinnerung an einen der größten Bergstürze am 25. September 1714 ist von Geschlecht auf Geschlecht der Umwohner übertragen. Der Sturz begann zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags und hielt mehrere Tage an. Zuerst löste sich ein großes Felsstück in Form eines Kegelschnitts ab und wilder und wilder wurde das Rollen und Stürzen der Massen und Trümmer. Eine dichte Staubwolke erfüllte die Luft und der Staub verbreitete sich bis nach Ber; Funken sprühten aus den aneinandergeschmetterten Steinen, die dann im Umfange einer Quadratmeile hoch aufgethürmt liegen blieben. Es wurden 45 Sennhütten, 15 Hirten und mehr als 100 Kühe vergraben. Allorts ist erzählt von der wunderbaren Rettung eines Sennen aus dem walliser Dorfe Avent am Eingange des Lizernehtals. Durch die unheimliche Bewegung in der Luft und ein unterirdisches Getöse erschreckt, hatte er sich, als der Berg zu stürzen begann, in seiner Hütte auf die Knie geworfen und gebetet. Er war nun zwar in seiner Hütte in Finsterniß begraben, blieb aber unverletzt. Ein großer Felsblock hatte sich schützend an seine Hütte gelegt, so daß die nachrollenden Trümmer zwar die Hütte mehr als 100 Fuß hoch bedeckten, aber nicht zerdrückten. Ohne frische Luft und Licht konnte er doch durch einige Käse und spärliches Wasser sein Leben erhalten. Täglich grub er, unter steter Furcht doch noch zerschlagen zu werden, wie ein Mäurer in den ungeheuren Schuttmassen, die seinen Kerker einschlossen und endlich gelang es ihm einen Ausweg aus dem Reiche der Finsterniß zu gewinnen, indem er der Spur des abfließenden Wassers folgte. Drei Monate war er von der Welt abgeschlossen gewesen und seine Familie, die ihn für immer geschieden glaubte, hatte ihm längst eine Seelenmesse gestiftet. Als er nun halb nackt, abgemagert und geschunden, mit struppigem Haar und wildem Bart an die Thür seiner Hütte klopfte, da entsetzten sich Weib und Kinder ob dem vermeintlichen Geiste des todtten Vaters. Das ganze Dorf lief zusammen und da er eher einem Gespenste als einem Menschen ähnlich sah, eilte man zum Pfarrer, um ihn zur Beschwörung des zurückgekommenen Geistes zu bewegen, dem die Seelenmesse keine Ruhe

gebracht hatte. Mit Mühe gelang es dem Unglücklichen seine erschrockenen Mitbürger zu überzeugen, daß er am Leben sei und da sagte er: „Gott hat mich wieder mitten unter die Lebenden zurückgesandt, damit ich Zeugniß gebe von seiner Güte!“

Ein zweiter großer Bergsturz der Diablerets zerstörte 1749 wiederum 40 Sennhütten und häufte Trümmer auf Trümmer. Die schönen Alpen von Cheville und Leytron wurden mit einem über 300 Fuß hohen Schutt bedeckt. Die Hirten, durch das vorausgehende Geräusch gewarnt, hatten sich mit den Heerden retten können, aber fünf Berner, welche sich tiefer unten in einer Sägemühle befanden, wollten die Warnung nicht achten und fanden ihren Untergang. Der Abfluß der Lizerne wurde so sehr gehemmt, daß dadurch die drei Verborence-Seen entstanden, von denen der größte unter den ärmlichen Sennhütten von Cheville sich befindet. Die Umgebung, heißt es bei Luz-Sprecher, ist schauererregend. Hoch nördlich drohen die noch stehenden Felszinnen der nackten Diablerets herab, östlich glänzen die ausgedehnten Biouegletscher, südwärts zieht an öden Gebirgshöhen sich dunkler Wald dahin.

In der Geschichte der Bergstürze in der Schweiz muß man den Untergang von Plurs das schauerlichste Ereigniß nennen; aus der Neuzeit reiht sich daran die furchtbare Katastrophe von Goldau im Jahr 1806, von welcher noch alljährlich Tausende der Nigiwanderer die Spuren sehen. So wie die Gräber auf den Friedhöfen allmählig Gras und Blumen bedecken, so ist auch das damals mit Verwüstung heimgesuchte Thal wieder grün geworden und freundliche Menschenwohnungen sind wieder erstanden, aber große Felsblöcke, die damals herabgeschmettert wurden, liegen umher und geben der Gegend das Ansehen eines großen Riesengrabes. Das Unglück wurde bald vielfach beschrieben, am ausführlichsten von einem mit der Lokalität genau bekannten Bewohner von Arth, dem Dr. Karl Zay, in einem besondern großen Buche (1807), von Naturforschern wie Th. de Saussure und von C h e l in seiner Anleitung die Schweiz zu bereisen (Artikel A r t h). Ich werde mich an den Letzteren halten, aber zur Ergänzung das Buch von Zay benutzen, dessen breite Darstellung vieles enthält, das heute kein Interesse mehr hat.

Das Thal von Arth liegt zwischen den höchsten Nagelfluhfelsen. Der Nigi wie der Ruffi- oder Roßberg bestehen vom Fuß bis zum Scheitel aus Nagelfluhschichten, welche Mergel zur Grundlage haben. Der Nigi und der Ruffi sollen ursprünglich ein zusammen-

hängendes Gebirge gebildet haben, das durch eine aus Süden kommende große Fluth auseinander gerissen ist. Lange vor 1806 hatten größere und kleinere Felsbrüche in der Gegend statt gefunden, wie an den versprengten Felsstrümmern zu sehen war. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist muthmaßlich ein ganzes kleines Dorf durch einen Sturz von der Kollfluh zerstört worden. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren Erdschlüpfe u. dgl. häufig.

Nachdem im Winter vorher sehr viel Schnee gefallen war, regnete es im Juli und August 1806 fast täglich und auch der September begann mit strömendem Regen. Schon früh am Morgen zeigten sich in der Nähe des Gnypenspitzes (Gnippe) auf der Höhe des Ruffiberges schlimme Bodenveränderungen, Erdspalten und Risse im Rasengelände; vom Walde her hörte man unheimliche Töne, Tannenwurzeln wurden unter der Rasendecke aus einander gerissen und es krachte bald hier und bald dort. Steine wurden in die Höhe gepreßt und es entstanden neue Rasenhügel, als ob ein großer Maulwurf unten arbeitete. Von einer Viertelstunde zur andern stürzten bald von der oberen, bald von der unteren Seite der dortigen Felsenwände jetzt kleinere, dann wieder größere Steinmassen nieder. Nach zwei Uhr Nachmittags wurde dieses Niederstürzen häufiger und die losgerissenen Felsstücke wurden immer größer. Bei jedem Auffallen stieg ein bräunlicher Nebel von der getroffenen Stelle auf und erhob sich ein dumpfes Getöse, das wie entfernter Donner am nahen Rigi wiederhallte. Mehrere abgelöste Felsenstücke rollten auch schon in die Wälder hinab. Banges Ahnen und Schrecken erfüllten die wenigen Menschen, welche sich in der oberen Gegend befanden. Der nächste Anwohner am Gnypenspitz erwartete um vier Uhr den baldigen Zusammensturz der Felswände und lief in Eile bergab. Die sonderbaren Erscheinungen nahmen nun eine größere Ausdehnung an. In der Mitte des steilen Röthnerbergs trennte sich das untere Erdreich von dem oberen und der Spalt wurde mit jedem Augenblick tiefer, breiter und länger. Der untere Theil wird beweglich und beginnt sanft und sacht hinabzuglitschen. Mit einmal stürzt zu oberst an der größten Felswand ein großes Stück nieder; die unten und oben hervorragenden Felsenreihen fangen langsam an von ihrer Mutterwand sich loszutrennen und gegen die Tiefe sich zu senken. Das Erdreich verändert sich nun sichtbarlich; die grüne Rasenfarbe wird schwarzbraun und an die Stelle der Rasendecke

kommt eine rohe Erd- und Schlammmasse. Die unteren Wälder fangen ebenfalls an sich zu bewegen und unzählige Tannenbäume schwanken hin und her. Die Vögel fliegen mit bangem Geschrei zum Rigi hin.

Doch das ist nur noch Vorspiel. Gegen fünf Uhr wird die Bewegung umfangreicher und stärker. Wie aus einer Batterie werden Felsstücke geschleudert, die alten Tannen oben auf der Fluh stürzen in Unordnung über einander; es ist nichts mehr fest und aus dem Hingleiten der Bergwandung wird ein Stürzen im rasenden Tempo. Ganze Strecken losgerissenen Erdreichs, Felsenstücke, groß und größer wie Häuser, ganze Reihen aufrecht stehender Tannen werden mit Pfeileschnelle durch die verdickte Luft geschleudert. Ein gräßlicher röthlichbrauner Staub erhebt sich in Nebelgestalt und läuft wie eine vom Sturmwind gewirbelte düstere Wolke vor der lawinenartigen Zerstörungsmasse her. Berg und Thal sind erschüttert, die Erde bebt, die Menschen erstarren beim Anblick der furchtbaren Scene und sind betäubt von dem Donner, der die Luft erfüllt und im Wiederhall aus tausend Bergesklüften noch gräßlicher wird. Vögel in ihrem Fluge gehindert fallen auf die Stätte der Verheerung nieder; Häuser, Menschen und Vieh werden schneller als eine aus dem Feuerrohr geschossene Kugel durch die Luft geschleudert. Die aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Wasserfluth des Lomwitzer-Sees bäumt sich auf und beginnt im Sturm- und Lauf auch ihre Verheerung.

Den Haupttheil der Zerstörungsmasse bildeten die zwischen dem Spitzbuel und der Steinbergerfluh abgelösten Nagelfluhschichten, über 1000 Fuß breit, 100 Fuß hoch und fast eine Stunde lang, welche aus einer Höhe von mehr als 3000 Fuß ins Thal hinabstürzten, das an vielen Stellen über 100 Fuß hoch mit Schutt und Schlamm und ungeheuren Steinblöcken bedeckt wurde. Die zerstörende Masse eilte bis an den Fuß des Rigi. Der Hauptact der Zerstörung dauerte nicht fünf Minuten.

Einwohner von Goldau hatten den entstehenden Riß am Berge bemerkt, das Gestein sich losmachen und die Bäume wanken gesehen. Sie beeilten sich die Sturmglocke anzuziehen und Alt und Jung strömten in die Kirche zum Gebet, aber schon nach einem Augenblick stürzte dieselbe zusammen und der darüber sich hinwäzende Schutt bedeckte die Betenden. Nicht bloß Goldau, sondern auch Busingen, Ober- und Unter-Röthen wurden verschüttet und auch Häuser von Lomwitzer stürzten ein. Manche Häuser wurden durch den bloßen

Luftdruck vernichtet. 457 Menschen kamen ums Leben. Nicht als ob man nicht Mitleid mit allen gehabt hätte, aber besonders tragisch erschien das Schicksal einer Reisegeellschaft, aus angesehenen Personen von Bern und aus dem Aargau bestehend, welche auf einer Rigitour in das Thal gekommen waren. Sieben Personen dieser Gesellschaft, unter ihnen der Oberst Victor von Steiger aus Bern waren in der verhängnißvollen Stunde ihren Gefährten etwas voraus, welche sich länger in einem Wirthshause aufhielten. Die Letzteren sahen ihre vorauswandernden Freunde 200 Schritte vor sich in Goldau eintreten als der Felsensturz begann. Ohne Ahnung, daß in solcher Entfernung von der Höhe, wo die Felsen sich lösten, für sie Gefahr sei, betrachteten sie das außerordentliche Schauspiel noch durch ein Fernglas, als auf einmal der ganze Berg sich zu bewegen schien und mit Blitzesschnelle Steine über sie wegflogen, von denen sie ohne schleunige Flucht rückwärts erschlagen worden wären. Die vorausgegangenen Gefährten waren verloren und man hat auch ihre Leichen nicht wieder aufgefunden.

Vierzehn Personen wurden am folgenden Tage noch lebend aus dem Schlamm herausgezogen und es kamen auch andere wunderbare Rettungen vor; das interessanteste Stück aus diesem Bereich betrifft die kleine Familie, welche in der höchsten, dem Gnypenspitze nahen Hütte, die daher auch zunächst dem Verderben bloßgestellt war, wohnte. Die Familie bestand an dem Schreckenstag aus dem Mann, Bläsi Mettler, dessen neunzehnjährigen jungen Frau und einem vier Wochen alten Kinde. Als Mettler die drohende Gefahr erkannte, sprang er hinab nach Arth. Frau und Kind blieben in der Hütte zurück. Was bewog den Mann dazu? Darüber gibt der Dr. Zay, welcher als Arzt mit der Familie bekannt geworden war, eine interessante psychologische Auskunft.

Die Hütte, in welcher Bläsi Mettler wohnte, war das ererbte väterliche Heimwesen. Dort war er mit seinen Geschwistern in Armuth und ohne Schulbildung aufgewachsen. Als die Eltern gestorben waren, meinte einer der älteren Söhne, daß sie wohl fortkommen könnten, wenn nur Jemand unter ihnen das Geld kennen würde und solches zählen könne. Die Söhne kamen aber doch durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem verhältnißmäßigen Wohlstande. Während die Schulbildung dem Bläsi Mettler fehlte, war seine Phantasie sehr thätig gewesen. Von früher Jugend an hatte er begierig Geistergeschichten und Hexenmär-

chen eingesogen, die Sagen von vergrabenen Schätzen, welche noch zu heben seien, waren ein stehendes Thema der Unterhaltung am heimathlichen Heerde gewesen. In der Abgeschiedenheit von den Thalbewohnern, im wilden Gebirge, hatte er sich seine Naturmythen geformt. Das Pfeifen der schneidenden Winde in den nahen Felsenklüften war ihm der drohende und schadenfrohe Gesang bössartiger Dämonen, das heulende Geschrei der Uhus und Kauze, der Nachtgesang verderblicher Kobolde und Unholden, welche in dieser wilden Gegend ihre Gelage und Tänze in der Luft hielten; das Hüpfen der Irwische der schnelle und zur Strafe auferlegte Lauf der umgehenden Geister von Menschen, die bei ihren Lebzeiten Holz in den Wäldern entwendet oder Markten gefälscht hätten. Ein solcher in der Jugend gepflanzter Glaube wurde auch fernerhin genährt durch die Umgebung des Gebirges, wo die Felsenbildung so schauerlich war, der Witterungswechsel und manche Naturerscheinungen in solcher Heftigkeit sich zeigten, und die Phantasie hatte zur Ausbildung derartiger Bilder viele freie Stunden. Inmitten eines solchen Gefühlslebens machten die Erscheinungen am Nachmittage des zweiten Septembers auf Mettler, der auf sich allein angewiesen war, den entsprechenden Eindruck. Er erkannte die Größe der Gefahr, welche ihm und dem ganzen Thal drohte, aber wie das feste Gelände plötzlich so unsicher geworden sei, das konnte er sich nicht anders erklären als aus der Arbeit der hier hausenden bösen Geister der Finsterniß, welche nur durch eine stärkere Kraft, durch das Gebet und Beschwören eines Geistlichen gebannt werden könnten. Darum eilte er im stärksten Laufe dem Pfarrhause in Arth zu, wo er dem Pfarrherrn unter Schluchzen erzählte, welch ein Unglück drohe, und ihn flehentlich bat, eilends mit ihm zu kommen und da droben zu benediciren, weil es dort gar nicht richtig zugehe. Der Pfarrer war in einiger Verlegenheit, da er fürchtete in der Bekämpfung des Irrglaubens auch den Glauben an die Macht der Kirche zu erschüttern, aber bevor es noch zu einer Erörterung kommen konnte, traf ein gräßliches Krachen ihr Ohr. Durch das rasch geöffnete Fenster sah man Rauch und Nebel von der Sturzgegend zum Himmel ansteigen. Mettler, wie vom Blitz getroffen, stürzt heraus, zieht vor dem Hause eiligst seine Schuhe aus, um schneller laufen zu können und läuft den Berg hinan, wo er statt seiner Hütte nur Verwüstung findet. In namenloser Angst war er hinaufgeißelt, namenlos ist der Schmerz sein Weib und Kind unter

den Trümmern begraben zu wissen. Aber da er umschaut, tritt hinter einem Felsen sein junges Weib mit dem Kindchen auf dem Arm hervor. Sie war wunderbar gerettet, nachdem bei jedem Donnerton der stürzenden Felsen und bei jeder Erschütterung ihrer Hütte sie sich unrettbar verloren geglaubt hatte. Sollte sie bleiben oder fliehen? In beiden Fällen war die Gefahr gleich groß. Sie stand in dem kritischen Augenblick in der Küche um ihrem Kindchen einen Brei zu bereiten; als sie die Stube verließ, hatte das Kind ruhig in der Wiege geschlafen. Da dachte sie: ich will schauen, ob mein Kind noch schläft oder ob es wacht; schläft es, so will ich es nicht aufstören, ist es erwacht, so will ich es aufnehmen und forteilen. Gott hatte ihr diesen Gedanken vom Himmel gesendet. Als sie in die Stube trat, sah sie die klaren Augen des erwachten Kindes und im nächsten Augenblick war sie mit demselben aus der Hütte heraus; im zweiten Augenblick erbebte die Erde unter ihren Füßen und war die Hütte abwärts geschleudert. So wurde ihr Kind ihr rettender Engel.

Etwas weiter nach unten am Berge hatte der Bruder von Bläsi Mettler, Sebastian, seine Hütte. Der Mann war am zweiten September mit einigem Vieh auf der Almend am Rigi, die Hausfrau befand sich mit zwei kleinen Kindern daheim. Da kam die Stein- und Erdlawine und die Hütte war verschwunden. Sobald es möglich war, eilten die weiter unten wohnenden Eltern und Geschwister jener Frau, die ihr Leben gerettet hatten, hinauf, um zu erfahren, was aus dem Hause und den Inwohnern geworden sei, fanden aber nur ein wüstes Trümmergrab. Als sie aber noch in Schmerz versunken die Stätte umstanden, wo die Hütte nach ihrer Berechnung gewesen war, bemerkte der Bruder der verschwundenen Frau etwas weiter abwärts einen Gegenstand, der ihm wie ein gefüllter Betsack vorkam und darauf schien ein kleines Kind zu liegen. Um der Sache gewiß zu werden, arbeitete er sich durch die weiche mit Steinen untermengte Schlammmasse hindurch und findet ein Kind, das ruhig ihm entgegenlächelt, auf dem Laubsack liegen. Er trägt das Kind zu den Seinigen und das sichere Auge der Großmutter erkennt in demselben ihren kleinen Enkel. Manche Erklärungsversuche dieser wunderbaren Rettung sind damals gemacht worden, aber bei jedem dieser Versuche blieben Zweifel übrig; nur daran zweifelte Niemand, daß der Schutzengel des Kindes treue Wacht gehalten habe.

Auch die Dörfer Lowerz und Seemen wurden von dem verheerenden Naturereigniß erfaßt und Häuser und Menschen fanden dort, besonders in Lowerz, ihren Untergang. Der Lowerzer-See, den wir als lieblichen Wasserspiegel kennen, war eine tobende Fluth geworden, deren Brandung weit über die Ufer stürmte. Die kleinere Insel in dem See war ganz von der empörten Fluth überspült, auf der größeren, der s. g. Schwanau, reichte das Wasser bis zum Glockenthurm der Einsiedelei.

Schon im September 1806 zeichnete ein züricher Künstler, J. H. Meyer, von einem Standpunkt oberhalb dem Dächli am Rigi das Bild der Verwüstung, wie es auch in unserm Bilde reproducirt ist. Derselbe Künstler hatte früher von demselben Orte aus die Gegend aufgenommen und er sagt in dem kurzen Text, der den beiden radirten Bildern beigegeben ist: „In einem Augenblick war das Thal von Goldau noch ein Paradies, in dem darauf folgenden eine Steinhölle, voll Todeschauer und Grauen.“ Mancher Frühling hat erscheinen müssen, um dieses Grauen zu mildern. Zwar gibt die Sturzbahn, auf welcher die Vernichtung einst herabfuhr in das Thal, auch jetzt noch den Anblick einer schrecklichen Debe; unter den Felsblöcken, welche in das Thal herabgeschmettert sind, hat die Menschenhand nur wenig aufräumen können; aber um diese Denkmäler des Schicksalsjahres 1806 herum zeigen Gras und Blumen neues Leben. Ein neues Goldau ist in der Nähe der alten Stätte auch wieder entstanden. Zuerst konnten nur eine Kapelle und eine kleine Anzahl von Häusern gebaut werden, seit 1849 hat Goldau wieder eine Kirche und freundliche Menschenwohnungen mehren sich an der von den Rigifahrern so stark begangenen Straße. Zschokke schrieb noch:

„Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwischen Felsstücken und Wasserpfützen, schlängelt sich nun der Weg von Arth gen Schwyz. Hin und wieder hebt sich ein mageres Gesträuch an todtten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reisende, ein Heustall, über den Ruin aufgerichtet, tragen den Namen des verschwundenen Goldau und deuten in der Einöde auf die ehemalige Stätte desselben hin.“

Der zweite September ist den Thalbewohnern ein ernster Tag geblieben, der sie alljährlich zu einer kirchlichen Feierlichkeit, der „Schuttjahreszeit“ versammelt.

Bel sagt von dem besprochenen Sturz: „Es ist kein Bergfall oder Felsensturz, sondern ein unge-

heurer Erdschlupf oder Stein- und Erdlawine zu nennen.“ Wie richtig diese Bemerkung sei, zeigt die Vergleichung eines Felsensturzes im Vorderertheinthale des Bündnerlandes. Wer von Chur aus auf der bekannten Tour zur Via Mala und auf den Splügen sich in dieses Thal begeben hat, der erblickt zur Rechten am Kalande eine Partie, an welcher sich augenscheinlich erst in neuerer Zeit eine Felsmasse abgelöst hat. Das geschah zu mehreren Malen seit 1834, aber stärker wurden die Stürze in den Jahren 1842 und 1843 und da noch Größeres zu befürchten war, so siedelte der größere Theil der Bewohner des darunter liegenden Dorfes Felsberg sich nach dem Dorfe Gms über, bis es ihnen, durch milde Beihülfe von Nah und Fern, gelang, sich eine neue Wohnstätte außerhalb der Sturzlinie, Neu-Felsberg zu bereiten (1844). Aber einige Familien von Felsberg waren nicht zu bewegen den väterlichen Boden zu verlassen, sie sind unter dem Damokles-Felsen geblieben.

Wie dieser Felsensturz verschieden war von der Katastrophe, in welcher Goldau vernichtet wurde, so hat die neueste Zeit wieder einen Bergfall aufzuweisen, der in seiner Art gar nicht verschieden ist von dem Naturereigniß bei Goldau, aber doch nicht eine so schreckliche Ausdehnung angenommen hat.

Am nördlichen Ende des Kantons Glarus, nicht weit von der Eisenbahn, aber durch den Linthkanal davon geschieden, liegt das Doppeldorf Ober- und Unter-Bilten. Bevor durch die segensbringende Linthunternehmung die ganze Niederung aus einem Sumpflande in eine fruchtbare Ebene umgewandelt war, hatte auch Bilten durch Ueberschwemmung oft zu leiden und das Wechselfieber war dort stationär. Gegen Ueberschwemmung von Seiten der Linth ist Bilten seitdem gesichert und wenn es auch den Lawinen ausgesetzt war, scheint doch die daher kommende Gefahr nicht sehr bedrohlich gewesen zu sein. Als daher früh am 29. April 1868, bevor noch der Morgen anbrach, die Bewohner von Bilten durch ein gewaltiges Getöse über sich am Berge aufgeschreckt wurden, gaben sie sich keiner ernstern Besorgniß hin, denn es waren in diesen Tagen der Schneeschmelze schon viele Lawinen ins Thal niedergestürzt und man hielt das Krachen vom Berge für die Stimme einer größeren Lawine. Als aber der Tag erschien und vorrückte, da kam und mehrte sich auch die bange Sorge. Man sah, daß einzelne Felsblöcke sich vom Berge losgemacht hatten, aber noch

durch die Waldung vom Niederrollen ins Thal abgehalten waren. Der Regen floß den Tag über in Strömen und gegen Abend fanden neue Ablösungen vom Berge statt. Man sah einer Schreckensnacht entgegen und während ohne Aufhören Sturm geläutet wurde, retteten die Bewohner von Ober-Bilten von ihrer Fahrhabe was nur zu retten war und wenige blieben die Nacht in ihren Häusern. Diese Nacht war grauzig. Die Sturmglocke heulte und der Berg krachte und dazwischen hörte man das Rufen der geängstigten Einwohner und der Regen strömte als ob eine neue Sündfluth herankomme. Der ungestüme Dorfbach übersprang die Schutzwehren und drohte Unter-Bilten unter Wasser zu setzen, aber für Ober-Bilten kam die Verheerung vom Berge herab. Ein Bewohner von Ober-Bilten schrieb am folgenden Morgen an die Neue Glarner-Zeitung: „Wir haben eine wahre Schreckensnacht durchgemacht. Mancher mag unter dem furchtbaren Lärm dieser unheimlichen Gebirgskanonen mit geängstigtem Gemüthe gefragt haben: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ Am Morgen aber, o Jammer! Die zunächst am Berge liegenden Güter von der Kirche aufwärts, die schon im schönsten Frühlingschmuck dastanden, sind zugebedeckt mit Schlamm und Geröll und immer und immer lösen sich neue Schlupfe an dem wie lebendig gewordenen Hirzli ab, stürzen mit entsetzlichem Getöse hernieder, kommen als lehmiger Lavaström unten an, an Häusern und Ställen sich aufthürmend und dann in breiten Armen den verheerenden Lauf fortsetzend.“

Der Berg, gegen welchen sich Bilten staffelförmig erhebt und von welchem jetzt das Verderben herabkam, heißt das Hirzli und besteht größtentheils aus Nagelfluh, so daß die Erklärung des Unglücks dieselbe ist, wie bei manchen früheren Katastrophen der Art.

Am Hirzli befindet sich die sogenannte Wasseregg, eine größere feuchte Fläche, und dort machten sich am Morgen des 29. April die ersten Felsstücke los.

Verlust von Menschenleben war nicht zu beklagen, aber die fleißigen Oberbiltener, welche ihr Dorf zu einer wohlhabigen, freundlichen Ortschaft gemacht hatten, sind hart geschädigt worden durch den in der Waldung angerichteten Ruin und besonders durch die Verwüstung ihrer Wiesenlande. Ohne Zweifel werden sie aber mit der den Glarnern eigenen Energie, welche noch in der Neuzeit schwerere Proben hat bestehen müssen, das Unglück überwinden. Sachkundige Männer sind



J. Fuhrer del.

Riedel sc.

DER PILATUS.

bereits thätig geworden, um Sicherungsmaßregeln für die Zukunft zu treffen und durch Verbauung der ge-

fährlichen Stellen den feindlichen Mächten des Gebirges entgegenzutreten.

Der Pilatus.

„Kein Gebirge in der Schweiz ist in den vorigen Jahrhunderten so oft bereist und beschrieben worden und jetzt keins weniger als der Pilatus.“ So schrieb G e l am Ende des vorigen Jahrhunderts, aber seitdem ist es wieder anders geworden. Als die Rigi-fahrten in unserem Jahrhundert eine Ausdehnung annahmen, daß die Zahl der Pilger auf diese Höhe fast der Zahl der Bußfahrer nach Mariä Einsiedeln gleich kam, da blieb der Pilatus vernachlässigt und er hat erst in der neuesten Zeit wieder ein Interesse erweckt, das jährlich in starker Progression zunimmt. So hat denn dieser Berg seine Geschichtsperioden.

Versuchen wir auf die Zeit seiner Taufe zurückzugehen, so stoßen wir auf große Schwierigkeiten und die Legitimität seines Namens wird zweifelhaft. Es ist nemlich oft behauptet worden, der ursprüngliche Name dieses Berges sei Fracmont (Fractmont, Fractmünd) gewesen und die Schriftsteller früherer Zeit nennen in ihren lateinischen Beschreibungen denselben mons fractus, was zerrissener, zerklüfteter Berg bedeutet und an den „Brocken“ des Harzes erinnert. Eine solche Zerklüftung des Berges, die Sprünge seiner Felswände, die kühnen Formen seiner Gipfel sind allerdings augenfällig genug, aber daß die Umwohner einen romanischen Namen für diesen ihren Hauptberg sollten gehabt haben, bleibt doch zweifelhaft. Man nimmt bei solchen Dingen wohl seine Zuflucht zu einer keltisch-romanischen Zeit und obgleich damit zwei sehr verschiedene Völker in eine Vereinigung gebracht werden, die nie existirt hat, so läßt sich mit einer solchen Operation viel machen.

Der luzerner Chronist, Diebold Schilling, welcher um 1520 starb, sagt bei Erwähnung eines fürchterlichen Unwetters vom Johannistage 1475: „Nun soll männiglich wissen, ist ein Berg nit fer von der Statt, den man nennt Fracmont, wird aber genennet von dem gemeinen Mann Pilatusberg.“ Was bedeutet denn aber Pilatus nach seinem Buchstabengehalt? Man hat dar-

aus pileatus, d. i. behütet machen wollen und das ist keine üble Spielerei, denn dieser Berg, der Wetterprophet für die Gegend, ist ein Hutberg, wie es deren manche in der Schweiz giebt. Gerade von ihm heißt es im Volksmunde:

„Hat der Pilatus einen Hut,
So wird das Wetter gut,
Hat er einen Degen,
So giebt es Regen.“

In früherer Zeit sagte man kürzer: „Wann der Pilatus hat ein Hut, so ist das Wetter fein und gut.“

L ü t o l f hat in seinem interessanten Sagenbuch darauf hingewiesen, daß ein solcher Bergname auch anderswo vorkomme; ein Berg la Pilaz sei im waadtländischen Jura (Bezirk Nyon) und einen Berg Pilat mit einem See, aus welchem Unwetter entstehen, gäbe es südwestlich von Vienne. Darnach wäre es nicht unwahrscheinlich anzunehmen, der Bergname Pilatus (oder Pilatis in der Volkssprache) habe anfangs keinen Zusammenhang gehabt mit der berühmten Legende vom unseligen, ruhelosen Landpfleger Pilatus, sondern die schon bestehende Benennung habe erst später, als die Legende bekannt wurde, die Localisirung derselben hier auf diesem Berge und auch anderswo veranlaßt.

Wenn wir Pilatus oder Pilatis als den alten Volksnamen des Berges nehmen, so müssen wir auch die etymologische Deutung des Namens in G a t s c h e t's ortsetymologischen Forschungen hören. Nach ihm ist der Name herzuleiten vom ahd. Zeitwort billôn, was spalten bedeutet und Pilatis sei ein Aggregat- oder Collectiv-Begriff von Spalten, an denen der Berg überreich ist; der romanische Name Fracmont und der deutsche Brockenberg (im Ostfriesenlied der Hasler) bedeuten gespaltene Felsmassen und seien uralte einstigen Deutungen des Namens Pilatis oder Pilatus.

Doch genug und schon zu viel von der Etymologie. Wenden wir uns zu der berühmten Sage oder

Legende, die bei gleichem Kern, weil sie im Volke sich bewegte, Variationen der Form annahm.

Pontius Pilatus, der Landpfleger von Judäa, hatte seine Provinz so schlecht verwaltet und es waren Klagen darüber nach Rom gekommen, daß Tiberius Cäsar, der auch über die Hinrichtung des Heilandes erzürnt war, ihn nach Rom zur Rechenschaft berief. Als aber Pilatus vor dem Kaiser erschien, empfing ihn dieser so freundlich, daß alle die, welche bei der Vorstellung anwesend waren, darüber in Erstaunen geriethen. Kaum war aber der Landpfleger entlassen, so kehrte der Zorn des Kaisers zurück, und Pilatus wurde nochmals zu Hofe befohlen, sonderbarer Weise aber eben so freundlich empfangen und eben so huldvoll entlassen als zuvor. Dasselbe wiederholte sich mehrere Male. Da schöpften die Hofleute Verdacht, daß der Landpfleger an seinem Leibe ein Amulet von sehr kräftiger Wirkung verborgen haben möchte; sie durchsuchten ihn daher im Vorfaal und entdeckten bald den — ungerähten Noth des Heilandes, den er unter seinen Kleidern angelegt hatte. So wie sie ihm denselben ausgezogen hatten, war der Zauber eufertnt und als sie nun nochmals den Landpfleger vor den Kaiser brachten, gerieth dieser in den heftigsten Zorn über den ungetreuen Diener und ungerechten Richter und verurtheilte ihn sogleich zu dem schmachvollsten Tode. Nach einer andern Tradition hatte der Zorn des Kaisers einen anderen Grund. Der Kaiser litt an einer bösen Krankheit, die kein Arzt in Rom zu heilen vermochte. Da hörte er, wie in Jerusalem ein Mann sei, Jesus mit Namen, der alle Gebrechen heilen könne. Er schickte einen getreuen Diener nach Jerusalem um diesen Arzt zu holen; da wurde es aber bekannt, daß Pilatus ihn hatte hinrichten lassen und darob gerieth der Kaiser in großen Zorn und verurtheilte den Pilatus zum Tode. Pilatus entzog sich aber der Vollstreckung des Urtheils, denn sobald er ins Gefängniß gebracht war, entleibte er sich mit seinem Schwert, nach Andern mit seinem Tischmesser. Sein Leichnam ward nach alter Sitte als der eines Selbstmörders in die Tiber geworfen; aber gleich darauf brachen wilde Stürme und fürchterliche Regen- und Hagelwetter über Rom herein, der Donner krachte, das Erdreich und das Wasser, die Wolken und die Elemente bewegten sich, daß die Leute gar sehr erschraaken. Da wurde Rath gehalten und man zog den Körper des Landpflegers wieder aus der Tiber und brachte ihn nach Vienne in Gallien, wo man ihn in

die Rhone versenkte. Aber auch hier entwickelten sich nun Stürme und Gewitter, gerade wie in der Hauptstadt des römischen Reichs und abermals suchte man den Leichnam und als man ihn gefunden, schickte man ihn nach Lausanne, um ihn da begraben zu lassen. Als man ihn aber begraben hatte, da wollte ihn das Erdreich nicht leiden und es entstand wieder ein großes Ungewitter. Endlich brachte man den Todten auf ein hohes, wildes, unzugängliches Gebirge, das etwa 40 Stunden von Lausanne liegen mochte, und warf ihn in einen kleinen See, „in aller Teufel Namen,“ wie es in einer alten Tradition heißt. Zur Ruhe kam er hier, wo auch andere böse Geister haupften, nicht. Stürme braupften fortwährend um den Berg. Bald watete der Unselige in seinem See herum und regte ihn auf, so daß er überströmte und seine Gewässer ins Thal ergoß; bald stürmte er auf dem Gebirge hin und her, jagte die Heerden auseinander und stürzte sie in die Abgründe; oft setzte er sich auf eine Bergspitze, welche gegen das Entlebuch hinsteht, die Güpfe heißt und oben eine Platte, die sogenannte Kanzel, hat. Wenn er hier saß, so schickte er den Entlebuchern Unwetter, welche das Land verheerten.

Endlich kam einmal ein fahrender Schüler ins Land, dem man es zutrauen durfte, daß er mit Beschwörungsformeln und Zaubermitteln zu operiren verstehe. Die Einwohner boten ihm daher eine große Summe Geldes, wenn es ihm gelänge den Unseligen zur Ruhe zu bringen. Der Geisterbanner versprach den Versuch zu machen, stieg den Berg hinan und gelangte nach mehreren Stunden auf die Güpfe, wo er auch den Pilatus wie auf seinem Throne sitzend fand. Der Zauberer stellte sich auf einen großen Stein und begann seine Beschwörungen; aber obgleich er kräftige Sprüche gebrauchte und dabei so lebhaft agirte, daß der Stein sich löste und hin und her zu schwanfen begann, so wich doch Pilatus nicht einen Zoll breit. Da ergriff der Zauberer stärkere Mittel und schleuderte die kräftigsten Exorcismen. Er ging nach Osten auf eine der Güpfe gegenüberstehende Spitze des Berges, das Widerfeld und begann hier mit seinem Gegner einen heißen Kampf, der zuletzt so heftig wurde, daß noch zur Zeit des berühmten Zürchers, Conrad Gesner, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf den Pilatus kam, die Spuren davon sichtbar waren. Man zeigte ihm ein mit einem höheren Rande umgebenes Viereck von etwa sechs Fuß im Quadrat, mit üppigem Grafe bewachsen, aber in der Mitte war ein ungefähr

anderthalb Fuß breiter Platz, welcher ganz kahl und für alle Zeiten unfruchtbar war. Dort hatte der Beschwörer gestanden. Endlich mußte der böse Geist, welcher lange im Wirbel den fahrenden Schüler umkreist hatte, den übermächtigen Formeln weichen; er fing an, mit seinem Gegner zu unterhandeln und versprach sich in seinen See zurückzuziehen und sich dort ruhig zu verhalten, wenn man ihn nicht beunruhige; nur solle man ihm gestatten, alljährlich an einem Tage hervorzukommen und frei auf dem Berge zu wandeln. Diese Bedingungen nahm der Schüler an. Pilatus hielt den Vertrag und machte auch von seinem Rechte Gebrauch. Am Charfreitag jedes Jahres, also an dem Tage, an welchem er Christum zum Kreuze verurtheilt hatte, stieg er aus dem Wasser empor, und setzte sich, mit der rothen Kleidung seines Amtes angethan, auf den Richterstuhl, welcher sich dann mitten aus dem See erhob; Haar und Bart waren eisgrau. Wer ihn da erblickte, mußte noch im Laufe des Jahres sterben. Zu den sonstigen Zeiten verhielt er sich ruhig, sobald man ihn nicht aufstörte; wenn man aber in der Nähe des Sees lärmte und schrie oder gar den Geist rief, wenn man Steine oder sonst etwas in den See warf, in das Wasser trat oder mit einem Stoc darin rührte und die Tiefe auszumessen versuchte, dann zogen sich sogleich Wolken um den Berg, ein furchtbares Unwetter brach mit Blitz und Donner los und der See spie sogar feurige Dünste aus. Aber auch abgesehen davon, dachte man sich und schilderte den See so, daß sich Niemand versucht fühlen konnte, demselben sich zu nähern. Er liege hoch oben, hieß es, an einem einsamen wilden Ort, umgeben von einem Tannengehölz, sei von schrecklichem Ansehen, tief und unergründlich; kein Wind bewege seine schwärzliche Oberfläche; er habe keinen Zu- und Abfluß, wachse weder durch Regen noch durch Schnee, nehme eben so wenig bei Trockenheit ab und friere niemals zu. Neben diesem unheimlichen See seien noch zwei Teiche, von denen der eine die Wohnung der Frau des Pilatus sei.

Als die Pilatussage in aller Buntheit im spätern Mittelalter verbreitet war, bethätigte sich die Sicherheitspolizei durch das Verbot des Zutritts zu dem See und selbst des Besuchs des Berges von Seiten der Fremden. Diebold Schilling erzählt, daß noch zu seiner Zeit, also um das Jahr 1500, der Zugang zum See „bei Leib und Leben und Gut“ verboten war. Leute, die etwas in den See geworfen hatten, sollen in früherer Zeit sogar enthauptet worden

sein. Mehr beglaubigt ist es, daß 1387 sechs Geistliche wegen Versuch den Berg zu besteigen, in Luzern ins Gefängniß geworfen wurden und Urfehde schwören mußten. Aber nicht bloß die Luzerner waren hierin vigilant, sondern auch Unterwalden. In dem ältesten Landbuch von Obwalden wird berichtet, es sei Klage gekommen, daß Leute mit Trommelschlag und anderem Getöse auf dem Berge gegangen seien, daher habe die Landsgemeinde beschlossen, wer der wäre, der solches an denselben Enden thäte, daß Jemand Schaden davon beschehe, den solle man nach Sarnen führen und in den Thurm legen, ihm dann einen Rechtsstag setzen und nach seinem Verdienen ohne Gnade strafen, damit sich andere wüßten darnach zu halten und sich fürhin zu hüten.

Es wird auch berichtet, daß alljährlich im Frühling die Sennen der Alpen am Berge in Eid genommen wurden, keinem Fremden den Weg an den See zu zeigen und versprechen mußten, frevelnde Besteiger gefangen zu nehmen.

Von der Regel des Verbots für Fremde den Berg zu besteigen und an den See zu gehen, wurde jedoch eine Ausnahme gemacht bei zuverlässigen Personen, denen man es zutrauen konnte, daß sie von der Gestattung keinen Mißbrauch machen würden. Aber auch bei diesen wurde die Vorsicht angewendet, daß man sie versprechen ließ, bisweilen mit einem Eide, nichts in den See werfen zu wollen; dazu gab man ihnen eine Begleitung mit. So kam im Jahr 1518 der Herzog Ulrich von Württemberg hinauf und in demselben Jahr der berühmte St. Galler Vadianus (Joachim von Watt) mit gelehrten Freunden. Es war schon eine wissenschaftliche, besonders dem berühmten See gewidmete Expedition. Eine besondere Erlaubniß dazu mußten sie sich von Luzern verschaffen. Der Hirt, welcher ihnen als Führer diente, wurde in der Nähe des Sees von Furcht und Zittern ergriffen und den Reisenden war es dort auch nicht geheuer. Conrad Gesner von Zürich mußte sich gleichfalls in Luzern die Erlaubniß auswirken, als er mit drei jungen Leuten den Pilatus besteigen wollte. Seine Beschreibung des Berges wurde 1555 gedruckt. Er tritt darin schon dem Glauben an den Zusammenhang des Berges mit dem Landpfleger Pilatus und dem noch von Vadianus angenommenen Vorurtheil, daß durch den See Gewitter und Ueberschwemmungen entstünden, entgegen. Er war auch wohl der erste Naturforscher, der auf die botanische Ausbeute hinwies, welche an diesem Berge

zu machen sei. Sein jüngerer Zeitgenosse, der als Historiker berühmte Stadtschreiber von Luzern, Renwart Cysat (1545—1614) schrieb noch: „Da ich und ein Gesellschaft den Ort besuchen (nämlich wo der fahrende Schüler mit dem Pilatus gestritten hatte) hat uns gegrüset. Wir sahen auch gleich dabei am spitzen des Berges in Felsen gehoben das Herzog Ulrich von Wirtemberg als er ein zyt lang zu Lucern sich gehalten Anno 1519 bis ort selbst persönlich auch besichtigt und solche sin gedächtnuß allda ingehoben lassen.“

Der Enkel von Renwart Cysat, Johann Leopold († 1663), von dem wir eine genaue Beschreibung des Vierwaldstättersees (Luzern 1661) haben, war schon in der Aufklärung fortgeschritten, denn er schrieb: „Was aber von des Pilati See und desselben armfeligen verdammlichen Geist inn- und außerhalb dem Schweizerland geschrieben und gesagt wird, das ist lauter Fabelwerk und Gedicht.“

Schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts machte sich die Aufklärung soweit geltend, daß die Regierung und die Geistlichkeit von Luzern den Glauben an den verrufenen See zu verbannen suchte. Der Decan und Stadtpfarrer Johann Müller begab sich 1585, ohne Zweifel mit Zustimmung der regierenden Herren, mit einer zahlreichen Gesellschaft auf den Berg und an den See. Man rief den Landpfleger in verschiedenen Sprachen und warf Steine in den See, aber weder der Landpfleger noch ein Ungewitter erschien. Um zu beweisen, daß der See weder bodenlos sei noch feurige Dünste ausspeie, mußten Leute hineinwaten und es zeigte sich keine Veränderung. 1594 ließ man sogar das Seeli abgraben und dasselbe war fortan nur ein Sumpf oder eine Pfütze, die sich nur bei der Schneeschmelze mit Wasser füllt. Wenn Besteiger des Pilatus behauptet haben, es existire keine Spur mehr von dem einst so viel genannten See, so ist das nicht richtig. Eine solche Behauptung kommt daher, daß die Lokalität sich nicht an dem üblichen Wege zur Höhe des Berges hinauf befindet. Er liegt an der luzerner Seite des Pilatus, an der Alp Bründlen.

Bei dem umwohnenden Volk erhielt sich der alte Glaube an den Pilatus und dessen Wettermachen länger. Noch in diesem Jahrhundert, selbst noch vor einigen Jahrzehnten soll es Gebrauch gewesen sein, daß Sennen auf den Alpen des Berges gegen eine bestimmte Besoldung, den sogenannten Ruskäse, jeden Abend bei Sonnenuntergang durch die Volle, den Milchtrichter, mit lauter Stimme einen feierlichen Segen sprachen,

der den Unhold verhindern sollte, ihnen und ihrem Vieh während der Nacht Schaden zu thun. Es ist dieses übrigens nur die Verwendung einer allgemeineren Sitte, denn auch anderswo rufen die Sennen am Abend Segensprüche, besonders den englischen Gruß ins Gebirge hinauf, damit ihnen in der Nacht kein Stück ihrer Heerde versprengt werde und ihnen kein Unheil geschehe durch die feindlichen Mächte, welche in der Nacht aus den Gebirgsschluchten hervorkommen.

Das Wunder des Pilatus-Sees ist geschwunden mit all seinem Spuk und der unselige Landpfleger ist zur Ruhe gekommen, wie der ewige Jude, nachdem er lange genug gebüßt hatte. Von einem andern Wunder im Innern des Pilatusberges ist auch kaum mehr die Rede, das doch vordem die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Ungelehrten im hohen Grade auf sich gezogen hatte.

Der Engländer W. Coxe meldet in der sehr beachtenswerthen Schilderung seiner von 1776—1786 unternommenen Reisen in der Schweiz: „Der Pilatusberg besitzt eine eigenthümliche Merkwürdigkeit. In einer Höhe von 5000 Fuß und an dem steilsten Theile des Berges, unweit der Bründlenalp, gewahrt man in der Mitte einer, in schwarzem Fels sich öffnenden Höhle ein riesenhaftes Standbild, welches von weißem Stein zu sein scheint. Es stellt einen, in ein Gewand gehüllten Mann dar, der einen Ellenbogen auf ein Niedestal stützt und ein Bein über das andere legt. Es ist so regelmäßig geformt, daß es kein Naturspiel sein kann.“ Nach ihm schrieb G e l in seiner Anleitung die Schweiz zu bereisen: „Auf der Bründlenalp erblickt man nach S. D. in einer Höhe von 100 Klastern, in der Mitte eines hervorstehenden schwärzlichen Felsens, den Eingang einer Höhle, in welcher eine Bildsäule steht, welche die Bergbewohner unsern Cornell, auch St. Dominik, und den Eingang der Höhle Dominikloch nennen. Man kann sich auf keine Art dem Eingange nähern; die Höhle geht durch den ganzen Felsen und öffnet sich auf der andern Seite unterhalb der Tomlisalp, wo die Oeffnung Mondloch genannt wird, weil in dieser Höhle sehr viel Mond- oder Bergmilch gefunden wird. Der Zugang zu diesem Mondloch ist gefährlich und sehr beschwerlich; tödende Kälte stößt heraus, und ein Bach stürzt aus dem Eingange hervor, welcher 16 Fuß hoch und 9 Fuß breit ist. Der Bach in der Höhle bringt durch sein Fließen sonderbare Töne hervor, welches die Pilatusbewohner das Bergklingeln nennen und sehr merk-

würdig finden. Zehn Schritte hinein erweitert sich die Höhle zu großen Gewölben; nach 4—500 Fuß verengert sie sich aber dergestalt, daß man auf dem Bauch mitten durch strömendes Wasser kriechen muß. Einige Versuche, durch die ganze Höhle bis zur Bildsäule hindurch zu kriechen, sind mißglückt; sie haben aber soviel gezeigt, daß die Höhle durch den ganzen Felsen geht und daß in ihrer entgegengesetzten Oeffnung die sonderbare Gestalt sich befindet. Von der Bründlenalp aus betrachtet ist die Bildsäule von weißer Steinmasse, dem Augenmaß nach 30 Fuß hoch, und hat Aehnlichkeit mit einem Menschen, der sich mit seinen Armen auf einen Tisch stützt, die Beine quer über einander schlägt und die Stellung nimmt, als bewache er den Eingang der Höhle. Ein gewisser Huber aus Luzern (aus Ariens) wollte diese sonderbare Gestalt in der Nähe untersuchen. An einem Strick befestigt ließ er sich von dem Felsen hinab; ein Felsvorsprung hinderte ihn, zu dem Eingang der Höhle, um welchen er herum-schwebte, zu gelangen; er ließ sich wieder hinaufziehen, versah sich mit einer Hakenstange und gleitete noch einmal hinunter; allein unglücklicher Weise brach jetzt der Strick und Huber wurde zerschmettert. Wie er das erste Mal heraufgezogen war, versicherte er, die Bildsäule sei für ein zufälliges Bild der Natur zu künstlich gearbeitet. Seitdem glaubt man, daß die auf den Pilatus von den römischen Legionen desertirten Römer diesen Stein zu einer Bildsäule gehauen hätten und daß seitdem durch die stete Verwitterung der Felsen der Weg hinauf vernichtet worden sei. Ist es vielleicht ein großer Tropfstein?"

Die von Ebel und Anderen angenommene Verbindung des Mondmilchloches und der Dominikhöhle existirt nach späteren Untersuchungen nicht. Zur Aufklärung des Haupträthfels in Betreff der Figur diente eine kühne Unternehmung im Jahr 1814. Ein Gemsjäger aus Tyrol, Ignaz Matt, erklärte sich im Sommer dieses Jahres bereit den Versuch des Eindringens in die Dominikhöhle zu machen. Eine große Zuschauermenge fand sich dazu auf der Bründlenalp ein. Mit der größten Umsicht und Festigkeit führte Matt die Sache aus und als er am Ziel angekommen war, erhoben die Zuschauer ein Freudengeschrei, das noch von Blasinstrumenten secundirt wurde und in den Felsen starken Wiederhall fand. Um sein Werk zu krönen, kletterte Matt dem Dominik auf die Schultern und als er wieder herabgekommen war, unternahm er die Ausmessung der Höhle und der Figur. Er hatte

sich im Ganzen 306 Fuß herabgelassen. Die Höhe der Höhle betrug 90, die Tiefe 120, die Breite 28 Fuß. Die Wände mit unzähligen Wassertropfen bekleidet, bestanden aus festem Kalkstein. Die angebliche Statue war ein am Eingange der Höhle stehendes isolirtes Felsenstück, mit verwittertem, äußerst weißem Kalk überzogen. Wie der Stein aus der Ferne gesehen das Ansehen einer menschlichen Figur haben konnte, erklärte sich aus den verschiedenen Rissen. Die Höhe beträgt etwa 8 Fuß, den Kopf nicht gerechnet, der aus drei aufliegenden und beweglichen, zusammen 2 Fuß hohen Kalksteinen besteht. Ein zweiter Felsen von derselben Steinart stellt den Tisch vor, an den sich die Figur anzulehnen scheint.

Ein Räthsel, welches die Menschen lange beschäftigt hatte, war durch diese kühne Unternehmung endlich gelöst. Matt fand auch den Schatz nicht, der in der Höhle liegen sollte. Es ging nemlich eine Sage, der Dominik, ein seiner Verbrechen wegen verwünschter und versteineter Mensch müsse einen unermesslichen Schatz von Gold und Silber hüten, bis er durch wirksame Exorcismen gezwungen werde, den Schatz herauszugeben. An die mysteriöse Höhle knüpfte sich bei den Unterwaldnern noch eine andere Sage, im Hintergrunde des Dominikloches schliefen die drei Tellen ihren Zauberschlaf, aus dem sie einst, wenn die Zeit gekommen sei, erwachen würden, um noch einmal ihr Vaterland von der Knechtschaft zu befreien. Diese auch anderswo localisirte Sage vom Zauberschlaf der drei Tellen (im Rüttli und im Aenberge), welche an der Sage vom Kyffhäuser ihre deutsche Schwester hat, ist auch in eine andere poetische Form umgewandelt oder umgekinstelt, aber in dieser Gestalt nicht volksthümlich geworden. Einst zur Zeit als noch das Volk der Schweizer einträchtig bei jeder Gefahr zusammenstand und kein Zwiespalt unter den Kindern eines Stammes herrschte, da war in jener Höhle am Pilatus ein Riese, der treu über des Volkes Sicherheit wachte und es zum Kampfe aufrief, sobald sich ein Feind den Grenzen nahte. Nur einmal schloß der Riese ein; als er erwachte, erblickte er da unten im Lande ein blutiges Schauspiel; Schweizer standen Schweizern gegenüber im unseligen Bruderkampfe. Da erstarrte der Riese des Berges vor Schrecken; sein Körper ward zu Stein und so blieb er bis auf den heutigen Tag. Aber todt ist er nicht; so bald einmal die Eintracht wieder kehrt und jeder Schweizer den andern als Bruder betrachtet und liebt, dann wird er wieder

erwachen und von Neuem für das Vaterland einstehen bis an das Ende der Tage.

Die Sagenfülle der Dominithöhle ist im Vorstehenden noch nicht erschöpft. Auf der Bründlenalp stand einst eine dem h. Dominik geweihte Kapelle, worin die fragliche Bildsäule aufgestellt war. Als ein Bergsturz das Kirchlein überdeckte, wurde das Bild wunderbar an die Fluh hinauf und in die Höhle gerettet.

Auch das Echo, das an den Felswänden und in den Schluchten dieser Berggegend wiederhallt, ist mit der Dominithöhle in Verbindung gesetzt. Dem Oberst Pfyffer von Altshofen, der für die Untersuchung der Höhle im Jahre 1814 sehr thätig war, erzählte ein alter Senn: „Drei junge Leute riefen einst der Figur verschiedene Namen zu; auf keinen derselben gab sie Antwort, als nur auf den Namen Domini und auch jetzt hört sie nur auf diesen Ruf. Wer ihr einen andern Namen zuschreit, der stirbt zuverlässig in demselben Jahre.“ An dieser Erzählung ist etwas Wahres. Das Echo gibt hier, wie Oberst Pfyffer ermittelte, nur gedehnte und langsam ausgesprochene Worte zurück; als er kurze Namen, wie Hans und Klaus, nach der Richtung der Höhle rief, blieb es still.

Daß in den Schluchten und im Berginnern des Pilatus einst viele Bergmännchen oder Erdmännlein gehaust haben, versteht sich von selbst. Die Zwergensage gehört überall dem Hochgebirge oberhalb und neben den von den Sennen befahrenen Alpen an.

Der Sagenkreis des Pilatus, insonderheit die Sage vom unheimlichen See und von der Dominithöhle, hat die Studien der in der Sage und Mythe bewanderten Männer auf sich gezogen und natürlich ist dem Wuotan dabei die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. Außer Nothholz und Lütolf nenne ich H. Kunge, der 1859 in Zürich eine besondere gelehrte Schrift „Pilatus und Dominik“ herausgab.

Die Mythenzeit des Berges Pilatus ist vorüber, aber ein bleibender Nachhall der alten Pilatussage ist es, daß der Gipfel des Berges auch uns, den längst in die Zeit der exacten Naturforschung und Aufklärung Eingetretenen das Wetter verkündet. So hat denn der Pilatus als Prophet noch immer etwas Dämonisches und was gäbe nicht Mancher, der von Luzern aus den klassischen See befahren und in die großartige Gebirgswelt eintreten will, für die Zauberformel, durch welche der Pilatus zum Abwerfen seines Wolkenganges und zur Aufklärung bewogen werden könnte? Ist er so gültig, so widmen wir ihm mit Freuden einen

Tag, ihm zum Danke, uns zum Hochgenuß. Er zieht magnetisch an, dieser Berg, der seinen Fuß von der grünen Fluth des herrlichsten Sees bespülen läßt; er ist so nah und seinen Gipfel zu erreichen, es kann ja nicht so schwierig sein. Leicht kommt man nach Hergiswyl, der gewöhnlichen am freundlichen Gestade liegenden Anfangsstation für die Bergfahrt, mag man die genußreiche Fußwanderung über Horw auf Winkel zu wählen oder die Kraft frisch zu erhalten, die Fahrt auf dem Dampfschiff vorziehen. Ein neugebahnter Weg hat es möglich gemacht, daß der Pilatuskultus in der Neuzeit mit dem Rigitkultus in Wetteifer treten konnte und die wirthschaftlichen Einrichtungen auf dem Berge haben ihr verdientes Lob eingeerntet. Zuerst führt der Weg von Hergiswyl sanft ansteigend noch bei Bauernhöfen vorbei, über Matten und Alpen, dann über Kalksteingeröll und im Zickzack über eine Trümmerhalde zu den nackten Felsenwänden heran. Schon winkt von oben das im Bergsattel am Klimsenhorn gelegene Gasthaus und daneben die Kapelle; wenn man aber der Lust nicht widerstehen darf, an so manchen dazu einladenden Punkten im Rückblick die wechselnden Landschaftsbilder zu genießen, so wird man doch mehr als drei Stunden gebrauchen, um dieses erste Ziel zu erreichen. Von da gelangt man in 10 Minuten auf den Gipfel des Klimsenhorns, das zwar noch nicht zu den höchsten Kuppen gehört, welche die Zackenkrone des Pilatus bilden, aber doch schon in einer Höhe von mehr als 6000 Fuß das Bewußtsein von der Hochgebirgswelt bringt. Es war dieß aber nur ein kleiner Abstecher; wir kehren auf die Bergstraße zurück und bringen auf einem den Felsen abgewonnenen Pfade, der durch den Zickzack Novizen im Bergsteigen wohl schwindelig machen kann, bis zum Kriesloch vor, einer kaminartigen, schwarzen Felsenhöhle, durch die man auf zwei festen Leitern aufsteigt und dann beim Heraus-treten einen überraschenden Niederblick in Unterwalden gewinnt; auch blinken in nicht weiter Ferne Eis- und Schneefelder. Aber wir haben noch höhere Zielpunkte vor uns; unsere Sehnsucht ist, den — Efel zu besteigen. Das klingt sehr profaisch inmitten einer so großartigen Gebirgspoesie und man sollte diese hohe Spitze (2123 M.) unter den Pilatusgipfeln wieder zurücktaufen in den wahrscheinlich ursprünglichen Namen Efel. Auch Kriesloch oder Chriesloch kann nur eine gräßliche Corruption sein, bei welcher vielleicht der Humor im Spiel gewesen ist. Die Felsenhöhle Chriesloch zu nennen, weil hier keine Kirichen wachsen —

wie *lucus a non lucendo* — das wäre denn aber doch zu stark. Lütolf meint, der ursprüngliche Name sei nichts anders als „Kriechloch“.

Nur fünf Minuten unter der Spitze des Esels ist wegen der Anziehungskraft, welche dieser ausübt, schon seit mehreren Jahren ein Gasthaus, das den bis zum Ueberdruß oft verwendeten Namen Bellevue trägt. Gasthaus zum grauen Esel, *Hôtel de l'âne*, konnte man es nicht gut nennen, aber es wäre doch wohl ein anderer deutscher Name, im Anpassen an die Dertlichkeit, statt des verbrauchten Bellevue zu finden gewesen.

An dieses oberste, auf dem Gebiete von Obwalden liegende Gasthaus knüpft sich schon eine schauerliche Geschichte, die genug besprochen, aber nicht aufgeklärt ist. Es wurde wenig mehr ermittelt, als was schon nach kaum acht Tagen die obwaldner Wochenzeitung darüber meldete.

Die Touristen, welche im Sommer 1863 in großer Zahl den Pilatus erstiegen hatten, waren längst wieder heimwärts gezogen, da kam noch am Samstag, dem 14. November, um 1 Uhr Nachmittags, an das Gasthaus am Klinsenhorn ein Fremder, der nicht das Ansehen hatte, als ob er zu den Bergenthustastern gehöre, die, bei Ueberfluß an Zeit und Geld, auch solche Wintertouren unternehmen, um etwas zu leisten und zu genießen, was außer dem Kreise des gewöhnlichen Wanderlebens liege. Der Fremde, etwa 35 Jahre alt und der Sprache nach ein Italiener, flüßte dem dort mit einem 13jährigen Knaben zurückgebliebenen Wächter Obermatt so wenig Vertrauen ein, daß er ihn nicht in das Haus einließ, sondern im Freien bewirthete. Mit der Kasse des Fremblings schien es schlecht bestellt zu sein, denn er bot dem Obermatt seine Taschenuhr zum Kauf an und Obermatt, um jenen nur bald los zu werden, gab mehr dafür als er anfangs zu bieten gewillt gewesen. Nach einer Stunde Aufenthalt zog der Fremde bergauf. Bereits nach einer halben Stunde ging Obermatt nach, um seinen Nachbarn Imfeld, der in dem obern Gasthause die Winterwache hatte, zu warnen. Er traf den Imfeld mit dem Fremden am Tische sitzend und ein Gläschen Liqueur trinkend. Nach kurzer Unterhaltung entfernte sich Obermatt wieder, ließ es jedoch an Warnung nicht fehlen. Imfeld meinte aber, er fürchte sich nicht und der Fremde, der ihm ein ordentlicher Mann zu sein scheine, werde sich wohl bald wieder entfernen. Am folgenden Tage, dem Sonntage, ließ Imhof nichts von sich hören. Die

nachbarlichen Wächter pflegten sich sonst von Zeit zu Zeit Zeichen zu geben. Am Montag früh begab sich Obermatt mit seinem jungen Gefährten zum Gasthof Bellevue, um nach dem dortigen schweigsamen Wächter zu sehen. Niemand gab Antwort auf ihr Rufen, nur das Gebell eines kleinen Hundes ließ sich vernehmen. Mit banger Ahnung holten sie eine Leiter, um in das Zimmer des Wächters sehen zu können und da hatten sie einen haarsträubenden Anblick. Am Boden ausgestreckt gewahrten sie den todtten Wächter, ganz mit Wunden bedeckt und in einer Blutlache liegend. Das Hündchen winselte kläglich. Es wurde sofort nach Stans berichtet und von dort das Polizeiamt in Sarnen von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt. Die gerichtliche Untersuchung fand am folgenden Tage statt. Das Bild, welches sich den Gerichtspersonen darbot, war Schauer erregend. Der Leichnam, durch Blut und eine Anzahl von Wunden am Kopfe, im Gesicht und an den Händen entstellt, lag auf dem vom Blute rothen Boden neben dem Bett ausgestreckt. Rings herum war alles in der gräßlichsten Unordnung: zerbrochene Stühle, Tische, Messer und Gabeln, Teller-scherben, Holzstücke — alles mit Blut besetzt, alle Wände und auch die Zimmerdecke mit Blut bespritzt. Man erkannte, daß ein langer furchtbarer Kampf auf Leben und Tod stattgefunden hatte, daß das Opfer sich mit allem Muth der Verzweiflung gegen seinen Mörder gewehrt haben mußte und erst erlegen sei, nachdem nach vielen andern Verwundungen ihm schwere Verletzungen am Halse beigebracht waren. Während war die Treue des Hündchens, das immer neben der Leiche lag und erst, als diese hinaus getragen wurde, ihr nachlaufend aus dem Zimmer sich entfernte. Man war darauf gefaßt, bedeutende Verwüstungen und Einbrüche in den andern Zimmern des Gasthofes zu finden, aber alles war in Ordnung und außer der dem Todten entwendeten Uhr, seinem Gelde, Sackmesser und Hut, etwas Brot und Schnaps war nichts abhanden gekommen. Ein Raubmord war es nun zwar, aber über die näheren Umstände und die Entwicklung der blutigen That konnte man nur vermuthen. Wahrscheinlich hatte die Weigerung des Imfeld dem Fremden Nachtherberge zu gestatten zu dem Kampfe Anlaß gegeben. Waffen standen dem schon 63 jährigen Wächter, der auch erst eben den Weg von Alpnach herauf gemacht hatte, nicht zu Gebot und der Fremde war ein weit jüngerer Mann.

Obwalden ist kein polizeistarkes Land, aber der

Fall war so gräßlich, daß die Kunde davon rasch in jede Hütte umher drang, so daß Tausende der Umwohner mit der Polizei auf den Mörder, der jedenfalls deutliche Spuren des heißen Kampfes an sich trug, vigilirten. Aber Niemand hat ihn gesehen und der Wege, die er im wilden Gebirge einschlagen konnte, um in's Thal zu kommen, waren nicht viele. Vielleicht ist der Unmensch, der schwerlich nach der Bluttthat in dem schauerlichen Lokal verweilen konnte, in der Dunkelheit in einen Abgrund gestürzt und die Beute der Raubvögel geworden. Im Anfange des Sommers 1868 ist dort irgendwo ein Menschengerippe gefunden und es wurde die Vermuthung laut, es möge dieß das Gebein des Mörders sein; dann hieß es aber wieder, es seien wohl die Ueberreste eines vor einigen Jahren in räthselhafter Weise am Pilatus verschwundenen jungen Baslers.

Alle Spuren der Mordthat sind nun zwar längst

in dem Gasthause verschwunden, aber die Erinnerung daran hat doch wohl manchen Wanderer angetrieben, rasch weiter zu eilen auf die Spitze des Fels, welche in wenigen Minuten zu erreichen ist, und wem der Berggeist gewogen gewesen ist, der hat hier eine Aussicht genossen, welche der Aussicht vom Rigi an Großartigkeit nicht nachsteht, wenn sie auch weniger eine Rundschau ist. Man ist auf dem Fels höher als auf Nigikulm (1800 M.) und den Berneralpen schon näher; diese treten daher schärfer hervor. Dazu ist der Pilatus an sich als Berg weit interessanter, weit pittoresker als der Rigi. Wenn daher so oft in Frage gestellt wird, ob ein Besuch des Rigi oder des Pilatus vorzuziehen sei, so ist die beste Antwort auf eine solche Frage der Vorschlag, es mit beiden Bergen zu versuchen und einen doppelten-Genuß in diesen Anfängen der Hochgebirgswelt sich zu verschaffen.

